

HYPERION

180



HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM

ERSTER
BAND



MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER/VERLAG

GEDRUCKT IN TIEMANNSCHEN SCHRIFTEN
VON POESCHEL UND TREPTE, LEIPZIG FÜR
DEN VERLAG HANS VON WEBER MÜNCHEN
IN 1050 EXEMPLAREN, WOVON 1000 AUF
ENGLISCHEM VELIN, 50 AUF PAPIER DER
KAISERLICH JAPAN. MANUFAKTUR
IM JAHRE 1908

HYPERION
ERSTES HEFT
1908

DAS ERSTE HEFT:

Rainer Maria Rilke: Gedichte — Hugo von Hofmannsthal: Das Bergwerk zu Falun, der letzte Akt — Heinrich Mann: Gretchen, eine Novelle — Carl Schüddekopf: Goethe u. Jacobis Woldemar — Goethe: Die Parodie auf den Woldemar — Wilhelm von Scholz: Gedichte — Franz Blei: Katholische Meditation — Carl Sternheim: Don Juan, der Tragödie erster Akt — Peter Heyden: Wege der Liebe — Emile Verhaeren: Le Depart, deutsch von Ludwig Scharf — Franz Kafka: Betrachtungen — Julius Meier-Graefe: Romreise — Hans von Guenther: Die Zehn Sonette von den Frauen — Lichtdruck nach einer aquarellierten Zeichnung von Goya — Lichtdruck nach einer Studie von Hans von Marées — Sieben Lichtdrucktafeln nach Zeichnungen in Kreide und Feder von Max Mayrshofer — Handkolorierter Zinkdruck nach einer farbigen Zeichnung »Schlafende« von Constantin Somoff — Zinkdruck in Purpur nach einer Zeichnung »Judith« von Th. Th. Heine — Handkolorierter Lichtdruck nach einer farbigen Zeichnung »Puppenfee« von Pascin

Redaktionelle Mitteilungen.

RAINER MARIA RILKE / GEDICHTE

TOTEN-TANZ

Sie brauchen kein Tanz-Orchester;
sie hören in sich ein Geheule
als wären sie Eulennester.
Ihr Ängsten näßt wie eine Beule,
und der Vorgeruch ihrer Fäule
ist noch ihr bester Geruch.

Sie fassen den Tänzer fester,
den rippenbetreßten Tänzer,
den Galan, den echten Ergänzer
zu einem ganzen Paar.
Und er lockert der Ordensschwester
über dem Haar das Tuch;
sie tanzen ja unter Gleichen.
Und er zieht der wachslichtbleichen
leise die Lesezeichen
aus ihrem Stunden-Buch.

Bald wird ihnen allen zu heiß,
sie sind zu reich gekleidet;
beißender Schweiß verleidet
ihnen Stirne und Steiß
und Schauben und Hauben und Steine;
sie wünschten sie wären nackt
wie ein Kind, ein Verrückter und Eine:
die tanzen noch immer im Takt.

DAS JÜNGSTE GERICHT

So erschrocken wie sie nie erschraken
ohne Ordnung, oft durchlocht und locker,
hocken sie in dem geborstnen Ocker
ihres Ackers, nicht von ihren Laken

abzubringen, die sie liebgewannen.
Aber Engel kommen an, um Öle
einzuträufeln in die trocknen Pfannen
und um jedem in die Achselhöhle

das zu legen, was er in dem Lärme
damals seines Lebens nicht entweihte;
denn dort hat es noch ein wenig Wärme,

daß es nicht des Herren Hand erkälte
oben, wenn er es aus jeder Seite
leise greift, zu fühlen ob es gälte.

DER TOD DER GELIEBTEN

Er wußte nur vom Tod was alle wissen:
daß er uns nimmt und in das Stumme stößt.
Als aber sie, nicht von ihm fortgerissen,
nein, leis aus seinen Augen ausgelöst

hinüberglitt zu unbekannten Schatten,
und als er fühlte, daß sie drüben nun
wie einen Mond ihr Mädchenlächeln hatten
und ihre Weise wohlzutun:

da wurden ihm die Toten so bekannt
als wäre er durch sie mit einem jeden
ganz nah verwandt; er ließ die andern reden

und glaubte nicht und nannte jenes Land
das gutgelegene, das immersüße —.
Und tastete es ab für ihre Füße.

DAME VOR DEM SPIEGEL

Wie in einem Schlaftrunk Spezerein
löst sie leise in dem flüssigklaren
Spiegel ihr ermüdetes Gebaren,
und sie tut ihr Lächeln ganz hinein.

Und sie wartet, daß die Flüssigkeit
davon steigt, dann gießt sie ihre Haare
in den Spiegel, und, die wunderbare
Schulter hebend aus dem Abendkleid,

trinkt sie still aus ihrem Bild. Sie trinkt,
was ein Liebender im Taumel tränke,
prüfend, voller Mißtraun, und sie winkt

erst der Zofe, wenn sie auf dem Grunde
ihres Spiegels Lichter findet, Schränke
und das Trübe einer späten Stunde.

HUGO VON HOFMANNSTHAL: DAS BERGWERK Z. FALUN, DER LETZTE AKT

⟨Die große Stube in Dahlsjöhs Haus. Grauender Morgen⟩

ANNA: ⟨aus ihrer Kammer, in Strümpfen, die Zöpfe herabhängend. Sie horcht nach oben, ringt die Hände⟩
Es trieb ihn auf und ab in seiner Kammer
die ganze Nacht. Mir war's, er sprach vor sich.
Ich stand und lag und stand und horchte hin.
Da ist mein Hochzeitmorgen! Weh, ich Arme!
⟨Am Fenster rückwärts⟩
Ob er nun ruht? Knarrt da nicht seine Tür?
Er kommt herunter. Unter seinem Tritt
stöhnt jede Stufe leise wie mein Herz.
Wie anders war es sonst, wenn ich ihn hörte.
Und doch, daß ich ihn doch noch hören kann!
Ich muß hinein. Käm er, wie säh ich aus!
⟨Schlüpft in ihre Kammer, läßt die Tür angelehnt⟩

ELIS: ⟨macht die Eingangstür auf, tritt herein, wirft einen langen Blick, wie abschiednehmend, umher⟩

ANNA: ⟨aus ihrer Tür⟩
Ich trag's nicht! Elis, sprich zu mir!

ELIS: ⟨einen fremden Glanz in den Augen⟩ Ich geh nun.
Ich muß nun gehen. Zeit ist da. Starr nicht
so voller Graun auf mich. Denn ich bin fröhlich.
Hast du die Nacht geachtet, wie da alles
so voll Geheimnis war? Der Wind kam her,
rührte mich an und wich wieder zurück,
verneigend sich vor mir, weil ich ein Wunder.
Die Sterne wußten's auch. Der Berg erbebte.
Da wußte ich: nun ist die Zeit erfüllt,
und alle Zeichen zogen noch einmal
durch meinen Sinn: der Vater mußt hinab,
die Mutter mußte fort sein, da ich kam,
damit auf meinen Lippen ein Geschmack
vom Tode säße so bei Tag wie Nacht,
und Seeluft mir zum Ekel würd und Landluft.
Dann mußt ich einsam sitzen an dem Strand
in meinem Elend: da glitt ich hinab
und durfte sie anschaun zum erstenmal.
Doch mußt' ich noch herauf für eine Frist.
Und Botschaft über Botschaft sandte mir

die Liebste, zu der ich nun eingehn soll.
Der tote Mann stand auf zu meinem Dienst,
hin flog der Stern und wies mir meinen Pfad,
ich fand den Tisch bereitet und das Bette,
ich fuhr in' Berg, der Berg gehorchte mir,
ich wuchs und wuchs und diente meine Frist,
bis daß der Alte herkam seines Weges,
der mächtige, und seinen letzten Atem
auf mich hinhauchte, mich, den Unbelehrten,
Und ich begriff, wie eins das andre zwingt.
Und nun die Zeit erfüllt, die sie mir setzte,
die Botschaft über Botschaft mir gesandt —

ANNA: Er spricht zu mir und weiß nicht, daß ich's bin.

ELIS: Ich hab dich nicht vergessen: auch in dir
ward mir ein Zeichen übern Weg gesandt.
Mein Herz war noch nicht leer von irdischer Sehnsucht,
noch sog ein Etwas dumpf an dieser Welt:
Sie weiß dies alles wohl, ein wundertätiger Spiegel
verrät ihr, was im Herzen heimlich ruht.
Da mußtest du hier stehn, als ich hereintrat,
anfassen mußt ich dich, und alle Sehnsucht
und alle dumpfen unbewußten Wünsche
ausschütten hier auf dich. Wir mußten spielen
das süße, das verworrne Spiel. So tief
mußt eins ins andre sich verstricken, atmend
bald nicht mehr wissen, Welches atmete,
Eins in des Andern Duft und Hauch verfangen.
Wie arm war ich vorher: da ward ich reich!
Denn mein ward deine Lust und auch dein Schmerz
und alle Höhn und Tiefen.

ANNA: (sinkt in sich zusammen, vor seine Füße hin)

ELIS: Sinkst du mir
an mir herab? So bist du auch ein Stern,
der lieblichste, lebendigste, der letzte,
der fallen mußte, meinem Pfad zu leuchten.
Denn eine Sehnsucht über alle Sehnsucht
nach dir hat ausgeglüht aus meinem Innern
jedwedes unbefangne dumpfe Trachten.
Das Aug, die Lippen wurden noch einmal
verführt, sich an ein Etwas anzuklammern:
der letzte Erdentraum nahm noch Gestalt,
allein des Wunsches angespannte Sehne

zerriß, sobald das Ziel getroffen war,
und wie ein leerer finstrer Mantel sank
die liebliche Gestalt im Dunkel hin:
ich hatte dich, da warst du nicht mehr viel.
Wie dich, so schüttle ich die ganze Welt
von meinem Fuß, und bin schon nicht mehr hier!
In meinem Ohr erklingt ein süßer Ton,
der heißt: Komm bald! So komm ich denn, und bald!
Denn was ist ihr, vor der die Zeiten knien,
die Frist, die ich mich unstet hier verweilte.
⟨Er geht fort⟩
⟨Es ist nun heller Tag⟩

ANNA: ⟨steht auf und schleppt sich in ihre Kammer⟩
Gleich darauf kommen ZWEI MÄGDE und klopfen an Annas Tür.

ERSTE MAGD: ⟨an der Tür⟩
Jungfer, seid Ihr schon auf?

ANNAS STIMME: Komm nur herein.

ERSTE MAGD: ⟨geht hinein⟩

ZWEITE MAGD: ⟨wartet vor der Tür⟩

ERSTE MAGD: ⟨tritt wieder heraus⟩
Sie will ihr Kleid. Sie sieht so seltsam aus,
als hätt sie keinen Tropfen Blut. Komm jetzt.
Wir müssen zu der alten Frau, die hat
den Schlüssel.

ZWEITE MAGD: Den zum Schrank,
in dem das Kleid ist.

ZWEITE MAGD: Trine, dann will ich
auch mit hineingehn und ihr anziehn helfen.
Du! ⟨Zeigt der anderen die Großmutter, die, lautlos erschienen, in der kleinen Türe links steht⟩

ERSTE MAGD: Frau, die Jungfer will ihr Hochzeitskleid!

GROSSMUTTER: ⟨tritt an Annas Tür⟩
Anna, tritt her zu mir.
⟨Horcht⟩ »Großmutter«, sagt sie,
»Großmutter, sprich jetzt nicht mit mir.«
⟨Horcht abermals⟩ »Schick mir
mein Kleid nur her, ich will mich jetzt anziehn.«
⟨Richtet sich auf, gibt der Magd einen Schlüssel aus ihrem Schlüsselbund. Die Mägde gehen⟩

GROSSMUTTER: ⟨steht vor Annas Tür⟩
Wär Eines jünger, nun vermöcht es nicht

zu schweigen. Ich vermag's und steh und warte.
Und wie die Toten heut in mir sich rühren!
Mein erster Sohn hebt seinen Kinderkopf
auf aus dem stillen Bach, drin er ertrank:
den zog ein Wasser mit gelassner Unschuld
in seinen frühen Tod, er war verträumt,
da winkte ihn sein eigner Traum hinab.
Und über die da drinnen kommt es nun:
Sie ging so unbefangen hin, es trieb sie
von Busch zu Busch dem Vogelsingen nach:
es war kein Wünschen, süßer war's als Sehnsucht,
des unberührten Herzens dumpfes Trachten.
Da sog sie sich aus wolkenloser Luft,
sehnsüchtig schuldlos Zauberkreise atmend,
ein blaues Feuer nieder, das sie schnell verzehrt—
Wird jedem das, worauf sein Trachten geht—
Mir graut nicht mehr: dazu bin ich zu alt,
durchsichtig wird mir alles wie ein Glas.

DAHLSJÖH: <kommt aus der kleinen Tür links>
Mutter, ich such dich schon, wo ist die Anna?
Sie schien mir gestern Abend so verstört—
Ist doch nichts zwischen den beiden, Mutter?

KNECHT: <ruft durch's Fenster herein>
Herr, treten Gäst ins Haus und Anverwandte.

DAHLSJÖH: Ich komm, ich komm. Sorg du um Pferd und Wagen.

ANNA: <tritt aus ihrer Tür, angetan mit dem fremdartigen Kleid>
Geh, Vater, nur. Geh nur die Leut empfangen.
Wir warten hier—

DAHLSJÖH: <zärtlich> Nichts mehr zu sagen?

ANNA: Nein.

DAHLSJÖH: <geht>

ANNA: Großmutter, was siehst du so her auf mich?
Spürst du an mir was Fremdes? 's macht das Kleid.
Wie schön es ist. Was schön ist, hab ich immer
recht lieb gehabt. Den Wald! Die Regenbogen!
Wie ich ein Kind war, einmal, war ein Jahr,
da waren gar so viele und so nah,
ich glaubte, daß sie aus dem Garten wüchsen.
Großmutter, acht nicht so auf meine Stimme,
tu nicht die Lippen auf, jetzt ist nicht Zeit—
Fehlt noch etwas an mir? Ach ja, der Kranz.

Da muß ich vor den Spiegel, das gehört sich.
⟨Geht in ihre Kammer⟩
DAHLSJÖH: ⟨durch die Eingangstür⟩
Wo ist die Anna? Alle sind schon da.
Soll ich den Elis rufen?
GROSSMUTTER: ⟨lehnt, wachsbleich, an der Tür links⟩
Ruf nicht, ruf nicht!
DAHLSJÖH: Anna! die Gäste.
ANNA: ⟨tritt heraus, einen schönen Kranz im Haar⟩
Ich bin fertig, Vater.
⟨Durch die Eingangstür und durch die Tür links treten die Gäste ein: ernste Männer, stattliche Frauen, Mädchen, junge Männer, Kinder füllen die ganze rechte Seite der Bühne mit steifer Feierlichkeit. Ganz vorne sitzen RIGITZE und ein kleiner KNABE, ihr Bruder, beide mit Blumensträußen⟩
DAHLSJÖH: ⟨gibt Anna die Hand. Sie verneigt sich⟩
DIE GÄSTE: ⟨flüstern⟩ Die Braut! die schöne Braut!
ANNA: ⟨zu Dahlsjöh⟩
Ei ja, die Fraun mit ihren Männern alle.
Siehst du, die haben eins das andre immer
bei Tag und Nacht, bis in den Tod? Nicht, Vater?
Sie tun sich auch ein Leid an, aber doch:
es ist gar nicht das Leid, es ist noch Leben,
das fürchterliche Andre ist es nicht,
das, was mit einemmal alles verzehrt.
DAHLSJÖH: Willst du nicht hingehn und mit ihnen reden?
ANNA: ⟨tritt vor, Dalsjöh dicht hinter ihr. Anna kniet bei den beiden Kindern nieder⟩
Ihr da, Rigitze und dein kleiner Bruder!
Ihr bringt mir Blumen! Habt ihr mich denn lieb?
⟨Sie schiebt die Kinder heftig von sich weg und steht auf⟩
Ich mag die Kinder nicht. Ich mag die Blumen nicht.
Ich kann nichts mehr gern haben in der Welt.
Er hat mich ganz vernichtet. ⟨Tritt taumelnd nach links⟩
DIE BERGLEUTE: ⟨draußen im Garten, fangen hier an zu singen und singen während des folgenden⟩
Der Bergmann fährt in finstern Schacht,
daraußen läßt er Weib und Kind.
Es rühren ihn an mit großer Macht
die Kräfte, so im Dunklen sind.
Herr! nimm ihn du in deinen Schutz —
sonst ist ihm schnell sein Sinn verwirrt, —

daß er, ein Mensch, mit Ehr' und Nutz
dem Finstern wiederum entwird,
daß er an seines Hauses Schwell
sich nicht erst lang besinnen muß,
mit unverstörter Seele schnell
sich freu' an Menschenblick und -kuß.

ANNA: ⟨so wie sie anfangen⟩
Nun singen sie. Das Singen ist für nichts.
Es zieht ihn nicht zurück!
⟨In der Ferne Glockenläuten⟩
Nun läuten sie.
Das Läuten ist für nichts. Er kommt nicht wieder.
Der Vater hat die Augen voller Tränen.
Mir ist nicht leid um ihn. Ich fühl nichts mehr.
⟨Sie steht eine Weile, hört dem Singen zu⟩
Nun werden sie den Mund auftuen alle
und werden fragen. ⟨Sie schwankt⟩
Vater, führ mich fort!

DAHLSJÖH: ⟨will sie auffangen, sie hält sich noch einmal und bleibt stehen⟩

DIE GÄSTE: ⟨flüstern⟩
Wo bleibt der Bräutigam? wo bleibt der Bräutigam?

ANNA: ⟨wendet sich gegen die Leute⟩
Der Bräutigam, der hätt nicht werben sollen.
Allein er tat's, er trat herein im Dämmer:
da faßte er mich an, da war's um mich getan.
Er nahm mich bei der Hand, er küßte meinen Mund
und war's nicht, den ich zu umfassen meinte.
Ein Fremder war's, die Scham trieb mir das Blut
empor, da wurde mir das Herz ganz kalt,
die Hände kalt wie Stein. Nun klopf ich an,
⟨sie kehrt sich gegen die steinerne Wand⟩
die Tür ist auch von Stein, und er steht drinnen
im Finstern und er funkelt wie ein Licht:
rührt er mich an, so werd ich wieder warm!
⟨Sie sinkt um, ehe der Vater sie auffangen kann⟩

DIE GÄSTE: ⟨drängen hin⟩

DIE BERGLEUTE ⟨draußen singen die letzte Strophe zu Ende⟩

VORHANG.

HEINRICH MANN: GRETCHEN, EINE NOVELLE

Am Sonnabend Mittag hatte Frau Heßling es immer noch nicht ihrem Manne beigebracht, daß Gretchen sich am Sonntag verloben sollte. Beim Essen war Diederich endlich guter Laune, von dem Aal, den er allein aß, warf er Gretchen ein Stück über den Tisch zu. Aber der Aal war groß und fett gewesen, im Mittagsschlaf ächzte Heßling, und nach dem Erwachen verlangte er massiert zu werden. Seine Gattin wisperte Gretchen zu:

»Nu könn' mer'n wieder dein' Hut und Gürtel nich abluxen. Aber Geld muß her.« Und sie gab der Tochter einen nützlichen Wink.

Herr Heßling wartete schon in wollenem Hemd und Unterhosen zwischen den Sofakissen. Er überlieferte seinen blonden Bauch der Gattin zur Bearbeitung mit den Handrücken. Angstbeklemmt blinzelte er, indeß sie hackte, den drei Figuren in zweidrittel Lebensgröße und in Bronze zu, die von der Erkerstufe mit erhabener Heiterkeit auf ihn und seine Not herabsahen: Kaiser, Kaiserin und Trompeter von Säckingen. Und während Frau Heßling sich nach allen übrigen Seiten um ihren Mann verbreitete und ihn laut tröstete, kroch Gretchen zur Tür herein, auf den Knieen in ihrem weißen Kleid, umsichtig den langen Hals vorgestreckt und mit Furcht und Hohn in ihren bleichsüchtigen Augen: kroch geräuschlos zum Stuhl mit Papas Hose und griff hinein. Es hatte ein bißchen geklimpert, ihre Mutter sagte um so kräftiger:

»Nu haste's gleiche hinter dir, und morgen wollten mer nach Goschelroda machen, daß du's weißt. Der Herr Assessor Klotzsche geht auch mit, und dich kost es nischt, Alter. Ich hab noch soviel vom Haushaltungsgeld, daß es langt.«

Heßling brummte, aber die Massage hatte ihn erweicht.

Abends am Stammtisch stand er für Deutschlands Weltmacht so sehr in Flammen, daß er zahlte, ohne den Inhalt seines Geldsacks zu beachten, und was an Gretchen neu war, entging ihm Sonntag, wie immer. Er bekundete nur den festen Willen, nicht durch den Wald zu gehen.

»Da kommt man zwei Stunden zu keim Wirtshaus nich.«

Assessor Klotzsche gab ihm Recht, und man beschritt die Landstraße: Gretchen voran mit Klotzsche. Er sah beifällig den Himmel an, sein hinterer Scheitel rutschte dabei in den Kragen.

»T—hadelloser T—hach. Aber gar nicht ganz unheiß.«

»Papa hat seinen Rock ausgezogen«, sagte Gretchen, und mit Senkblick: »Wollen Sie es nicht auch?«

Aber Klotzsche lehnte ab. Er als Leutnant der Reserve kannte Schlimmeres, — und er fing vom Manöver an. Er sprach sachlich und lange, das erste Haus von Gäbbelchen sah schon aus den Bäumen, Gretchen seufzte. Frau Heßling hatte alles überwacht, plötzlich gab sie einen Schrei von sich. Ein Tier! Ein Tier war in ihrer Blouse.

»Ä gräßliches Krabbeltier. Nu is es schon hier ... Ne, Männe, aus'm Halse

kriegste's nich mehr raus, du drückst mir bloß die Luft ab . . . Nicht anstellen: Das sagst du wohl. Wenn es doch aber beißt! Wir haben nun mal andere Nerven, als wie ihr. Für so was hat ein Mann aber auch gar kein Verständnis, nicht, Herr Assessor?«
Klotzsche beeilte sich, das seine zu bekunden. Er wollte sogar einen Haken öffnen. Frau Heßling entzog sich ihm.
»Einer nützt nichts, es sitzt zu tief. Da hilft bloß: alles aufmachen. Gehen Sie man in Stückchen weiter mit Gretchen, Herr Assessor. Bei so was kann ich doch wohl bloß mein Mann gebrauchen.«
Und sie blinzelte Diederich mit unzüchtiger Schalkhaftigkeit an. Der Assessor war errötet, Gretchen hielt den Kopf gesenkt. Sie gingen.
Klotzsche machte unsicher eine Bemerkung über fatale Lebewesen. Sonst aber sei er sehr für die frische freie Natur, besonders für Segelsport . . . Gretchen seufzte schon wieder. Er brach ab und fragte, ob auch sie die Natur liebe. Ja? Und was sie denn vorziehe: die Berge? Die kleinen Lämmer?
»Grünen Salat«, sagte Gretchen, halb im Traum. Sie sah selber grünlich aus und fiel vor Bleichsucht fast in Ohnmacht: wie es ihr immer geschah, wenn sie sich sehr langweilte, beim Strümpfestopfen oder in der Kirche.
»Grünen Salat?«
Ja. Denn Gretchen hatte am Morgen von ihrem Wochengeld sofort ein halbes Pfund Pralines gekauft und sie alle aufgegessen, und jetzt träumte sie von Salat mit Pfeffer und Senf.
Klotzsche war von ihrer Antwort überrascht, aber nicht unbefriedigt. Er sah sie an und rückte an seinem Kragen. Gretchen aber, mit tief herabgelassenen Wimpern:
»Was eim die ekelhaften Kiesel die Schuhe ruinieren! So 'ne Sohle is auch heutzutage wie aus Papier.«
Sie klagte nicht über die Schmerzen, die ihr die Steine machten, nur über die Kosten! Da entschloß sich Klotzsche.
»Krätchen . . .«
»Sophus . . .«
Als das Brautpaar Hand in Hand vor ihn hintrat, wie erstaunte der Vater! Frau Heßling lächelte sieghaft, denn daß Männe einem Reserveleutnant Krach machen werde, war nicht zu fürchten: dafür ging Männe mit einem zu schlechten Gewissen durchs Leben, weil er nicht wenigstens Unteroffizier war.

Wie Klotzsche zur Verlobungsfeier kam, hörte Gretchen ihn vor seinen Freunden ächzen, wie elend ihm noch sei, und dann flüsterten sie: vermutlich Unpassendes. Gretchens Herz klopfte. Bei Tisch spürte sie Anspielungen in jedem Wort. Klotzsche blieb schweigsam. Nur in ein Gespräch des Pastors Zillich griff er ein und erklärte, er glaube an die Auferstehung des Fleisches: mit rauher Katerstimme und so stolz, als hätte er sich gerühmt, er verdaue zwanzig Portionen Wurst mit

Sauerkohl. Alle nickten ihm beifällig zu. Gretchen biß sich auf die Lippe und versteckte ihre Augen.

Dann war sie sehr verwundert, als alles so anständig blieb. Klotzsche saß jeden Tag, wenn es dämmerig ward, bei ihr im Zimmer mit dem Jugendstil und sagte von Zeit zu Zeit:

»Krätchen . . .«

Sie erwiderte jedesmal, in Lauten, die Gefühl in die Länge zog:

»Szaophis . . .«

Aber meistens dachte sie dabei an anderes. Er fragte sie, was sie in der Schule gelernt habe. Sie wagte sich mit ein paar Streichen hervor, die sie an Lehrerinnen verübt hatte, spürte aber in seinem betretenen Lachen, daß ihr Rütteln an den Autoritäten ihn für seine eigene beunruhigte, und hörte davon auf. Dann erzählte er, was sich am Morgen im Gericht begeben hatte. Und dann schwiegen sie, bis zum nächsten »Krätchen« und »Szaophis«.

Einmal begann er von der Gnade zu sprechen. Gretchen sei wohl innerlich nicht sehr fromm, das könne er sich schon denken. In ihrem Alter sei er auch nur ein lauer Christ gewesen. Gott sei Dank habe er noch den Anschluß erreicht, und zwar mit Hilfe des Herrn von Haffke, des pensionierten Generals. Man müsse heute wieder fromm sein, wenn man etwas auf sich halte, sei es auf die Dauer gar nicht zu vermeiden. Auch Gretchen werde noch die Gnade erleben: auf welche Art und Weise, könne er allerdings nicht wissen. Das sei auch gleich.

»Wenn wir erst vor Gottes Thron stehen, wird er sagen: Ja, mein Sohn, auf welchem Wege du zur Gnade gekommen bist, das is mir ganz wurscht.«

Der Assessor ließ Gott besonders stramm und abgehackt reden. Klotzsches Augen wurden kriegerisch, und er schob den Schnurrbart höher. Draußen hustete Frau Heßling, bevor sie zum Essen rief. Gretchen seufzte für sich: »Das Gehuste kannste dir sparen.«

Sie überlegte:

»Klotzsche ist dreiunddreißig, und Säcke hat er auch untern Augen. Er muß doch was erlebt haben.«

Auch erinnerte sie sich, daß eine Frau jetzt ihres Mannes Freundin sein müsse. Klotzsche durfte das keinesfalls alles für sich behalten. »Warte nur, mei Luderchen«, dachte Gretchen. Und dann fragte sie ihn, lieblich singend, ob er denn vor ihr noch keine geliebt habe. Klotzsche ward rot und verneinte.

»Das gloob ich dir nich!« sagte Gretchen bestimmt.

»Denn läßte's bleim.«

Er runzelte die Stirn, aber Gretchen war nicht zu beirren.

»Heere, Sophus, nu machste mer giedigst nischt vor! Wenn ich deine Frau soll werden, denn muß ich wissen, was is und was nich is.«

Aber es war nichts, Klotzsche wußte von nichts, alles war bei ihm gleich bar bezahlt worden, war erledigt, und es gab nichts darüber zu sagen. Gretchen verzog den Mund und rieb mit den Handflächen die Augen.

»Haste am Ende gar ä Kind?«
Er sah ihren Tränen zu, schnaufte, drehte die Daumen und dachte unbestimmt an die Möglichkeit, etwas zu erfinden, das sich beichten ließe. Aber er brachte sich nicht in Bewegung. Frau Heßling hustete schon, Gretchen murmelte:
»Na nu kriegste deine Wurst und dei' Bier.«
Obwohl sie selbst neun belegte Brote verschlang, nahm sie Klotzsche seine Eßlust übel.
Nachher saßen alle im altdeutschen Zimmer bei der Gaslampe, ihr Licht glitzerte auf dem Kaiser, der Kaiserin und dem Trompeter von Säckingen. Die Mutter nähte, der Vater teilte aus der Zeitung die Hofnachrichten mit, der Bräutigam und die Braut taten nichts. Gretchen brauchte, solange Klotzsche da war, keine Handarbeit zu machen. Aber nur der Gedanke, daß sie 's nicht brauchte, war erhebend, sonst langweilte man sich eher noch mehr, als wenn man stopfte. Klotzsche saß da, verdaute und sah sie an, und Gretchen verglich unter keuschen Lidern, wieviel seinem Bauch noch fehle, damit er so dick werde wie Papas. Ob auch Papa vor der Ehe nichts erlebt hatte? Er sah nach nichts aus. Und Mama kannte es nicht besser, sie war nicht modern, erkannte Gretchen. Drum ließen sie und Papa, der selbst so war, sie so ruhig mit Klotzsche allein. Na, auf Klotzsche konnten sie es ankommen lassen ... Was hatte Mama eigentlich vom Leben gehabt? Bloß Papa: das war wenig. Mama hatte sich immer viel zu viel gefallen lassen, und nun saß sie da, beinahe alt, und flickte immer noch Papas Hemden. Wenn sie Papa doch wenigstens einmal betrogen hätte! .. Dabei maß Gretchen, voll dunkler Vorsätze, Klotzsches Bauch. Sie wunderte sich oft selbst, wie scharfsichtig und wie kühn sie jetzt war, und daß ihr die Erkenntnisse so kamen, als sei sie gar nicht Gretchen Heßling aus der Meisestraße und allen von Kind auf bekannt, sondern ein Wesen ganz für sich, von ganz wo anders. Übrigens entstand diese Empfindung und alles was Gretchen sich dachte, immer nur wie ein schwimmender, ziemlich entfernter Stern in dem Zwielicht ihres blutleeren Gehirns. Unaufhörlich gähnte sie durch die Nase, fühlte sich kalt und überraschte sich manchmal, wie sie schon den drehenden Kreisen in der Luft zusah, die immer kamen, bevor es ihr schwarz vor den Augen ward und sie in Ohnmacht fiel. »Nee, das nu doch nich«, dachte sie und raffte sich zusammen.
Dann gingen Papa und Klotzsche glücklich zum Bier, nun wollte sie mit Mama mal alles bereden. Ja was denn? Schließlich fand sie:
»Du, Mama, muß ich Klotzsche später auch die Strümpfe ausbessern, wenn er sie schon angehabt hat? Papa gibt mir seine immer, und wenn ich sage, ich mag sie nicht riechen, sagt er, ich bin gemütlos.«

Bei Elsa Baumann fiel ihr mehr ein. Sie verhieß, wenn sie Klotzsche heiraten müsse, werde sie jeden Tag dreimal in Ohnmacht fallen, so öde sei er. Elsa belehrte sie darüber, daß er wohl mit gewissen anderen Damen auch anregend sein könne, bei Gretchen aber wolle er sich zur Ruhe setzen. Das sei immer so.

Im Halbkreis der Logen, in denen sie auf den Veilchenfresser warteten, neigten lauter rosa, weiße, himmelblaue Blousen sich zueinander. Gymnasiasten spähten sehnsüchtig nach ihnen durch Operngläser, aber sie waren bei Wichtigerem.
»Wenn sie sich ausgelebt haben«, wußte Elsa, »dann kommen sie zu uns. Für uns bleiben egal die Reste. Wie sollen wir daran genug haben. Ich kann mir ganz gut denken, warum Frau Assessor Bautz verrückt geworden ist. Frau Doktor Harnisch sagt selbst, daß sie es auch noch wird. Denke bloß, in sechs Monaten ist Harnisch einmal zu ihr gekommen! Ist das nicht grauenhaft? Ihre Eltern haben ihr geraten, sie soll sich heimlich einen Geliebten nehmen.«
»Grauenhaft!« bestätigte Gretchen. Sie war völlig aufgewacht. Die beiden Mädchen sahen sich mit haßerfüllten Gesichtern an. Aber sie merkten, daß Rechtsanwalt Buck sie beobachtete, und bekamen, ohne sich darum zu bemühen, ihren blütenhaften Ausdruck wieder, den Ausdruck süßen Dahinblühens. Dann ging der Veilchenfresser an.
Nach dem Aktschluß ließ Gretchen sich kaum Zeit, die erst halb zergangenen Pralines hinunterzuschlucken.
»Dann wollen wir auch unsere Rechte! Dann wollen wir vor der Ehe auch alles dürfen. Nachher, meinetwegen, dann kann das Mopsen losgehen.«
»Lieber gleich gar nicht heiraten«, sagte Elsa. Aber hier trennten sich die Anschauungen. Gretchen bemerkte für sich: »Nee, meine Gudeste, das sagste bloß, weil du noch kein' hast.« Und laut:
»Sieh mal her, was mir Klotzsche für 'n erstklassigen Ring geschenkt hat. Ein Rubin und sieben Perlen. Rot ist die Liebe, hat er sogar gesagt.«
Elsa prüfte ihn flüchtig.
»Ja, wenn wir für sowas unser Lebensglück wollen verkaufen —«
»Rede doch nicht«, meinte Gretchen, »du tust es auch noch.«
»Ich: ich gehe nach Berlin und fange ein Verhältnis an.«
Trotz Gretchens Lachen blieb sie dabei. Hatte sie nicht das Zeichnen für Modenblätter, das sie in der weiblichen Fortbildungsschule erlernt hatte, wieder aufgegeben, nur weil es gegen ihre Überzeugungen ging? Denn sie war für Reform. Gegen ihre Überzeugungen würde sie niemals handeln.
. . . »Nu äben«, sagte Gretchen endlich. Weil gezischt ward, hatte sie diese Antwort während des ganzen zweiten Aktes zurückhalten müssen.
»Aber wie wir vorige Sessong an der Theatertür auf Herrn Stolzeneck gelauert haben und ich schmiß ihm ein Bukett nach: wo warste da? Da hattste nischt wie Angst.«
»Wir waren noch Gören. Seitdem bin ich in Berlin gewesen, und du bist verlobt.«
Sie seufzten, und sie riefen die Zeit zurück, als sie gemeinsam Herrn Leon Stolzeneck liebten, ihm aufpaßten, ihm nachschlichen, ihm anonyme Briefe schrieben, worin sie sich über seinen Kritiker entrüsteten. Auch seine Namensunterschrift hatte Gretchen, auf seiner Photographie, die sie kaufte, ihm schickte und postlagernd

unter »Sphinx« zurückerbat. Voriges Jahr erst war das gewesen? »Ach Gott, es war doch schön!« Die Photographie hatte sie vor ihrer Verlobung versteckt, sobald ihr etwas ahnte.

»Ich muß sie mal wieder 'raussuchen. Wenn ich sie nu Klotzsche zeige, was er wohl für 'n Gesicht macht.«

Sie pruschte aus, eine alte Dame sah sich um, und Gretchen wisperte sittsam: »Soll ich ihm erzählen, ich hätte mit Herrn Stolzeneck ein Verhältnis gehabt? .. Er ist reizend. O mein Leon!« — halb entrückt und mit verschlossenen Augen. »Sieht er heute nicht wieder entzückend aus? Der Veilchenfresser ist doch das Ideal. Und so feine Manieren hat er. Denke dir jetzt mal Klotzsche! Nee, wir müßten von Rechts wegen auch alles dürfen.«

»Wir dürfen auch«, behauptete Elsa. »Wenn du dem Manne, den du liebst, dich hingegeben hast, dann mußt du nachher einfach vor deinen Verlobten hintreten und zu ihm sprechen: So bin ich nun mal, da ist nischt zu machen, ich habe mich ausgelebt und bin mir treu geblieben. Nun müssen Sie tun, mein Herr, was Sie nicht lassen können.«

Gretchens Herz klopfte vor dieser wilden Aussicht.

»Glaubste denn wirklich?« fragte sie, und sie lachte, wie über ein Märchen, worin alles gar zu glatt ging. Aber schließlich, mit Klotzsche? Schlimm war er nicht.

Sie traten auf den Gang hinaus. Lauter Jugend segelte reihenweise darin umher, kicherte, tat höhnisch und schämte sich voreinander. Gretchen blieb versonnen.

»Neulich hab ich Mama zu Papa sagen hören, daß Frau Staatsanwalt Fritzsche ein Verhältnis mit Herrn Stolzeneck hat. Glaubst du es?«

»Warum nicht, wenn er doch mit Frau Wendegast was gehabt hat.«

»Ich glaube eher, daß Mama es bloß gesagt hat, weil die Fritzsche einen neuen Hut gekriegt hat und Mama nicht.«

Beim Büffet mußten sie sich durchschlängeln und flüstern. Sie tranken Himbeerwasser und aßen Baisers.

»Und beim Theater«, sagte Elsa, »soll es keine geben, die er nicht schon — du verstehst.«

»Die gemeenen Luder«, zischte Gretchen, erbittert von Eifersucht. Sollten denn alle durch Herrn Stolzeneck glücklich werden, und nur sie nicht? Sie tat entschiedenere Schritte. Da bog Klotzsche in den Gang, — und blütenhaft träumte Gretchen ihm entgegen.

Am Morgen mußte Gretchen von Frau Heßling aus dem Bett geholt werden. Noch im Hemd lief sie an den Briefkasten.

»Was haste denn? Was soll denn drinne sein?«

Gretchen wußte es selbst nicht. Sie rekelte sich lange beim Kaffee und dem verstohlenen Roman. Vom Lampenputzen weg flatterte sie mit Petroleumhänden in die Küche und wollte wissen, was es zu essen gäbe. Bloß deutsches Beafsteak und Blumenkohl? Gretchen hatte etwas ganz Merkwürdiges erwartet.

Wie sie endlich ausgehen durfte, fühlte sie plötzlich ihr Herz im Hals schlagen, sie mußte Luft schöpfen, bevor sie sich durch die Haustür wagte. Was konnte heute alles passieren?
In den Läden vergaß sie die Hälfte, machte alle Wege doppelt, — und da war die Uhr eins, und Gretchen fand sich wahrhaftig beim Theater, wo soeben die Probe aus war. Herr Stolzeneck kam die Treppe herunter, er hatte schon seinen Pelzkragen um, und er lachte laut mit der Roché und der Poppy. Die Roché klopfte ihn auf den Arm. Gretchen aber ging grade auf ihn zu, lächelte und nickte ein wenig. Wie sie vorüber war, fühlte sie ihr Gesicht noch immer schmerzhaft verrenkt von dem Lächeln und war nicht erstaunt, daß die beiden Damen lachten. Sie keuchten wild und gedämpft, als hielten sie sich die Hände vor den Mund. Gretchen dachte, auch das sei nun gleich, und schlich weiter. Da hörte sie hinter sich seinen Schritt. Ihre wurden auf einmal doppelt so lang. Sie flüchtete in die Anlagen, erstürmte den Stadtwall, hatte den Mund offen und entsetzte Leere in den Augen. Herr Wilmar Bautz, Cooksbautz, spazierte daher, und anstatt seinen schwunghaften Gruß zu erwidern, starrte sie ihm hilfeflehend ins Gesicht. Des Schauspielers Schritt hörte sich näher an, noch näher. Da zuckte sie mit beiden Schultern, denn er hatte gerufen: halblaut hatte er »Fräulein« gerufen. Es war grade wie früher, wenn Gretchen aus haltloser Albernheit und aus Sensationsbedürfnis einem Lehrer eine lange Nase gedreht hatte, und plötzlich sah sie sich vor der schaurigen Tatsache, daß er's ernst nahm, und daß die Folgen kamen.
Wohin nun? Nur der kleine abschüssige Pfad konnte Gretchen noch retten, und an seinem Ende, über dem Stadtgraben mit den Schwänen, das Bedürfnishäuschen. Ließ sich's ungesehen um die Ecke wischen? . . Nein: auch auf den Pfad ohne Ausweg folgte er ihr. Sie war verloren. Nichts mehr als das Häuschen und die Schwäne dort unten, die es kühl und gut hatten. Zu den Schwänen oder in das Häuschen. Gretchen tat den letzten Schritt zum Häuschen. Aber Herr Stolzeneck sagte: »Mein Fräulein, das ist doch nicht für Damen«.
Gretchen fuhr herum, machte »Huch«, und vor Verzweiflung lachte sie. Solche grausame Überlegenheit hatte sie noch auf keinem Gesicht gesehen. Seine Lippen arbeiteten, nun er doch gar nicht mehr sprach, mit solcher Gelenkigkeit über seinen ruhigen weißen Zähnen, daß ihr schwindlig ward. Er hob ein wenig den Zylinder und kehrte einfach mit ihr um.
»Wahrscheinlich«, — und er wartete verheißungsvoll, beugte sich seitwärts über sie und machte so viele Gesten, daß sie die Augen schließen mußte. »Wahrscheinlich fühlten Fräulein sich dorthin gezogen, weil Ihr Herr Vater es angelegt hat? Hab ich recht, Fräulein Heßling?«
Gretchen öffnete die Augen. Daß er sie kannte, machte die Lage etwas gesetzlicher, eine Spur weniger fragwürdig.
»Ja«, sagte sie, nicht ohne Stolz, »Papa hat sie alle angelegt. Er hat es im Magistrat durchgesetzt, wissen Sie, und dann hat er auch gleich selbst den Auftrag gekriegt. Papa versteht es«, — und Gretchen nickte wichtig.

»Und obendrein hat er solche reizende Tochter, das ist fast zu viel für einen Menschen.«
»Das sagen Sie wohl sicher nur so«, meinte Gretchen, nahezu übermütig. Sie ward auf einmal fortbewegt, wie von Flügeln. Was noch kommen wollte: nichts konnte sie mehr verblüffen.
»Mein heiliger Ernst, da können Sie ruhig Gift drauf nehmen«, sagte Herr Stolzeneck, und Gretchen, den Kopf auf der Schulter, mit Augenaufschlag:
»Wer's glaubt?«
»Sie sind mir doch schon längst aufgefallen. Sie sind doch das kleine Fräulein, das mir neulich in der Gäbbelchenstraße aus dem Fenster zunickte und das Wischtuch fallen ließ.«
Gretchen biß sich auf die Lippen.
»Ach nein, ich wohne in der Meisestraße.«
Aber er sagte unbefangen und bestrickend:
»Nun Gäbbelchen- oder Meisestraße, auf jeden Fall meine ich Sie, da können Zweifel überhaupt nicht platzgreifen.«
Und Gretchen lachte ihn, eine Träne in den Wimpern, dankbewegt an. Er wich bald aus. Sein Blick war jede Sekunde wo anders, seine Hand nun am Rand des Zylinders, nun gespreizt in der Luft, und er wendete sich in der engen Taille seines Überziehers umher, der sehr lange Schöße hatte und er lachte und machte dennoch einen bittern Mund. Sein Gesicht hatte Gretchen sich nicht ganz so schmal gedacht, die Nase weniger eingedrückt. Aber die Locke, die der Zylinder zerquetschte, kannte sie. Der Mund blieb unheimlich, er turnte zwischen den engen Längsfalten des Gesichtes, wie ein Seiltänzer. Aber was für Augen hatte Herr Stolzeneck! Ihre schwarzen Ränder und schwarzen Brauen traten ohne Übergang, wie mit einem Ruck, aus der bleichen, etwas fettigen Haut. Das war so schön, daß es weh tat. Wenn er auf Gretchen herniedersah und über seine nachtblauen Augen die schwarzen Wimpern senkte, sah es aus, wie Trauerweiden über einer Wiese. »Kleene Zwerche«, dachte Gretchen, »hubben drunter 'rum«. Eine schmerzliche Landschaft waren Herrn Stolzenecks Augen. Gewiß hatte er vieles Schwere erlitten. Der dunkle Drang, ihn zu trösten, erschütterte Gretchen. Da seufzte er, noch bevor sie selbst seufzte.
»Ach ja, Sie haben sich Ihre Eltern vorsichtig ausgesucht, Fräulein. Sie kennen natürlich nichts als bloß die besseren Familien. Wenn so 'ne Leute wie wir die Nase in 'ne Stadt stecken, dann rufen die Frauen über die Straße: Nachbarin häng die Wäsche weg, die Komödianten kommen.«
»Das ist zu dumm«, behauptete Gretchen mit Nachdruck.
»Ja, das sagen Sie. Aber bitten Sie Ihre Frau Mama mal, sie soll mich einladen. An dem Tage müssen Sie wahrscheinlich doppelt so viel Strümpfe stopfen.«
Gretchen beugte die Stirn, denn es war so.
»Ich verkehre hier bloß bei der Frau Wendegast.«
»Ach ja«, machte Gretchen schnell. »Das ist so eine . . .«

»Sehen Sie! Weil sie mit uns Schauspielern verkehrt.«
Gretchen stammelte und verschluckte sich. Frau Wendegast war also gar keine, vor der man in die nächste Straße einbiegen mußte? Gretchen, neben der ein Schauspieler über den Wall ging, rückte unvermutet in Gesichtsweite von Frau Wendegasts Dasein, das sie solange mit allen andern für höchst gewagt und ganz unzugänglich gehalten hatte. Welch neues Leben! . . Herr Stolzeneck sagte:
»Die Anschauungen sind gottlob nicht überall so rückständig. In Wien zum Beispiel hatte man einen tadellosen Verkehrskreis.«
»Waren Sie dort auch schon beim Theater?«
»Versteht sich: an der Burg. Ich hätte es natürlich nicht nötig, mich hier bei den Schmieren herumzutreiben, bloß daß man als Künstler den Wandertrieb mal in sich hat.«
»Es ist wohl reizend, wenn man Künstler ist?«
»Glänzende Sache, Fräulein. Aber Sie wollen wohl nicht weiter mit mir gehen? Ja, jetzt kommen die Straßen, und da könnte ein Bekannter Sie mit dem Komödianten sehen.«
Gretchens Gesicht flammte. Sie verdrehte die Augen, wollte sich wehren gegen den schrecklichen Verdacht. Aber es war die Wahrheit, und sie konnte sie nicht ändern.
»Lassen Sie nur«, sagte er inzwischen. »Ich bin nicht empfindlich. Jetzt gehen Sie getrost zu Ihrem Mittagessen, und ich will sehen, wer mir 'n Teller Suppe pumpt.«
»Ah! Haben Sie denn kein Geld?«
»O! Im Gegenteil!« – und er lachte. »Es steckt nur grade in Geschäften. Glänzende Sache, Fräulein. Übrigens, könnten Sie Ihren Herrn Papa nicht mal fragen, ob er keinen Korrespondenten gebraucht? Ich stenographiere prachtvoll.«
»Aber Sie sind doch Künstler!«
»Nun ja. Erschrecken Sie nicht so furchtbar! Ich habe heute Abend im »Fallissement« zu spielen: man ist dann den ganzen Tag in der Rolle, wissen Sie. Im übrigen würde schon meine Herkunft mir verbieten. – Denn natürlich bin ich von diskreter Geburt.«
Sie sah ehrfürchtig aus. Er sagte herablassend:
»Wir sehen uns schon wieder. Schreiben Sie mir gelegentlich, Fräulein. Sie wissen vielleicht, wo ich wohne?«
Wie oft hatte Gretchen nach seinem Fenster hinaufgelugt! Einmal hatte sie – aber ohne Elsa Baumann hätte sie es nie gewagt – die Treppen erstiegen und an seiner Tür vor seiner Visitenkarte eine Andacht verrichtet. Gretchens Kniee wurden ganz schwach, noch weiß bei der Erinnerung, hob sie die Augen zu ihm. Aber sogleich wich er aus, rückte am Zylinder, hoffte Gretchen bald wieder zu begegnen – und war, ehe sie innerlich so weit war, elegant und leicht von dannen.

»Warum ich so spät zum Essen komm? Ja, Muttchen, die Anprobe hat bis halb eins gewährt, und dann bin ich der Frau Doktor Harnisch begegnet. Du weißt ja, was die für 'ne alte Klatsche ist.«

Frau Heßling vergaß ihren Zorn.
»Was hat sie denn gesagt?«
Gretchen brauchte gar nicht nachzudenken, bevor sie log. Sie war völlig aufgewacht. Das Leben war auf einmal schrecklich interessant, sie hatte ein Geheimnis, ein Gebiet, das nur ihr gehörte und wohin niemand sich getraute: — als ob sie auf der Seite des Stadtgrabens Schlittschuh liefe, wo immer das große Loch war. Die Damen Roché und Poppy konnten bei Frau Wendegast von ihr erzählen. Mathilde Behnsch konnte aus dem Fenster gesehen haben: dann wußten alle, daß Gretchen mit Herrn Stolzeneck etwas hatte. Natürlich glaubten sie dann, es sei ein Verhältnis, »ich würde es auch glauben«, gestand sich Gretchen, und ihr war fast schon zu Mut, als sei es eins. Das Herz klopfte bei jeder Erinnerung an ihn. Alles was er zu ihr gesagt hatte, kehrte abwechselnd wieder.
»Was wirst 'n egal rot?« fragte Frau Heßling. »Papa meint es doch gar nicht so.«
Gretchen hatte nicht einmal gehört, was Papa sagte, und errötete noch tiefer. Aber dann machte sie Mathilde Behnsch mit großer Gewandtheit schlecht: für den Fall, daß Mathilde sie verklatschen wollte. Mittendrin hörte sie Herrn Stolzeneck sagen: »Mein Fräulein, das ist doch nicht für Damen«. Zu ihr hatte er das gesagt, mit eben solch flotter Stimme und perfekter Anmut wie der Veilchenfresser, zu ihr allein. Es war, als hätte Gretchen selbst mitgespielt. »Ob ich nicht Talent hätte? Warum nicht. Weeß mersch denn?« Sie hörte sich im Geiste grade so fein sprechen und sah an sich dasselbe gewandte Benehmen. Was sollte sie jetzt noch mit Klotzsche! Klotzsche, der über seinem Bierbauch Daumen drehte, der immer die halben Worte verschluckte und nicht ins Zimmer konnte, ohne an den Türpfosten zu rempeln.
»Du Mama, mit Klotzsche tanz ich aber nich auf meiner Hochzeit, er schubst ein' immer mit seim Bauche.«
»Sei nicht so gemütlos!« verlangte Herr Heßling aufgebracht, und Gretchen mußte sich ducken.
Klotzsche aber konnte ihr nicht mehr imponieren. Sobald sie allein im Zimmer mit dem Jugendstil saßen, fing Gretchen an.
»Du, Sophus, daß du's weißt, mich wirste nich um den Finger wickeln, ich bin ä modernes Weib.«
Da er hierauf nicht gefaßt schien:
»Ich will alles kennen lernen. Glaube giedigst bloß nich, ich will hier immer in der Klappe hocken. Unsere Hochzeitsreise machen wir ganz gemiedlich mal nach Berlin. Nu sag ämal, ob du mich auch egal in alle Lokale mitnimmst. Na, nu schitze bloß keine Müdigkeit vor und sperr dei' Mund auf!«
Klotzsche verwirrte sich unter Gretchens unnachsichtigem Blick. Aber er mußte mit seinen Berliner Kenntnissen heraus. Er tat es faul und vorsichtig. Gretchen ertappte ihn:
»Die Hauptsache haste weggelassen. Na? Na? Die Amorsäle doch! Schwörste, daß de mir die zeigen wirst?«

Klotzsche zögerte, er setzte zu Einwänden an. Gretchen schnitt sie ab.
»Du bist wohl ä Philister?«
Und Klotzsche versprach, Hals über Kopf, die Amorsäle. Ihr eigener Mut berauschte Gretchen.
»A Philister, pfui Spinne, den nähm ich nicht. Überhaupt sollten wir Frauen alles dürfen, was ihr dürft. Ihr amüsiert euch egalweg, und kommt ihr zu uns, is nischt mehr da. Davon is dem Herrn Assessor Bautz sei Frau verrüggt geworden. Seid ihr ßoo, da müssen wir uns ähm ä Geliebten nähm', und womöglich gleiche. Dir, mei Gudester, müßte das überhaupt ganz Sauce sein.«
»Nee, Krätchen, nee —«
Klotzsche erlangte Haltung.
»Das wär mir nu aber ganz und gar nicht Sauce. Da mußte dir en andern zum Manne nähm', nicht en Reserveleutnant.«
Gretchen krümmte die Lippe, aber hier, wo Klotzsches Selbstbewußtsein durch das einer Gesamtheit gestützt ward, fand sie ihn unerschütterlich.
Am nächsten Vormittag sagte sie zu Elsa Baumann, die Besuch machte, um zur Hochzeit geladen zu werden:
»Du, Elsa, ob 'ch Klotzsche heirat, muß ich mir noch sehre überlegen. Er is doch ä bißchen weit zurückgeblieben: er will nich, daß 'ch mich ausleb.«
Elsa fand Gretchens Bedenken voll berechtigt und riet ihr von Klotzsche ab.
»Ich für mein Teil geh nach Berlin und fang ein Verhältnis an«, wiederholte sie.
Gretchen verschränkte und löste die Finger, löste und verschränkte sie. Endlich, berstend vor Mitteilungsdrang:
»Soll 'ch dir was erzählen?«
Und sie sagte alles. Elsa wollte es zuerst nicht glauben, und dann begann sie zu schreien:
»O jemersch!«
»Was is denn, was lachste denn?« fragte Gretchen betroffen.
»Nichts«, und Elsa unterdrückte ihre Schadenfreude. »Ich denke bloß an Klotzsche. Dem gönne ich's.«
»Es wird ja doch nischt draus«, — mit tiefem Seufzen.
»Wieso nicht? Mach doch fort mit dei'm Leon! . . Ja, da kuckste. Wenn ihr aber erst durchgegangen seid, müssen sie euch wohl heiraten lassen, und Klotzsche hat's Nachsehen und alles brüllt.«
Gretchen lächelte geblendet, sie sagte nichts mehr, sie wagte kaum zu denken. Die Nacht hindurch kämpfte sie. In ihrem stürmischen Halbschlaf schimpfte Papa in Ausdrücken, die Gretchen nie gehört hatte, rang Mama die Hände wie eine Schauspielerin, und stieg Klotzsche in Uniform und hinter sich die ganze Stadt, drohend vor Gretchen auf. Aber da glänzte langsam Herrn Stolzenecks Gesicht hervor, — und seine Hand, die den Zylinder lüftete, wischte alle anderen Visionen weg. Gretchen stand auf und schrieb ihm. Sie fühle das unabweisbare Bedürfnis, ihn schon heute wiederzusehen. Er werde verstehen. »Wo?« überlegte sie. Es mußte

draußen und abseits sein. Nein, etwas Passenderes gab es nicht. Und dann die schöne Erinnerung, die daran hing. Die Stimme ertönte wieder, mit der er gesagt hatte: »Mein Fräulein, das ist doch nicht für Damen.« Und sie schrieb:
»Wieder bei dem Häuschen.«
Sie sagte, sie brauche Benzin, bezahlte mit dem Gelde einen Dienstmann und kehrte zurück: die Flasche sei ihr zerbrochen. Schon um halb war sie am Ort des Stelldicheins. Aber auch um ein kam er noch nicht: als sie ihn um halb zwei nicht sah, weinte Gretchen. Vielleicht liebte er sie schon nicht mehr? Um zwei beschloß sie, trotzdem mit ihm zu entfliehen. »Er wird es gewiß tun, denn Papa hat Geld, und die Liebe kommt in der Ehe, sagt Mama.« Um halb drei war sie dafür in völliger Zerrüttung. Als sie aber um drei ihre Handschuhe ausgezogen hatte und sie glatt strich, um sie zu schonen: da stand er vor ihr und lächelte.
»Ich glaubte weiß Gott nicht, daß Sie noch da wären. Pardon, Pardon. Die Probe hat nämlich heute bis drei gewährt. Unliebsame Sache.«
Gretchens Inneres schmolz auf einmal vor Glück, ihre Miene ward gerührt. Nur die Probe! Alles war gut: nur die Probe war schuld. Sein Blick aber wich aus, ging zerstreut umher, und Herr Stolzeneck räusperte sich oft. Er erklärte wenig Zeit zu haben. Plötzlich wollte er mit Gretchen im Restaurant essen, besann sich sogleich darauf, daß es nicht gehe, und lachte übermäßig klangvoll.
»Es ist zwar ne komische Frage, aber, Fräulein, können Sie mir zufällig zwanzig Mark leihen? . . Gott! wie Sie sich erschrocken haben. Allerdings soll man ne Dame, die man verehrt, nicht anpumpen. Ärgerliche Sache . . . Na, wir können wohl umkehren: heeme laatschen, würde man hier sagen, nicht?«
Er griff heute noch häufiger nach seinem Zylinder, drehte sich rascher in der engen Taille seines Überziehers, und sein Mund turnte, auch wenn er schwieg, unablässig in seinem bleichen Antlitz mit den dicken Trauerrändern der Augen.
»Haben Sie eine hübsche Hand, Fräulein!« – und er blieb stehen und nahm ihre Hand an sich, als gehörte sie ihm.
»Ein feiner Ring!«
Er zog ihn ab und schob ihn sich auf den Finger.
»Finden Sie, daß er mir steht?«
Dabei lachte er, und Gretchen ward tiefrot. Gewiß erriet er, daß sie den Ring von Klotzsche hatte, und machte sich lustig.
»Soll ich heute Abend damit auftreten? Sie müssen mich sehen in dem Stück, Fräulein, es ist furchtbar unanständig. Also abgemacht, ich trete mit dem Ring auf. Adieu. Weiter dürfen Sie nicht mitkommen, sonst werden wir abgefaßt. Adieu.«

Gretchen hatte manches einzuwenden gehabt. Überrascht sah sie ihm nach, dann betrachtete sie die Stelle an ihrem Finger, wo der Ring gesessen hatte, und dann seufzte sie beklommen. Da ging er hin und spielte in dem unanständigen Stück. Er hatte gut lachen. So waren die Männer. Daran dachte er nicht, wie Gretchen

es zu Hause erklären sollte, daß sie drei Stunden zu spät zum Essen kam und keinen Ring mehr hatte. Mit bedrückter Miene zeigte sie sich und berichtete, sie sei bei Klärchen Harnisch geblieben. Klärchen sei sehr krank, auch den Abend müsse Gretchen an ihrem Bett verbringen. Sie weinte sogar; Mama mochte nur trösten. Herr Stolzeneck war nicht nett gewesen, Gretchen hatte vom Durchgehen kein Wort sagen können. Er war zerstreut und eilig gewesen. »Hat er sich bei mir gelangweilt?« Ihr war sehr bange. »Ich weiß wohl, ich bin ein dummes Ding, und er ist ein berühmter Mann.« Mit leidender Stimme verlangte sie Geld, um für Klärchen Tokaier zu kaufen, und dann ging sie ins Theater. Die Unanständigkeiten hörte sie gar nicht und merkte nicht, daß sie das einzige junge Mädchen war und besprochen ward. Sie saß ganz vorn, und unverwandt starrte sie auf Herrn Stolzeneck. Er mußte sie sehen; aber er wollte nicht. Und an seinen Fingern staken mehrere Brillantringe, aber keiner mit einem Rubin und sieben Perlen.
Betäubt, verlassen und arm ging Gretchen zu Bett. Sie war zu matt zum Weinen. Er machte sich über sie lustig. Morgen kam nun einfach der Ring zurück, und vielleicht lag ein Zettel dabei, worauf in genialen Schriftzügen hingeworfen stand: »Fräulein, wie haben Sie sich gestern im Theater unterhalten?« Und dann war's aus. Den ganzen Morgen schlich Gretchen zwischen ihrem Zimmer und dem Briefkasten hin und her. Also geschah nichts? Herr Stolzeneck war noch grausamer, als Gretchen ihn sich vorgestellt hätte. Er konnte sich doch denken, welche Not sie damit hatte, bei jedem Handgriff den Finger wegzubiegen. Der tat schon ganz weh. Im Zorn verfaßte sie einen Brief. Schon am Abend fragte sie auf der Post nach Antwort; aber noch Tags darauf war keine da. »Nu versteht sich. Muß ich ihn auch beleidigen, ich dummes Luder ich. Ein großer Künstler wie er, soll egal an mein' Ring denken. So was verbummelt er ähm.« Und sie schrieb noch einmal, sehr demütig. Da flog ihr wirklich aus dem Schalter ein Brief zu: vor Erregung griff Gretchen daneben. Die Schriftreihen zogen sich zusammen, wie Harmonikafalten; sie mußte warten, bis sie wieder am rechten Fleck standen. Nun las sie:
»Geehrtes Fräulein!
Bezüglich bewußten Ringes handelt es sich keineswegs, wie Sie anzunehmen belieben, um Irrtum oder Vergeßlichkeit meinerseits, sondern haben Sie mir denselben vielmehr ausdrücklich geschenkt. Sie sagten noch: Er steht ihnen besser als mir, tragen sie ihn zum ewigen Angedenken.
Ich warne Sie daher, mich wegen des Ringes fernerhin in irgend einer Weise zu belästigen, sonst müßten Sie allerdings gewärtigen, daß ich mein schonendes Verhalten aufgebe und Ihre unerlaubten Beziehungen zu mir publik mache.
Unsere Zusammenkünfte wären leicht zu beweisen und außerdem sind Sie nicht die erste. Mit vollkommenster Hochachtung Leon Stolzeneck.«
Ja ja: Die Buchstaben standen alle schön und schwungvoll da und bedeuteten wirklich dies. Nur Gretchen hatte das Herz nicht mehr am Fleck und zitterte an allen Gliedern. Der Boden war gewichen, und schaurige Abgründe verlangten von Gretchen, daß sie hineinblicke. Die Hand vor den Augen, verließ sie die Post;

und draußen schlich sie an den Mauern hin, als sei sie selbst der Dieb. Er war ein Dieb! Herr Stolzeneck war ein Dieb! Das wußte keiner außer Gretchen, und gewiß wäre auch keiner darauf verfallen: ebenso wenig wie auf den Gedanken, daß Herr Stolzeneck ein Gespenst sei. Zwischen Lebenden und Toten war kein tieferer Graben, als zwischen ehrlichen Leuten und Dieben. Gretchen hatte bis heute von den Dieben nicht den Begriff gehabt wie von Menschen, die deutsch sprächen und Bemmchen äßen. Dort oben in der alten Stadtvogtei saßen sie, eine Schildwache ging davor auf und ab, und sie gehörten gar nicht dazu. Gretchen schielte, entsetzt durch ihre neuen Einblicke, hinauf. Derselbe Herr Stolzeneck, mit dem sie über den Wall spazieren gegangen war, der war also eigentlich dort oben zu Hause. Oder vielmehr, man konnte ein Dieb sein und doch nicht dort oben sitzen, sondern über den Wall spazieren gehen. Alles verwirrte sich und machte Kopfsprünge. Die sittliche Welt erlitt ein Erdbeben. Angstvoll rang Gretchen, sich aufrecht zu halten. Dieser Dieb war vielleicht nur aus der Stadtvogtei ausgebrochen und hatte Theater gespielt, um Gretchen ihres Ringes berauben zu können? Das war der Zweck des Ganzen gewesen? . . Nein, so ging es wohl nicht. Verstört setzte Gretchen sich zu Tisch; wie konnten Papa und Mama nur so gemütlich sein. Wußten sie nicht, daß dergleichen vorkam? Sie versteckte ihren Finger nicht mehr, sie fand es, in der Auflösung aller Dinge, nicht der Mühe wert. So, nun hatte Mama es gesehen!
»Wo hast du dein' Rink?«
»Ach!« machte Gretchen unerschrocken. »Ich hab' mir die Hände gewaschen, er liegt auf dem Waschtisch.«
»Hol' ihn gleiche, daß er nicht wegkommt. Man soll kein' Menschen in Versuchung führen.«
Gretchen stand auf, aber Papa rief:
»Nicht vom Tisch weglaufen!«
»Dann nicht«, dachte Gretchen.
Nach dem Essen ging sie in ihr Zimmer, warf die Tür zu und machte Fäuste. Sie war in Empörung. Das Schicksal war gemein, und die Menschen waren gemein. Klotzsche ein duckmäusiges Trampeltier und Herr Stolzeneck ein Dieb: das hatte das Schicksal sich für Gretchen ausgedacht. Herr Stolzeneck hätte schließlich ebensogut ehrlich bleiben können, da Gretchen doch für ihn schwärmte! Und er drohte, sie für seine Geliebte auszugeben. »Du Lumich! Aber das woll'n mer dir schon austrei'm.« Denn sie wußte ganz genau, daß dabei der Doktor mitzureden hatte. Ein Skandal kam freilich immer heraus. O! Herr Stolzeneck war schlau, schrecklich schlau; — und heiß wallte es zu Gretchens Herzen. Er blieb doch der einzige Mann, den sie geliebt hatte! So schön, so fein und so gewandt! War's denn wirklich so schlimm, daß er gestohlen hatte? Am Ende konnte das vorkommen. Gretchen selbst hatte sich für Spiritus und Tokaier Geld geben lassen und es sozusagen unterschlagen. Ja, sie hatte welches aus Papas Hose stiepitzt... Aber das hatte Mama so gewollt. Und überhaupt war das ganz etwas anderes;

das blieb in der Familie, und niemand sah es. Herr Stolzeneck aber strich dort draußen umher und stahl. Gretchen schrak zusammen: sie hatte gemeint, eine schwarze Vagabundengestalt recke sich vor dem Fenster auf und spähe in ihr geheiztes Zimmerchen ... Als sie aber sah, daß es nichts war, legte sie die Hände vors Gesicht und weinte. Sie beweinte Herrn Stolzeneck, und daß er so allein von einem Ort zum andern zog und Verbrechen beging. Gewiß war ihm nicht wohl dabei, er hätte sogar lieber in Papas Geschäft stenographiert.

»Bin ich nicht schuld, weil ich Papa nichts gesagt habe? Herr Stolzeneck hatte Hunger, ich sah es doch, und wie nervös war er! Und wenn ich ihm den Ring nun schenke? So, nun gehört er ihm, und Herr Stolzeneck hat nichts getan, als was er durfte. Ich hab in Papas Hosentasche hineingelangt, das war reichlich so schlimm« . . .

Aber Gretchen mochte wollen oder nicht, sie zuckte zurück. Ihre kleine, zahme, behütete Sünde lief vor seiner wild schweifenden winselnd davon, wie ein Mops vor einem Wolf.

»Nee nu aber, ich wer' wohl noch verriggt? Er gehört nu ähm in die Stadtvogtei, und wenn's nich wegen dem Krach wär', müßt'ch ihn, weeß Knebbchen, einsperren lassen.«

Gretchen holte ihr Anschreibebuch hervor und notierte ihre Ausgaben von dem Geld, das sie übrig behalten hatte, als sie statt des Tokaiers ein Theaterbillet gekauft hatte. Darauf fühlte sie sich besser. Was vorhin in ihr so unheimlich weich geworden war, hatte wieder feste Umrisse. Das Gute und Tüchtige war in Gretchen wieder obenauf.

Schon ward es dämmerig, und Klotzsche trat an.

»Seit 'ner Stunde laure ich auf dich, mei' Zuckertierchen«, sagte Gretchen und fiel ihm, so sehr er auch erschrak, um den Hals.

»Du bist und bleibst doch mei' kleener einzcher Sophus.«

Und verführerisch an seinem Ohr:

»Szaophis? Ich muß dir was gestehen.«

Gretchen schloß die Augen und schluckte hinunter. »Jetzt hätt ich ihm mehr zu gestehen, als er mir«, dachte sie, aber sie sagte:

»Dei' Ring is nämlich futsch. Wo er is, das kann ich dir nich sagen, nee, das kann 'ch nu nich. Ich weeß es nämlich selbst nich. Aber Mama hat es schon gemerkt, und wenn ich ihn nicht wiederkriege, wird sie tückisch. Sophus: koof deim Krätchen en andern, ähmßolchen!«

Klotzsche blinzelte, es war ihm nicht recht, aber Gretchen koste verzweifelt.

»Wir machen auch keene Hochzeitsreise nach Berlin. Nischt is mehr mit Amorsälen, ich will reine garnischt kennen lernen, mei' Klotzschechen kann nur ruhig sein. Und wenn de's mit deim Krätchen auche ßo machst, wie Assessor Bautz mit seiner Frau: ich werd' noch lang' nich verriggt. I wo werd' ich denn. 's wär doch gemiedlos.«

Darauf entschloß sich Klotzsche, und sie gingen zum Goldschmied. Als Gretchen den Ring wieder am Finger hatte, brach sie aus:

»Dies is erscht der richtche. Er glänzt viel mehr, und der Rubin is auch größer. Da kann der Mann drinne nu sagen, was er will: der kost' eichentlich 's Doppelte, und er is egal 'reingefallen. Na, wir werden's ihm nich unter die Nase reiben. Ach du mei' einzcher Klotzsche, ich mecht' dir ja auf offner Straße ä Kuß gäm.«
Klotzsche fand Gretchen an seinem Arm ungewöhnlich schwer, aber er war stolz darauf. Ein Stück weiter verlangte sie auf die andere Seite zu gehen.
»Da kommt die ekelhafte Elsa Baumann hergelaatscht. Daß de sie mir nicht grüßt! Das is nämlich ä ganz hinterlistches Luder. Aber ich durchschau' sie. Sie is mir bloß neidisch wegen meien Sophus.«
Klotzsche ward rot.
»Und zu unserer Hochzeit wird se nich eingeladen«, schloß Gretchen.
Eine Zeitlang blieb sie wortlos angeschmiegt. Dann, gelispelt:
»Szaophis? Jetzt fiehl ich egal so was, ich gloob, 's is die Gnade.«
»Siehste? Das hab' ich mir doch gleiche gedacht, daß mei' Krätchen zur Gnade kommen würde. Na nu sag' doch ämal, wie biste denn hingekomm'?«
»Nee, Sophus, nee, das kann 'ch dir nu nich sagen, das kann 'ch au nich. Ich weeß es nämlich selbst nich«, setzte sie aus Vorsicht hinzu. Aber Klotzsche war nicht neugierig.
»Na nu haste glüklich hingefunden«, sagte er, »das ist die Hauptsache. Wenn wir erst vor Gottes Thron stehen, wird er zu uns sprechen«, — und Klotzsche schnurrte abgehackt:
»Ja mein Sohn, auf welchem Wege du zur Gnade gekommen bist, das is mir janz Wurscht.«

CARL SCHÜDDEKOPF: GOETHE UND JACOBIS WOLDEMAR

In Weimars »lustiger Zeit«, wenn von einer solchen überhaupt die Rede sein kann, bildet der Sommer des Jahres 1779 einen wichtigen Einschnitt. Die Tafelrunde der klugen und lebensfrohen Herzogin Anna Amalia, die wie alljährlich im Jagdschloß Ettersburg Hof hielt, war durch die Gräfin Bernstorff und ihren Sekretär Bode, den größten deutschen Übersetzer des 18. Jahrhunderts, verstärkt worden, und am letzten Mai traf aus Darmstadt zu sechswöchentlichem Besuche Freund Merck ein, dessen scharfe Eigenart nicht nur auf Goethe, sondern auf den ganzen Hof Carl Augusts von größtem Einfluß war. Frohe Wochen folgten. Noch einmal wurden auf dem Liebhabertheater die Stücke, die in den dritthalb Jahren seit Goethes Ankunft »in engen Hütten und im reichen Saal, auf Höhen Ettersburgs, in Tiefurts Thal« gespielt waren, den Gästen vorgeführt, dazu traten als Uraufführungen die »Laune des Verliebten«, »Proserpina« und »Iphigenie«, die am 6. April zuerst gegeben und am 12. Juli, Tags vor Mercks Abreise, mit Carl August als Pylades wiederholt wurde. Aber nicht immer blieb man auf solcher Höhe. »Da doch das Theater den Gang der Welt darstellen soll«, schrieb Anna Amalia selbst, »so amüsieren wir uns hier mit Farcenspielen und finden, daß wir damit der Sache am nächsten kommen«, an Stoff dafür konnte es nicht fehlen, da durch das nahe Zusammenleben so vieler bedeutender Menschen auf engem Gebiete vielfach Reibungen entstehen mußten. Wie Goethe, seit jungen Jahren in den Formen der Parodie geübt, im »Triumph der Empfindsamkeit« seinen eigenen Werther verspottete, so wurden auch Freunde und Anwesende nicht verschont, der rücksichtsloseste von allen war Merck, der selbst erzählt, wie Wieland von ihm an einer Hoftafel von zwanzig Personen eine Stunde lang in die Pfanne gehauen sei, so daß ihn Jedermann der Grausamkeit beschuldigte. Schließlich ging selbst diesem weltklugen Menschenkenner der Spaß zu weit. Als im September 1779 in Einsiedels Parodie »Orpheus und Eurydice« die Arie aus seiner Oper Alceste »Weine nicht, du meines Herzens Abgott« in seiner Gegenwart unter Posthornbegleitung vorgetragen und stürmisch da capo verlangt war, schreibt er — wunderlicher Weise an denselben Merck, der früher die Seele des Ganzen gewesen war: »So sind wir nun hier! Der unsaubere Geist der Polissonnerie und der Fratze, der in unsere Oberen gefahren ist, verdrängt nachgerade alle Gefühle des Anständigen, alle Rücksicht auf Verhältnisse, alle Delikatesse, alle Zucht und Scham.«

Auch Goethe fühlte, daß hier eine Gefahr drohe. Die »Idee des Reinen«, die ihm über der Iphigenie aufgegangen war, vertrug sich auf die Dauer nicht mit den zweideutigen Formen der Ironie, es war nicht reine Flamme vom Altar, die er dem Herzog brachte, und er gedachte alsbald an eine heilsame Kur. Schon in den ersten Tagen des August beredete er Carl August zu einer Reise, deren Ziel, vor allen geheim gehalten, die Schweiz war: die erste Flucht aus engen und ungesunden Verhältnissen, der sieben Jahre später seine zweite »Hedschra« nach Italien folgte. Erst auf dieser Reise erfuhr Goethe von dem Aufsehen, das draußen, wo die

Vorgänge am weimarischen »Musenhof« mit gespannter Neugierde beobachtet und von immer geschäftigem, weit wirkendem Klatsch begleitet wurden, die Kunde von einer andern Ettersburger Farce erregt hatte, nämlich von der Exekution, die dort vor Wochen am Woldemar, einem soeben erschienenen Romane seines Jugendgenossen Friedrich Heinrich Jacobi, vollzogen worden war.

Die enthusiastische Freundschaft, welche die beiden, nach vorangegangenen literarischen Fehden, bei Goethes Rheinreise im Juli 1774 zu Elberfeld, Düsseldorf und Köln geschlossen hatten, war seit Goethes Übersiedelung nach Weimar erkaltet, wieder mehr aus literarischen als aus persönlichen Gründen. Während Jacobi die »Stella« wegen mancher Anspielungen auf seine Familienverhältnisse zweifelnd ansah, war Goethe über dessen ersten Roman »Eduard Allwills Papiere« unmutig, da er in der Hauptfigur, einem jungen Feuergeist, der in eine einfache Familie hineingreift, ein freilich arg verzeichnetes Bild von sich selbst zu erkennen glaubte. So ist es denn kein Wunder, daß unter den empfindsamen Büchern, die in der ersten Fassung des »Triumphs der Empfindsamkeit« von schöner Hand aus der geflickten Braut hervorgeholt werden, auch Allwills Papiere sich befinden. Aber auch der zweite Roman Jacobis, der in frühester Gestalt in Wielands »Teutschem Merkur« von 1777, Mai, Seite 97—117, unter dem Titel »Freundschaft und Liebe. Eine wahre Geschichte« erschien, zog sogleich Goethes Spott auf sich, denn auf ihn bezieht sich die nächste Erwähnung in den beiden ältesten Handschriften des Triumphs der Empfindsamkeit und nicht auf einen obscuren englischen Roman gleichen Titels, wie noch die Weimarische Ausgabe (XVII, 314) nach Düntzers Vorgang annimmt. Inzwischen war der Schluß des ersten Teils, der auch das von Goethe später parodierte Gespräch enthielt, im Dezemberheft des Merkur von 1777, das Ganze in Buchform überarbeitet und mit dem wunderlichen neuen Titel »Woldemar. Eine Seltenheit aus der Naturgeschichte« anonym in Flensburg und Leipzig zur Ostermesse 1779 erschienen.

Daß Goethe, der soeben seine Iphigenie vollendet hatte, an diesem Roman Ärgernis nahm, ist leicht begreiflich, denn er war inzwischen der erbittertste Feind jener empfindsamen Schönseligkeit geworden, die sein Werther am meisten genährt und gesteigert hatte. Auch Woldemar gehört zu dessen zahllosen Nachfolgern, und nur durch den starken philosophischen Einschlag, den seine Geschichte enthält, ist es erklärlich, daß abgesagte Gegner der Empfindsamkeit, wie Lessing, Forster und Justus Möser es waren, an ihm Gefallen finden konnten. Schon die Fabel des Romans ist höchst merkwürdig. Woldemar findet in dem Familienkreise seines Bruders Biederthal an dessen Schwägerin Henriette Hornich eine Freundin, zu der er sich in reinster Seelenverwandtschaft hingezogen fühlt. Er glaubt dieses reine Gefühl zu entweihen, wenn er ihr die Hand zum Bunde reicht, Henriette ihrerseits hat ihrem sterbenden Vater, der gegen Woldemars Charakter Mißtrauen hegt, das Gelübde getan, sich nie mit ihrem Freunde zu verbinden. Sie selbst rät ihm zur Ehe mit ihrer Freundin Allwina, das Problem des Mannes zwischen zwei Frauen wird wieder einmal aufgerollt! Auch hier bleiben die Folgen dieser unnatürlichen

Verhältnisse nicht aus, aber sie gehen in einem Wirrwarr von schönseligen Reden, kränklicher Empfindelei und koketter Selbstvergötterung spurlos am Leser vorüber. Mit einem höchst leidenschaftlichen Gespräch Woldemars und Henriettens und der Perspektive, daß ihre Zukunft äußerst gefährdet sei, schließt der erste Teil, daß zum Teil eigene Erlebnisse Jacobis zugrunde liegen, mildert den unerträglichen Eindruck nicht, den das Fragment macht. Eine solche selbstquälerische, spitzfindige Gefühlsschwelgerei mußte einer gesunden Natur unerträglich sein, und Goethe, der eben in seiner Iphigenie den Typus reinster Menschlichkeit aufgeführt hatte, konnte leicht in einer Stunde toller Laune oder, wie er selbst sagt, in leichtsinnig trunkenem Grimm und mutwilliger Herbigkeit auf den Gedanken kommen, ein Exempel zu statuieren. Und konnte der Dichter des Faust den schwankenden, schwachen Woldemar, der sich und die geliebte Freundin durch Selbstquälerei zur Verzweiflung brachte, wirksamer verspotten, als daß er ihn vom Teufel holen ließ?

I Der äußere Vorgang bei dieser Exekution, die sogenannte Kreuzerhöhung, wie Goethe selbst sie nennt, ist zwar in seinen Tagebüchern und gleichzeitigen Briefen nicht erwähnt, durch sein späteres Eingeständnis aber und andere unverdächtige Zeugnisse zur Genüge erwiesen. Wenigstens die wichtigsten müssen wir uns hier vor Augen führen.

Die ersten Stimmen werden in Jacobis Freundeskreise laut. Sophie la Roche, die schon bei früheren Zerwürfnissen vermittelt hatte, fragt am 12. September 1779 aus Coblenz bei Wieland an, was an den Gerüchten wahres sei. Wieland antwortet am 21. September: »Sie wollen von mir wissen, was an der Begebenheit mit Woldemars Briefen wahr ist oder nicht, nehmlich

»daß unter einer Eiche zu Ettersburg etliche davon vorgelesen worden und
»dann Göthe auf den Baum gestiegen, eine geistvolle Standrede über das
»schlechte Buch gehalten, und es endlich zur wohlverdienten Strafe und andren
»zum abschreckenden Beyspiel an beyden Enden der Decke an die Eiche ge-
»nagelt, wo dann eine große Freude über die im Winde flatternden Blätter ge-
»wesen.«

Ich will Ihnen hierauf die wahrhafteste Antwort geben, die ich geben kann:

»Ich weiß nicht was hieran wahr ist, denn ich war nicht zu Ettersburg,
»war nicht gegenwärtig, als diese Büberey vorgegangen sein soll.

Wäre ich zugegen gewesen, so ist 10 gegen 1 zu setzen, daß es so weit nicht gekommen wäre. Indessen gesteh ich Ihnen, daß ich zu Weimar im Publico ein paar Tage nachher, als sich jene Begebenheit zugetragen haben soll, davon reden gehört, und von Leuten, die sich einbildeten, ich müsse auch dabei gewesen seyn, gefragt worden, ob es wahr sey? Da ich nun meine Unwissenheit bekennen mußte, und die Leute sahen, daß ich wirklich gar nichts von der Sache wußte, so erzählten sie mir solche mit allen oben bemeldten Umständen, aber nicht als Augenzeugen, sondern als Leute, die gehört hatten, daß es sich zugetragen haben sollte.

Etliche Tage hernach kam ich wieder nach Ettersburg und wurde beym Spazierengehen in den Wald erinnert, mich überall umzusehen. Ich erblickte endlich eine in blau Papier geheftete Brochure, die an eine Eiche genagelt war, ungefähr wie man die Raubvögel an das große Thor an einem Pachthof oder einer gentilhommie anzunageln pflegt. Was für eine Brochure es sey, wollte mir niemand sagen, man überließ es der Schärfe meines Fernglases oder meines Verstandes, es selbst herauszubringen. Wenn ich nun sagte, ich vermuthete, daß es Woldemars Briefe gewesen, so würde ich soviel als Nichts damit sagen, denn Vermuthung in solchen Dingen ist Nichts, für gewiß kann ich nichts sagen, denn ich konnte nicht sehen, was für ein Buch es war. Im übrigen sollten Sie und Jacobi Göthen schon von langem her kennen, und wissen, was er fähig ist oder nicht.«
Inzwischen hatte auch Jacobi selbst von der Sache gehört, obwohl seine Freunde es ihm zu verheimlichen suchten, er schreibt am 15. September aus Pempelfort an Goethe: »Du sollst in Ettersburg, in einer Gesellschaft von Rittern, Woldemar und seinen Verfasser auf die entsetzlichste Weise durchgezogen, lächerlich gemacht, und zum Beschluß, — mit einem schön eingebundenen Exemplar dieses Buchs, eine schimpfliche und schändliche Execution vorgenommen haben. — Dies Gerücht ist so allgemein geworden, daß es auch mir endlich zu Ohren kommen mußte. Verschiedene meiner hiesigen Freunde hatten es schon vor vier Wochen gewußt, und allerhand Mittel angewandt, daß es mir verborgen bleiben möchte. Nun schreibe ich Dir, um zu erfahren, was an der Sache ist ....
Was die gehässige Beschuldigung angeht, ich hätte im Woldemar mich selbst vergöttern und zur öffentlichen Anbetung auffallen wollen, so müßte es mich freylich unendlich schmerzen, wenn Du sie ausgerufen hättest, und zwar, indem Du Deinen Mund auf das abscheulichste Sprachrohr drücktest .... Leute, welche die rasendsten Ungereimtheiten zusammen reimen und glauben können, und einige andere, von Kains Unmuth, die aber noch nicht sein Zeichen an der Stirn tragen, mögen ihre Ohren weit aufthun, flüstern und schreien, und die Zunge gegen mich aus dem Halse strecken, das muß ich leiden. Von den bessern Menschen aber wird keiner den Verfasser von Woldemar für einen solchen sinnlosen Thoren halten .... Aber mein Brief ist ohne das schon viel zu lang, und du hast ihn, ehe du an diese Stelle kommst, wohl schon vor Eckel unter den Tisch geworfen. Schwerlich wirst du Lust haben darauf zu antworten, und so wird dein Stillschweigen nach verflossenen drei Wochen mir Antwort genug sein.«
Goethe erhielt diese Anklage erst nach Antritt der Schweizerreise in Frankfurt, wo er vom 19. bis 22. September Station machte, in Emmendingen, wo die Reisenden am 27. September abends eintrafen, hatte er dann alsbald eine lange und vertraute Unterredung darüber mit Johanna Fahlmer, der zweiten Frau seines Schwagers Schlosser, die darüber am 31. Oktober in folgendem wichtigen Briefe an Jacobi berichtete: »Goethe sagte mir gleich eine halbe Stunde nach seiner Ankunft von deinem Briefe an ihn, den er in Frankfurt erhalten hätte, und was du ihm darinnen vorwirfst, nemlich Dinge, die durch den Weg der schändlichen Klatsche-

rey dir endlich zu Ohren gekommen sind. Er erzählte offenherzig den ganzen Verlauf: daß er manche muthwillige Parodien, nicht geschrieben, aber mündlich über deinen Woldemar geschwatzt habe. Sagte: so viel schöne Dinge, so viel großer herrlicher Sinn auch darin sey, so könne er nun einmahl für sich das was man den Geruch dieses Buchs nennen möchte ⟨anders wisse er sich nicht auszudrücken⟩ nicht leiden. Auch habe er, wie lieb du ihm auch seyst und wie ungern er dir etwas zu Leide sagen oder thun möchte, dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumahl den Schluß deßelben, so wie es ihm einmahl aufgefallen sey, zu parodieren, nehmlich, daß Woldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein Paar Zeilen ändern, so sey es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müße ihn da holen. Er sprach mit ganz arglosem Wesen davon, und suchte mir zu bedeuten, was dergleichen launichtes Getreibe, in ihm für eine abgesonderte Sache sey usw. Er schwur darauf, daß er wünschte, du wärest mit zugegen gewesen. Du selber hättest mit eingeschlagen, muthwillig im Abstracten die Sache einmahl zu nehmen. Nur möchte er sich nicht gerne schriftlich in dergleichen Explikationen einlaßen, besonders nach dem, worauf dein Brief gestellt wäre. Doch schrieb er dir vielleicht, vielleicht noch bey mir. Ich bestand darauf, es sey Pflicht, er müße, — das geschah nun freylich nicht. Indeßen schien ihm dein Verdruß über die Sache aufrichtig leid zu seyn. Wie peinlich diese Neuigkeiten für mich waren kannst du denken. Goethe kann gut und brav, auch groß seyn, nur in Liebe ist er nicht rein und dazu würklich nicht groß genug. Er hat zu viele Mischungen in sich, die wirren, und da kann er die Seite wo eigentlich Liebe ruht nicht blank und eben lassen. Goethe ist nicht glücklich und kann schwerlich glücklich werden.«

Den in Aussicht gestellten Brief an Jacobi hat Goethe nicht geschrieben und überhaupt erst nach anderthalb Jahren sich endgültig geäußert, Jacobi dagegen ließ seinem Groll freien Lauf. Gegen Forster, Lessing, Heinse, Knebel und Lavater spricht er in den härtesten Ausdrücken über den alten Freund, und vergeblich versuchte Knebel im Herbst 1780 persönlich in Pempelfort zu vermitteln. Die sämtlichen darüber gewechselten Briefe hier anzuführen verbietet der Raum, das treffendste Wort fand Heinse in seiner Antwort aus Venedig vom 8. Dezember 1780: »Mit Wolfgang Göthe sollte man es gerade so machen, wie er es gegen andere macht, denn was sonst Unrecht wäre, ist hier Recht. Ihr Handel mit ihm ist von ganz anderer Beschaffenheit als mit Wieland, da er Sie nicht öffentlich angegriffen, sondern nur im Winkel bloßen Muthwillen an einer von Ihren Schriften ausgeübt hat. Es ist ein Studentenstreich im Rausche, wie sie die Athenienser an dem Alcibiades auf die leichte Achsel nahmen. Die Merke, die Peter Mefferte, die den Possen zum feierlichen Ernst machen, und wie Evangelisten in langen Mänteln unter die Frau Basen herumtragen, verdienen die Stockschläge, die durchaus die einzige Art von Begegnung gegen dergleichen Beleidigungen sind. Ach, wenn man immer bei einander wäre, so würde manches nicht geschehen! — Des Menschen Sinn ist gerecht und gut, aber seine Phantasie ist ein Teufel.«

Goethe selbst hat nur einmal direkt Rede gestanden, er antwortet Lavater auf seine

Anfrage am 7. Mai 1781: »Ueber Woldemars Kreuzerhöhungsgeschichte kan ich dir nichts sagen, das Facktum ist wahr, eigentlich ists eine verlegne und verjährte Albernheit die du am klügsten ignorirst. Wenn ich Papier und Zeit verderben mögte so könnt ich dir wohl das nähere sagen, es ist aber nicht der Mühe werth. Sehn wir uns wieder und es fällt dir ein, so frage. Da du mich kennst solltest du dir's in Ahndung erklären können. Der leichtsinnig trunckne Grimm, die muthwillige Herbigkeit, die das halb gute verfolgen, und besonders gegen den Geruch von Prätension wüthen, sind dir ia in mir zu wohl bekannt. Und die nicht schonenden launigen Momente voriger Zeiten weist du auch.«

Aus diesen Berichten ergibt sich also als Tatbestand, daß im Ettersburger Park vor einer Gesellschaft von Hofleuten Goethe aus den Zweigen einer Eiche herab eine Standrede auf den Woldemar hielt, indem er beim Vorlesen eine Veränderung des Romans improvisierte, die damit endigte, daß Woldemar vom Teufel geholt wurde. In ähnlicher Weise hatte Goethe zwei Jahre zuvor, bei Gleims Besuche, in Tiefurt den neuesten Musenalmanach aus dem Stegreife parodiert, indem er Gedichte vorlas, die gar nicht im Buche standen, und in alle nur möglichen Tonarten und Weisen auswich. Zum Schluß wurde das broschierte Exemplar des Buches, das seiner Parodie zugrunde lag, an beiden Enden des Umschlags an die Eiche genagelt, so daß die Blätter lustig im Winde flatterten. Die weitere Angabe des »Magister Ubique« Karl August Böttiger, daß Merck ein Vogelschießen danach veranstaltet habe, ist sicher übertrieben und beruht wohl nur auf einer Weiterführung des Bildes vom angenagelten Raubvogel am Scheunentor. II
Wann die Exekution vor sich ging, ist nicht überliefert. Wenn Merck dabei zugegen war, wie Böttiger behauptet und durch die Anspielungen Jacobis und Heinses, auch durch das Fehlen eines Berichtes an ihn aus Weimar plausibel erscheint, so müßte der Vorfall in die Zeit vom 31. Mai bis 13. Juli 1779 fallen, den Tag seiner Ankunft und Abreise. Sein Reisejournal berichtet über ähnliche Vorkommnisse nur: »Es war ihm auch ein grausames Herz schuld gegeben, wie er so mit kaltem Blute, einige sagen mit innigem Vergnügen, einigen Executionen mit beygewohnt, wie ein groser Künstler den Knechten übergeben, ein Gelehrter vom Ersten Range auf den Esel zu reiten kam, und nachher mit der Papiernen Krone eines Jupiters hinausgeführt, und verurtheilt wurde, seinen Verstand zu verlieren« – Aeußerungen, die wohl nur symbolisch zu verstehen sind und auf keine wirklichen Vorgänge zurückzugehen brauchen.
Da Jacobi am 15. September schreibt, daß verschiedene seiner Freunde es schon vor vier Wochen, also Mitte August, gewußt hätten, so müßte man, falls Merck beteiligt war, annehmen, daß die Kunde von dem Vorfall erst nach fünf bis sechs Wochen in Düsseldorf sich verbreitet habe. – Eine Buche, worin er und seine Freunde vor fünfzig Jahren die Namen geschnitten und bei welcher sie im Sommer ihre improvisierten Possen gespielt, zeigte Goethe noch im Jahre 1827

Eckermann in Ettersburg, auch ohne mit Adolf Stahr an diesen Baum zu denken, kann man leicht in einer der alten vielhundertjährigen Eichen im Schloßpark zu Ettersburg den Stamm der »Kreuzerhöhung« wiederzufinden glauben.

III Die Wirkung der improvisierten Parodie muß sehr nachhaltig gewesen sein, denn nach Monaten noch wurde Goethes Abwesenheit auf der zweiten Schweizerreise, die er am 12. September mit Carl August und Wedel antrat, von der Herzogin Anna Amalia benutzt, um den Clou des Ganzen, den veränderten Schluß, als besondern Druck in Schloß Ettersburg selbst herstellen zu lassen und an die Freunde zu verteilen. Damit treten wir in das zweite Stadium dieser Angelegenheit, das uns hier hauptsächlich interessiert. Goethe, um das gleich vorweg zu nehmen, erwähnt diesen Privatdruck nirgends, und nur der Umstand, daß sich das erste vollständige Exemplar desselben in seiner Privatbibliothek vorgefunden hat, beweist, daß er ihn überhaupt gekannt hat.

Die eigentliche Veranstalterin des Druckes ist vielmehr die Herzogin Anna Amalia selbst, die darüber am 4. November 1779 an Merck schreibt: »Ich wünsche, lieber Merck, daß ich auch etwas zu Ihrem Vergnügen beitragen könnte, unterdessen schicke ich hier ein Echantillon einer neu entstandenen Buchdruckerei, welche sich in Ettersburg aufgethan. Vom berühmten Woldemar, welcher so mächtig auf eine Menge empfindsamer Seelen gewirkt, von diesem kann man wohl der Auflagen nicht zu viel befördern. Er ist hier mit kleinen Veränderungen und Holzschnitten erschienen. Findet diese Entreprise bei dem Publikum Beifall, so wird ehstens wieder ein neues Produkt ans Licht treten, wovon ich Ihnen gleichfalls ein Exemplar schicken werde. Doch bitte ich, dieses vor der Hand noch ganz allein für sich zu behalten, höchstens der Frau Aja mitzutheilen.«

Auf die Spur dieses Druckes geriet schon im Jahre 1870 Franz Schnorr von Carolsfeld in Dresden, ohne jedoch die Konsequenzen daraus zu ziehen, da er denselben nur in unvollständiger Gestalt vorfand. In der Korrespondenz Carl August Böttiger befinden sich nämlich unter den Briefen des Biographen Schlichtegroll sieben Oktavblätter eines äußerlich unvollständigen Druckes, ein denselben vorgehefteter Zettel enthält von Böttigers Hand geschrieben folgendes: »Jacobis Woldemar machte auf eine lange Zeit den Spott der Weimarschen Genies. Besonders zeigte sich Merck sehr tätig dabei, der ein Exemplar davon in Ettersburg abschießen ließ. Zu eben diesem Behuf erdichtete Goethe folgendes Produkt, wovon hier noch einige Fragmente sind. Krause mußte die Titelvignette stechen, wo der Teufel Jacobis Kopf in den Lüften führt und der Kritikus unten die Zunge herausstreckt. Bode druckte es in seiner Handdruckerei und rächte sich durch die Unterschrift des Verlegers an die Nachdrucker, die seine Dramaturgie nachgedruckt hatten.«

Der Wortlaut der fragmentarisch erhaltenen Blätter ist im ersten Bande des Archivs für Literaturgeschichte ⟨Seite 316 ff.⟩ abgedruckt, ohne daß die Frage der

Autorschaft gelöst oder auch nur ernsthaft erwogen wäre, vor allem fehlt jeder Hinweis darauf, daß dieser Text bis auf einzelne Stellen mit dem Original-Woldemar von 1779 übereinstimmt, und daß – in vollster Übereinstimmung mit den Worten Goethes – gerade in den einfachen Mitteln, mit denen die Parodie arbeitet, ihre verblüffende Wirkung liegt. Der hier folgende erste vollständige Abdruck des Heftes versucht dies dadurch anschaulich zu machen, daß er die Lesarten des ursprünglichen Drucks, abgesehen von geringfügigen Abweichungen, mit Verweisungszahlen am Schluß bringt. Der Text, der entsprechend dem Schluß des Woldemar von 1779 ‹Seite 235 – 249› die Katastrophe zu Ende des ersten Bandes im Anschluß an einen leidenschaftlichen Brief Woldemars an Allwina über den Unwert von Freundschaft und Liebe umfaßt, lautet folgendermaßen:

GEHEIME NACHRICHTEN
VON DEN LETZTEN STUNDEN
WOLDEMARS
EINES BERÜCHTIGTEN FREYGEISTES.
UND WIE IHN DER SATAN HALB
GEQUETSCHT, UND DANN IN
GEGENWART SEINER
GELIEBTEN, UNTER
DEREN GEWINSEL
ZUR HÖLLE GE-
BRACHT.
‹VIGNETTE›
GEDRUCKT BEY DEM NACHDRUCKER DODSLEY
UND COMPAGNIE. 7777.

Unterdessen wurde die Verwirrung in Woldemars Gemüthe immer fürchterlicher. - - - Das liebe Mädchen unaufhörlich um ihn, mit ihr die Menge süsser entzückender Angedenken, noch immer voll derselben Kraft ihn glücklich zu machen, wußte noch jetzt so manchen Schimmer von Freude in seine finstere Seele zu dämmern, brachte täglich neue Anwandlungen von Glauben, von Vertrauen in sein Herz - - - von *Vergebung*. - - - Ach! die er aber nicht hoffen konnte, so sehr er sie auch bedurfte ‹1›: ohne Sinn für seine tiefen Leiden - - - vielleicht insgeheim sie verachtend, hoch erhaben über den thörigten Woldemar, und nur in schmählichem Mitleiden sich zu ihm herablassend - - - die *Edle!* - - - Ha! *Elende!* Ferne, ferne Du von diesem Herzen, das Du *geschändet*, das Du *verlassen hast*.

Alle seine Beschäftigungen lagen. Ausser daß er fast täglich an Allwina schrieb, die doch an dem Orte ihres Aufenthalts nur zweymahl in der Woche Briefe erhalten

konnte. Aber von seinen Briefen wurde auch nur der dritte, vierte wirklich abgeschickt, weil er während dem Schreiben, sich immer vergaß und in Ausbrüche der schwärzesten Melancholie gerieth. Allwina sollte auf seine Trennung ‹2› vorbereitet seyn, doch wollt' er weder ihre Freundinn bey ihr verklagen, noch sie wegen seines bevorstehenden Schicksaals ‹3› argwöhnisch machen. Hier ist einer von diesen Briefen, die zurückgehalten wurden.

»Ich habe zwanzig Briefe an Dich geschrieben, die Du alle nicht bekommen hast, sie sind zerrissen, verbrandt. Aber was soll ich Dir länger verheelen, daß ich in die tiefste Schwermuth versunken bin. Mir schaudert vor dem Gedanken, deine Engelseele mit Geheimnissen der Hölle zu verfinstern! Aber ich muß, ich muß! Oder soll ich fort! auf und davon? -- O, wie lange bin ich dazu ‹4› versucht gewesen. Aber Du sollst nicht elender werden, als das Schicksal Dich macht: Ihm Deinen Fluch nicht mir! --- Warum hörtest Du mich ehmahls nicht, als ich dich, als ich Euch alle vor mir warnte, so oft warnte, daß Ihr nicht auf mich bauen, daß Ihr Euch nicht so an mich hängen solltet! --- Ihr lachtet! -- Ha! nun ist's an mir, zu lachen!

Ich bin nicht im Fieber, Alwina, o Gott, ich bin so wach, bin nur zu gut bey Verstande, --- Aber, Dir entdecken, was ich habe, das geht nicht, ich sag' es auch Henrietten nicht, meinem Bruder nicht, niemanden! Aber, ja, es wird mir etwas begegnen ‹5› -- etwas --- Ich hab' entdeckt, daß alle Freundschaft, alle Liebe nur Wahn ist, Narrheit ist --- ausgenommen dem Narren -- ich preise sie wohl einmahl wieder, so Gott will und ich lebe!

Ihr werdet Mitleiden mit mir haben, in mich dringen um mein Geheimniß zu erfahren und mich zu trösten. --- Ich bitt' ich beschwör' Euch, spart das! Sagen werd' ich nichts, und Euer Mitleiden? darüber werd' ich lachen -- und rasen. Ja, wenn ich Steinschmerzen hätte, oder die reissende Gicht, oder ich wäre in Armuth gesunken, oder es wäre sonst ein endlicher Jammer über mich gekommen -- Dann! Aber nun? Ihr könntet Meere weinen, und meinem lechzenden Herzen käme davon kein Tropfen zu statten.

Daß in den Menschen das gelegt werden mußte, das Sehnen nach Mitgefühl, die brennende Begierde nach Menschenfleisch ‹6›. -- Die am Ende doch nur falsche Lust, kranker Heißhunger ist, der nur des Geruchs bedarf, und es folgt Ekel! Aber nein! so scheint es von der einen Seite nur. Nicht falsche Lust, nicht kranker Hunger, sondern daß die Befriedigung nur Blendwerk, der Geruch nur Anstrich ist: darin das Elend!

Woher nur die Sage unter die Leute gekommen seyn mag --- das allgemeine Gerücht von Liebe, von Freundschaft? --- Es ist wie mit den Gespenstern, deren überall so viele gesehen worden sind. Gerade so!

Wahrlich, es ist nicht der Rede werth, alles was macht, daß Menschen so an einander ⟨7⟩ hangen. Worauf wir eigentlich einen Werth legen, das ist nicht. Die geselligen Gefühle, wie sie Namen haben, sind in sich so zusammengesetzt, so unendlich verpfuscht ⟨8⟩, so an tausend Enden zerrissen ⟨9⟩, so zweydeutigen, betrügligen, hinfälligen, unwesentlichen Wesens, daß man nie wissen kann was man hat ⟨10⟩. – – – »Doch giebt es Beyspiele von Treue, von alles überwiegender Anhänglichkeit!« – – – Das weiß ich! Aber liegt da wohl je wirkliche Sympathie zum Grunde? ist da je eigentliche Liebe? Nichts weniger! Dämpfe in tauben ungefühligen Seelen ⟨11⟩ sinds! . . . Schau die Petern! ⟨12⟩ Was hat die nicht für ihren Mann gethan? Wie war und blieb sie ihm nicht ergeben? Man geräth ausser sich vor Bewunderung, wenn mans erzählen hört. Und nun im Grunde, was ist's mit der Petern? ⟨13⟩ Fühlte sie bey ihren schönsten Handlungen wohl mehr, hatte sie wohl mehr Genuß davon, als wenn sie für den Mittag eine Suppe aß? ⟨14⟩ Hatte ihr Mann wohl mehr Genuß davon, eigentlichen Seelengenuß? . . . . Und so ist's überall, wo Menschen anhaltend beyeinander sind ⟨15⟩: entweder blinder Tand ⟨16⟩, wo sie so hineinkommen, ohne zu wissen wie, eingebläuet, angewöhnt um Gotteswillen, oder elendes . . . so elendes Stückwerk, daß es eine Sünde ⟨17⟩ ist. Hält wo noch einige Vereinigung Stand, und sie bewahrt nicht jene gegenseitige gleiche Dumpfheit, so bewahrt sie gegenseitige Religion ⟨18⟩, – . . etwa von der einen Seite durch Verzweiflung an Mitgefühl, an Einverständniß, und von der andern durch kindische Genügsamkeit: . . . oder auf sonst eine Weise: denn hier können die Verhältnisse ins Unendliche abwechseln, und manches recht hübsch und artig ausfallen: das Band aber, das sie zusammen zieht und hält, . . . ist nichts weniger ... als was es heißt! ... In alle Wege, je fähiger der Mensch zur Glückseeligkeit wird, je unglücklicher wird er in der That: je vortreflicher Menschen werden, die einander gut sind, je loser, je unsteter wird ihre Verbindung. Indem der Eine, oder der Andere, oder beyde zugleich sich mehr einbilden ⟨19⟩, jeder in dem Seinigen, . . . werden sie sich unähnlicher, indem sie an Kraft zu gewinnen glauben ⟨20⟩, ihr Geist sich weiter ausbreitet, selbst ihr Herz sich verhärtet ⟨21⟩, . . . werden sie, gegenseitig, eigener, werden sie unabhängiger von einander, ihre Sympathie, kriegt die Antipathie – . . und ihre Freundschaft hat ein Ende.

Ich hab es lange gewußt, aber mein Wissen war nur Stückwerk: jetzt hab' ichs ganz, bin der Wahrheit und der Weißheit toll und voll ⟨22⟩ . . . ein Seher, ein Prophet, und habe Dir kund gethan meine Offenbarungen, habe Dich gelehrt, habe Dir geweissagt, . . . und muß nun weiter bis ichs verkündige auch den unterirrdischen Geistern – . . . . So laß mich denn, und Gott sey mir ⟨23⟩ gnädig!«

Unterdessen Woldemar diesen Brief schrieb, war Henriette in sein Vorzimmer gekommen. Die Thüre von seinem Cabinet war zu. Sie hörte etlichemahl daß er

gewaltsame Bewegungen machte, röchelte, Bewegungen machte und fürchterliche Flüche<24> ausstieß. Hernach wurd es ganz still. Darauf hörte sie Weinen und Schluchzen.... Und nun wieder stille wie todt. Sie versuchte an der Thüre vom Cabinet, ob sie zugeschlossen wäre –.. sie gieng auf.
Er saß, den Hals<25> umgedreht, nach der Wand, an die ihm das Gesicht gequetscht war<26>, wie aus Begierde sie mit den Zähnen zu fassen, die Arme vorwärts steif ausgestreckt, und die Hände los gefalten, die Beine hiengen zückend<27> längst dem Sessel, so daß sie nur mit der Spitze den Boden berührten. – –. Henriette trat bebend näher. Sie erblickte das frisch Geschriebene. Von selber fielen ihr die letzten Zeilen, die sehr grosse und weitläufige Buchstaben hatten, in die Augen. Sie glaubte der Brief wäre an sie, und durchlief ihn ungeduldig, das hinterste zuerst, dann fieng sie von vorne an – las, meinte noch immer er gehe sie an, begriffs doch länger nicht.. Da kam sie an die Worte: »Ich rede nicht im Fieber, Allwina,«... Allwina? Sie fuhr auf mit einem lauten Schrey.... Der Teufel<28> kehrte sich um, riß ihr das Blatt aus der Hand, und stieß sie unsanft auf die Seite. Sie sank, und meinte die Erde wäre mit ihr versunken. Aber sie war bald wieder bey sich, kam zurück, hieng sich Woldemarn an den schlappen Hals<29>, und zerran über ihm in Thränen und in Küssen. Da sie einigemahl zu reden versuchte, jedesmahl stockte, und nun wieder heftiger weinen mußte: wurde ihr weh bis zur Ohnmacht, sie mußte ihre Stellung verlassen und einen Stuhl suchen.... Woldemar blickte nach ihr hin... Er konnte nicht länger! Sein Herz hob sich, als höbe mit ihm die Welt sich aus ihren Angeln. »Ach, Henriette!« rief er, und stürzte zum letztenmahle hin vor ihre Kniee<30>, »Er ist verloren, laß ihn, rief der Teufel, in meinen<31> Armen sterben!« Henriette war ohne Sprache, sie drückte ihn an sich, schluchzte, sah gen Himmel... »Ja!« fuhr sie<32> fort, »ich bin hin, aber so lang ich noch lebe, muß ich Dich lieben«.... Es ist entsetzlich, daß ich mich an Dir betrogen habe, denn Du scheinst<33> das beste Geschöpf unter der Sonne! ... O soll es<34> endlich einmahl schwinden dies Herz, nachdem<35> es so oft alle seine Kraft von sich geströmt hat!«... Lieber! rief Henriette weiter<36>, Lieber .. Lieber.. Ach Betrogen? Sie konnte nicht weiter. »Du liebst ihn nicht, wie er Dich liebt«<37> sagte der Teufel<38>, »Dein Gefühl für Freundschaft ist anders als das meine. Seine<39> Freundschaft konntest Du fahren lassen, ... es sey warum es wolle, Du konntest sie fahren lassen, ihn<40> konntest Du dahin geben! Und ich, rief Henriette, ich ... ich liege<41> hier auf den Knieen! Der Teufel<42> sprung mit Heftigkeit auf, setzte ihr beyde Fäuste vor<43> die Stirne, und rief aus<44>: Nur Trümmer! Und das dein<45> Alles ..– Und darum betteln! ... Aber was hilfts?« Sie<46> stürzte sich von neuem auf den Boden... »Bester, Bester<47> auf Erden, habe Mitleiden! verlaß mich nicht« Henriette verbarg ihr Gesicht<48> und brach in eine Fluth von Thränen aus.... Woldemar! sagte Henriette mit gebrochener Stimme, Dich verlassen? Dich, für den ich alles verließ? Der Teufel sprach<49>: ich wollte, daß ich sein<50> Herz fassen könnte, wie ein Weib die Zizzen einer Ziege<51>, und Dich nöthigen es zu trinken, ...

damit Dir alles zu Theil würde, Dir nur alles zu gut käme von ihm⟨52⟩, eh es dahin ist, ... damit nur dies übertriebene Gewühl hier alle würde, hier blieb, und nichts mit in die Hölle käme⟨53⟩. O das nur: rief sie ausser sich⟨54⟩: die Erfüllung seines⟨55⟩ Glaubens, die Rettung meiner Liebe, der Liebe, die ich fühle, und die ich w ä h n t e, der ein Wesen, eine sichre Stätte auf ewig, und ich will, ohne Klage, vergehen, will verloren seyn!« Sie⟨56⟩ senkte sich wieder. Und ....⟨57⟩

Die wichtigeren Abweichungen des ursprünglichen Woldemar sind folgende:
1⟩ Ach! Die sie aber nicht foderte, deren sie nicht zu bedürfen glaubte, 2⟩ Schwermuth 3⟩ noch gegen Menschen und Glückseeligkeit überhaupt sie 4⟩ O, ich bin tausendmahl dazu 5⟩ es ist mir etwas begegnet 6⟩ Menschen-Herz 7⟩ Menschen an einander 8⟩ vermischt 9⟩ zu fassen und zu lassen 10⟩ hat, oder ob man nur was hat 11⟩ Dumpfe, taube, ungefühlige Seelen 12⟩ Redern! 13⟩ Redern? 14⟩ kochte? 15⟩ einander etwas sind 16⟩ Trant 17⟩ Schande 18⟩ Resignation 19⟩ ausbilden 20⟩ gewinnen 21⟩ erweitert 22⟩ Weisheit voll 23⟩ Dir 24⟩ machte und fürchterliche Töne 25⟩ Kopf 26⟩ gegen die er das Gesicht gequetscht hatte 27⟩ gezuckt 28⟩ Woldemar 29⟩ den Hals 30⟩ stürzte vor sie hin auf die Knie, — 31⟩ »Ich bin verloren — laß mich in Deinen 32⟩ er 33⟩ bist 34⟩ O, es wird ja doch 35⟩ Herz, endlich einmahl vergehen, nachdem 36⟩ unterbrach ihn Henriette 37⟩ mich nicht, wie ich Dich liebe 38⟩ Woldemar 39⟩ Unsere 40⟩ mich 41⟩ — — Und ich, ich — ich liege 42⟩ Er 43⟩ setzte beyde Fäuste sich vor 44⟩ Stirne: »Gott!« rief er aus — 45⟩ mein Alles 46⟩ Er 47⟩ Beste, Beste 48⟩ verbarg sein Gesicht in Henriettens Schooos, 49⟩ »Ach!« sagte Woldemar, indem er sein Gesicht wieder in die Höhe richtete — 50⟩ mein 51⟩ Weib ihre Brust, 52⟩ mir 53⟩ dies unaussprechliche Gefühl hier, gerechtfertiget würde — und Bleiben erhielt — und dereinst gen Himmel stieg! 54⟩ nur: die Erfüllung 55⟩ meines 56⟩ Er 57⟩ Und Henriette ...
Doch genug von diesem Auftritt, mit dessen Beschreibung ich mich besser gar nicht versündigt hätte! Denn nur einen Moment davon darzustellen in Geist und Wahrheit — ist unmöglich.

Um die Hauptfrage zu beantworten: rührt die vorliegende Parodie von Goethe IV
her, müssen wir uns der Worte erinnern, die Johanna Schlosser aus seinem Munde zitiert: »daß er manche muthwillige Parodien, nicht geschrieben, aber mündlich über deinen Woldemar geschwatzt habe. Auch habe er dem Kitzel nicht entgehen können, das Buch, zumal den Schluß desselben, so wie es ihm einmahl aufgefallen sey, zu parodieren, nehmlich, daß Woldemarn der Teufel hole. Man dürfe nur ein paar Zeilen ändern, so sey es unausbleiblich und nicht anders, als der Teufel müsse ihn da holen.« Diese Angaben stimmen nun mit dem Text der vorliegenden Parodie so genau überein, daß die Identität beider unzweifelhaft ist. Die Abweichungen von dem Wortlaut des ursprünglichen Woldemar, wenig mehr als fünfzig an Zahl,

haben zunächst nur die Tendenz, den schwachen, wankelmütigen Woldemar, gegen den sich der Spott hauptsächlich wendet, ins Unrecht zu setzen, als den allein schuldigen Teil hinzustellen und auf sein bevorstehendes Schicksal vorzubereiten. Dann leiten kecke, burschikose Änderungen wie »die brennende Begierde nach Menschenfleisch« (für »Menschen-Herz«), »Dämpfe in tauben ungefühligen Seelen« (für »Dumpfe, taube, ungefühlige Seelen«), die »Petern«, die ihre Suppe »aß« (für die »Redern«, die sie »kochte«), »der Weißheit toll und voll« (für »voll«) oder eine beißende Anspielung auf Jacobis Gefühlsphilosophie (»Religion« für »Resignation«) zu der eigentlichen Parodie des Schlusses über, die sich auf wenigen Seiten und mit den einfachsten Mitteln abspielt. Die bombastischen Worte Woldemars im Original: »und muß nun weiter, bis ich's verkündige auch den unterirdischen Geistern« lieferte die einfachste Begründung, und die Überleitung ergab sich wie von selbst, wenn ein »röchelte« eingeschaltet, »Flüche« statt »Töne« gesetzt und die gerade geniale Lesart vom umgedrehten »Hals« statt »Kopf« eingeschmuggelt wurde. Im folgenden Gespräch zwischen Henriette und Woldemar brauchte dann nur der Teufel für einen von beiden eintreten und die Parodie war folgerichtig bis zu Ende durchgeführt.
Echt Goethisch ist vor allem die Veränderung der stillosen Worte Woldemars: »ich wollte, daß ich mein Herz fassen könnte, wie ein Weib die Brust, und Dich nöthigen es zu trinken« in das groteske Bild des Teufels: »ich wollte, daß ich sein Herz fassen könnte, wie ein Weib die Zizzen einer Ziege, und Dich nöthigen es zu trinken«, das schon Satyros, der vergötterte Waldteufel braucht:

Da droben im G'birg die wilden Ziegen,
Wenn ich eine bei'n Hörnern thu' kriegen,
Fass' mit dem Maul ihre vollen Zitzen,
Thu' mir mit Macht die Gurgel bespritzen,
Das ist, bei Gott! ein ander Wesen.

Aber auch an andern Stellen, die ganz auf das einzelne Wort gestellt sind, so in der grausamen Verdrehung von »damit nur dies unaussprechliche Gefühl hier gerechtfertiget würde — und Bleiben erhielt — und dereinst gen Himmel stieg« in »damit nur dies übertriebene Gewühl hier alle würde, hier blieb, und nichts mit in die Hölle käme«, scheinen mir unzweifelhaft Goethes eigene Laute durchzuklingen.
Wenn also, wie wir bereits sahen, Goethe weder an dem Druck der Parodie beteiligt war, noch überhaupt etwas über den Woldemar »geschrieben«, sondern nur »mündlich über ihn geschwatzt hat«, so müssen wir entweder annehmen, daß während oder bald nach seiner »Standrede« ein Mitglied der Hofgesellschaft, etwa Luise v. Göchhausen, seine Parodie niedergeschrieben habe, oder daß nachträglich, auf Grund gemeinsamer Erinnerung, die charakteristischen Stellen der Änderungen in einem Exemplar des Woldemar eingetragen sind und so als Grundlage des Druckes gedient haben. Mir scheint das letztere als das wahrscheinliche. Ob bei dieser nachträglichen Redaktion einzelne Stellen verändert, andere ganz übergangen

sind, tut nichts zur Sache, in allen Hauptsachen dürften Goethes eigene Worte, die sich als Kraftausdrücke leicht dem Gedächtnis einprägten, getreu wiedergegeben sein. Unzweifelhaft ist an der Drucklegung der Parodie Johann Joachim Christoph Bode beteiligt, der, wie eingangs bemerkt, seit kurzem als Geschäftsführer der Gräfin Bernstorff in Weimar lebte. Er hatte, wie genugsam bekannt, in Hamburg gemeinsam mit Lessing eine Buchhandlung begründet, die dem Selbstverlage der Autoren dienen sollte und unter andern die Hamburgische Dramaturgie verlegte, aber an den Chikanen des zünftigen Buchhandels und an dem Piratentum des Nachdrucks scheiterte. Einer der frechsten Vertreter desselben, die angebliche Firma »Dodsley und Compagnie«, unter der sich der Dyksche Handlungsdiener Schwickert in Leipzig verbirgt, hatte schon Lessing in den letzten Stücken der Dramaturgie bekämpft und auch Bode setzte diese Firma auf die Parodie des Woldemar, teils um sie schon äußerlich als Nachdruck zu kennzeichnen, teils um den primitiven Druck, der zweifelsohne auf einer Handpresse hergestellt ist, die dürftige Ausstattung, die grobe Heftung der einzeln auseinander geschnittenen Blätter zu rechtfertigen. Ob Bode auch an der Fassung des Titels, der an die Bänkelsängerlieder und komischen Romanzen der Zeit erinnert, beteiligt ist, steht dahin.
Die beiden Vignetten auf dem Titel und am Schluß sind nach glaubwürdiger Angabe Böttigers von Krause, d. h. von Georg Melchior Kraus, dem Direktor der weimarischen Zeichenakademie, gestochen, von dem auch das Bild zum »Neuesten aus Plundersweilen« herrührt. Die Titelvignette, der Teufel mit Woldemars Kopf zur Hölle fahrend, scheint auf einem Portrait Jacobis zu beruhen, das sich bisher nicht nachweisen ließ, auch die Schlußvignette, der Kritikus, der dem Autor und Leser die Zunge herausstreckt, zeigt viel Humor.
Ob Jacobi von der Drucklegung der Parodie etwas erfahren hat, erscheint zweifelhaft, sie wäre in der Polemik gegen Goethe gewiß nicht übergangen, wird aber nur von Anna Amalia und Böttiger erwähnt. Doch die alles heilende Zeit löste auch diese Spannung. Schon am 2. Oktober 1782 bot Goethe dem alten Freunde die Hand zur Versöhnung, und er täuschte sich nicht in dieser edlen Natur. Jacobis Reise nach Weimar im Herbst 1784 trug wesentlich dazu bei, das alte Vertrauen wieder zu erwecken, und den letzten Rest einer Mißstimmung zu tilgen, wählte Jacobi im Jahre 1794 das vornehmste Mittel, indem er Goethe die zweite Auflage seines Woldemar (Königsberg 1794) widmete, in der besonders der von Goethe parodierte Schluß völlig umgearbeitet und überhaupt aus dem ganzen Buche ein fast neues und weit wohltuenderes gemacht war. Die Dedikation, nur Goethe in ihren zarten Andeutungen verständlich, lautet: »Ich widme Dir ein Werk, welches ohne Dich nicht angefangen, schwerlich, ohne Dich vollendet wäre: es gehört Dir, ich übergeb' es Dir: Dir, wie keinem Andern. Wie keinem Andern! — Du fühlst dieses Wort, alter Freund, und drückst mir darauf die Hand — auch wie keinem Andern. Zwanzig Jahre sind verflossen seitdem unsre Freundschaft begann. Damals fragte jemand Dich in meiner Gegenwart: ob wir nicht Freunde wären schon von Kindesbeinen an? und Du gabst zur Antwort: diese Liebe wäre so neu, daß sie, wenn

es Wein wäre, nicht zu genießen seyn würde. — Ein edler Wein ist sie geworden.« Goethe dankt am 26. April 1794: »Was so ein Wort, das uns an frühere Zeiten so lebhaft erinnert, alles aufregt und was man darüber so gern schwäzte! Geschrieben ist es ganz fürtrefflich, wie von jedermann mit Bewunderung anerkannt wird. Habe Dank daß du bey einer so schönen Gelegenheit unsrer alten Freundschaft gedenken wollen und fahre fort mich zu lieben, wie ich dich.«
Aber auch in dieser neuen Bearbeitung machte Woldemar kein Glück, vergebens versuchte Wilhelm v. Humboldt in einer ausführlichen Besprechung der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung durch Hervorhebung der philosophischen Vorzüge die Schwächen der künstlerischen Komposition zu verdecken. Zwei Jahre darauf erschien Friedrich Schlegels vernichtende Kritik der letzten Ausgabe von 1796, die das Urteil über den Roman dahin zusammenfaßt: er sei nicht eine Darstellung der Menschheit, sondern nur der Friedrich-Heinrich-Jacobiheit. Im letzten Grunde also eine Bestätigung von Goethes Urteil, dessen Herbigkeit tief in seiner künstlerischen Überzeugung begründet lag.

WILHELM VON SCHOLZ: GEDICHTE

ABENDLANDSCHAFT

Tritt aus Laubdunkel in das kühle Licht
scheidenden Tages, das die Wolken noch erleuchtet
und das verdämmernde Gebirg. Der weite See
hält ihm den grauen Silberspiegel vor,
auf dem es auslöscht. Jetzt umwandert rings
den Kreis des Sehens ein Verhüllender,
der das Gewölk anhält, daß es sich lagert
auf Schattenufer. Eine dunkelnde Seele
verrinnen wir in sein Herüberschaun.

FIEBER

Ich lag wohl eine Stunde reglos wach,
der Nacht zulauschend, die halb durchsichtig
über mir stand wie ein ganz stiller See.
Die flüssige Schwere ruhte so verteilt,
daß mir mein Lager langsam schwebend ward
inmitten des senkrechten Schattens Raum.

Mein Auge schloß sich, als der Schatten sank.
Doch unter den geschlossenen Lidern stiegen
Gedanken auf wie Perlen Luft und trugen
mancherlei hoch, weit über mich hinauf.

Sie schwanden wohl; denn in die Dunkelheit,
die aus mir aufsah, kam das lautlose Fallen
vergessener Dinge. Dann erstarb auch dies.

Die flüssige Schwere lastete auf Traum.

DAS WORT

In jenem Jahr, als ich verzweifelte,
hört ich einst Nachts ein schon verhalltes Wort,
als ob im Traum, der eben am Erwachen
erschüttert anschlug, eine ferne Stimme
mit sich gesprochen hätte — nicht mit mir:
»Beruhigt nicht Verzweiflung tief wie Schlaf?«

FRANZ BLEI: KATHOLISCHE MEDITATION

Auf nichts sonst haben die europäischen Völker mehr Energien Geistes und Leibes verbraucht als darauf, dieses unbewußt ironische Vermächtnis eines kleinen vorderasiatischen Stammes sich einzugleichen. Nichts erreicht die Anstrengung dieses währenden Versuches, das Christentum zu verdauen. Verschlingen, Ausspeien, Neubereiten und Wiederverschlingen sind eine immerwährende Folge durch zwei Jahrtausende. Gesellschaftlich wurde, was es schon vor dem Christentum war, was es auch nach dem Christentum bleiben wird: die Kultformen der Umzüge, Feste, Opfer und Gebete. Das andere alles steht zwischen Ja und Nein, Verehrt und Verworfen, Geglaubt und Geleugnet. Oder ist indifferent geworden.

Wie immer, wenn große Energien an die Aufnahme eines in die Welt Gesetzten verwandt werden, gibt das ein Blühen der Kräfte, eine Steigerung und Verfeinerung und Vertiefung der Mittel, die zuvor nicht war. Und wird, was wir als barbarisch oft erkennen und darob vertilgen möchten, Ursache sublimster Menschlichkeit. Wir venerieren um dieser sublimen Folgen willen. Der Erwerb der sentimentalen Liebe muß es uns vergessen machen, daß wir für die naive Sinnlichkeit das Gewissen eingetauscht haben. Daß ein Leben war wie das des Franz von Assisi, muß es uns hinnehmen lassen, daß die zufälligen Bestimmungen einer judäischen Existenz: niedre Geburt, Armut und Keuschheit als das ethische Ideal dogmatisiert wurden. Und wer auch diese Folge Franciscus nicht will und sie barbarisch empfindet, der veneriert die Fioretti oder die Giottofresken oder Dante. Das Entzücken vor dem Werke des Ignaz von Loyola: die Gnade nicht verlieren und doch die Begehrungen und Lüste leben zu lassen nach dem Eigensinn ihrer Macht, dieses groß geschaffne Werk subtilster Psychologie muß dafür entschädigen, daß wir diese Häßlichkeit der heimlichen Orgie und öffentlichen Ehrbarkeit um uns erleben. Und die Kathedralen und Bildwerke und Gedichte, das Süßbittre der Sünde und das Fremdwerdenkönnen zu sich selber und daß in allem sein Gegenteil lebendig ist, dieses läßt es hinnehmen, daß Pascal, die stärkste Intelligenz eines Jahrhundert, den Rosenkranz betete, daß ein wütend gewordener Mönch und enger Bauernschädel wie Luther aus des schönen Baumes gefährlichsten Früchten ein eckles Gift zog: eine christliche Moral ohne christliche Voraussetzung, ein Beten mit Erfolgberechnung, pastorale Heiligkeit mit gebilligtem Kinderzeugen. Und die sich am weitesten vom Wesentume des Gottglaubens entfernt haben und für dieses ganz indifferent geworden sind, sagen wir populär die Ästheten, sie nehmen es für die erlebten Schauer in dunklen Kirchenschiffen hin, daß es einen Syllabus gibt und daß Professoren nicht Auslegung nach eigenem Ermessen treiben dürfen. Irgend ein Kleinstes hält deinen liebenden Blick und um dieses Kleinsten von dem Ganzen willen nimmst du dieses Ganze hin, das du auch verächtlich und wie immer sonst finden magst. Es ist ein Band, und bindet es auch nicht, so zieht es doch hin. So ist die katholische Kirche ein mannigfach Lebendes.

Der Heiligenalmanach ist sehr umfangreich. Aber es sind nur zwei Heilige, in deren Wesen und Werk der Katholizismus seinen bedeutendsten Ausdruck fand, bis an die Grenzen seiner Möglichkeit geführt wurde: Franz von Assisi und Ignaz von Loyola. Diese beiden erschöpfen. Es gibt Ausnahmeerscheinungen wie Augustinus und Joachim de Fiore, oder Gelehrte wie Origines, oder Ekstatische und Halluzinierte, oder Ehrgeizige mit einem starken Willen wie Dominicus und kluge Ordner wie Benedictus, dessen Regel ein Meisterwerk ist. Und dann gibt es noch eine große Schar unterernährter Seminaristen mit finnigem Teint. Aber Franz und Ignaz sind das Ganze der Kirche, die auf dieser Erde steht und zum Himmel will, sind das Kreuz, das die Arme breitet und Komm! sagt und das Kreuz, das die Arme spreitet und Halt! ruft.
Franziscus ist der Glühende und Strahlende, unbesorgt und sorglos, der Bruder der Sonne und des Windes, das Herz in Einfalt und alle Sinne erschüttert, ein Dichter. Er hat sich nie die Lehre kümmern lassen, und alle auf das Dogma verwandte Zeit schien ihm verschwendete Zeit. Er polemisierte nie, denn der Hochmut des Geistes war ihm fremd und er richtete weder Weg noch Ziel in Rücksicht auf des Nachbars Existenz. Er befolgte das Wort Joachims, seines geistigen Vaters: »Die Wahrheit, die den Weisen verborgen bleibt, offenbart sich den Kindern, die Dialektik schließt was offen, macht dunkel was klar war, sie ist die Mutter unnützen Redens, der Eifersucht und der Lästerung.« Und lebte des Joachim Mönchsideal: qui vere monachus est nihil reputat esse suum nisi citharam. Es konnte wirklich einer das Leben des Franz als das eines Troubadours schreiben, denn er war ein Gaukler des Herrn und sang sterbend seine Hymne an die Sonne und hatte in seiner Regel bestimmt, die Brüder sollen sich gaudentes in Domino, hilares et convenientes gratiosos zeigen. Dieser ganz unpsychologische Franciscus war ein Heretiker, ein Heretiker wie Jesus Christus. Die Nachfolge gab ihn auf, um nicht den Tod zu erleiden, dem er durch ein Wunder, auch Wunder seines reinen Wesens, entgangen war.
Vier Jahre nach Francisci Tode interpretierte Gregor IX. die Regula und das Testamentum, trotzdem der Heilige jeden Kommentar verboten hatte, und erklärte, die Brüder seien an die Beobachtung des Testamentum nicht gehalten. Die wenigen, die wie Caesarius von Spira und Bernardo de Quintavalle die Regel des Franz treu befolgten, wurden gehetzt und umgebracht. Aber was da geschah war nicht Wille der Päpste nur, war vielmehr was die Not der Brüder selber verlangte, die Lebensnot der Brüder. Factus in agonia heißt es bei Luccas vom Gebet des Herrn. Die währende Agonie als das ideale Leben, das Hingabe und Auflösung ist, war das Beispiel Franciscus'. Aber die Brüder waren wie der Franciscaner bei Chaucer, und die Fioretti sind eine poetische Fiktion, der man die Wirklichkeit der Manuale gegenüberstellen muß, die Bonaventura, David von Augsburg und andere schrieben: darin ist ein lebensleerer Puritanismus darauf aus, den groben Mönchen, die die Brüder waren, Lebensart beizubringen und jenes sterile Mönchsbewußtsein der Abgeschlossenheit gegenüber der Welt und des Besserseins als die

Welt. Nach Franz kamen die Machtsucher wie Elias und kamen die Gelehrten, die wie Judas Ischariot bis dreißig zählen können und kamen die Fanatiker, die ihre Liebe nicht aus dem haben was sie lieben, sondern aus dem was sie hassen, und die alle zu arm an Glauben waren, um Heretiker zu sein wie Franciscus. Und kam diese große Schar der bequemen feisten Burschen, denen das parasitäre Leben recht genehm war und die ihr Untermenschentum um so leichter durchsetzten als so strengem wie dem Beispiel des Heiligen nicht zu folgen war, im Einzelnen nicht, wozu im Ganzen dann? Franciscus wurde eine Reliquie. Seinen Namen zu nennen genügte. Jeder konnte das und tat es. Es war ganz leicht und verpflichtete nicht. Der Heilige selber hatte ja seine Autorität aufgegeben. Die Reste würden genügen, er brauche nicht zu kochen, sagte Franz einmal dem Bruder Stefano. Und als dem Heiligen die Reste des Mahles dann doch nicht genügten und er, den Bruder fragend weshalb er nicht gekocht habe, die Antwort bekam: »Du selber, Vater, hast es so gewünscht«, da sagte Franz: »Teurer Sohn, die Folgsamkeit ist eine schöne Tugend, aber doch sollst du nicht immer tun was dein Oberer dir angibt, besonders wenn er von einer Leidenschaft bewegt ist.« Franz rechnete mit den Werten seines Genies als mit Selbstverständlichkeiten bei den andern, denn er war ganz einfach und sah auch das Beispiel seines heroischen Lebens als ein ganz einfaches an, als etwas »natürliches«. Die Komplikationen, die durch eine mindere Begabung oder Begabungslosigkeit entstehen, wenn sein einfaches Wort sie trifft, von diesen Verwirrungen verstand er nichts. So blieb von ihm nur eine Idee, die an einem Beispiel einmal Tat geworden war: ein Genie. Das andere beschreiben die italienischen Novellieri und die deutschen Schwankerzähler.

Das Reich Gottes steht unmittelbar bevor, das Maß ist voll, die Rache des Herrn ist nahe, schon setzt der Engel des jüngsten Gerichts die Posaune an die Lippen: — dieser Glaube lag auf den Stärksten und machte sie abgewandt dieser Welt und richtete sie auf die andere. Deshalb dieses Stillestehen des Mittelalters und diese Steigerung des Religiösen zu Genie und Manie und dieses bis in die feinsten Capillaren Erfülltsein des ganzen Organismus der Gemeinschaft von den Dingen außer dieser Welt. Genie und Manie: die Geißler und die Selbstmordlehre der Catharer, und das Evangelium der Armut und das mit Bewußtsein Sichhingeben und nichts dafür verlangen: was die Freude ist. Und das unruhvolle Wandern und Ziehen, das es in keiner Behausung leidet, es wäre denn Zelle oder Kirche. Die Erde lächelnd aufgeben um eines höheren Gutes willen, ein Verzicht ohne Schmähung, ein Sterben in Frohheit: das war die übermenschliche Forderung des Heiligen Dichters, den das Böse nie quälte wie seine Zeit und der die Angst seiner Zeit nicht kannte. Vor dem nahen Ende zitternd und grausend das Leben aufgeben, das konnte man zur Not, ihm heiter entgegenlachen, das konnte keiner außer ihm. Aber —; die Welt ging nicht nur nicht nächstens unter. Man entdeckte noch neue sinnliche Welten, da man mit den Schiffen ausfuhr, und andre Welten grub man

aus dem Schutt und andre fand man in den alten Schriften lesend. Die Welt ging nicht unter, sie wuchs und wurde reicher. Die Oberfläche — das Mittelalter kannte kaum so etwas — entfaltete sich und enthüllte Köstliches. Der Saft schoß in Gezweig und Blatt und Blüte, und die Fruchtbarkeit des Sichtbaren kreiste in stolzem Gebären. Die Magerkeit der gotischen Knochen bekam Fleisch und Fett. Die Schweifenden wurden seßhaft und bauten sich prunkvolle sichere Häuser. Das Denken wurde üppig. Und die Nacht verlor das Grauenvolle, denn nicht mehr von Spuck war sie erfüllt, sondern vom Abenteuer. Die große Fastenzeit war vorüber, und es begann des Gargantua mächtiges Fressen alles Versäumte nachzuholen. Das Religiöse war kein Teil des großen Denkens mehr und wurde ein Mittel für irdische Schönheit, wurde Form und Gebärde. Einen Bilderstürmer entzündete es noch, einen andern, aber schon trug ihnen das Volk den Scheiterhaufen zusammen. Und dann beschäftigte das Religiöse ganz nur mehr die mittleren Intelligenzen mit dem Reformeifer, wie Luther und Calvin, wurde eine Pfarrer- und Mönchsangelegenheit, wurde politisches Mittel. Die Epopöe war aus. Das Drama hatte begonnen.

Da stand nach einem glutgekochten Tage die kühle Nacht mit den Sternen über dem fiebernden Krieger, dem eine Kugel das Bein zerschmettert hatte, da waren die quälenden Bücher von Fahrt und Abenteuer in Schlacht und Turnier gelesen, und die gütigen Bücher, die beruhigend von den Heiligen erzählten, waren wie kühlender Trank dem verdorrten Gaumen: und als Ignaz von Loyola vom Lager sich erhob, da war sein Rittertum ausgelebt und sein Heiligtum entschieden. Er ging ins Kloster Manresa. Da gab es erst den Kampf, der mit Gebet und Geißel geführt wurde, wild und mordhaft wütete er gegen das Gefängnis seiner Seele, wie ein Sturm auf eine maurische Veste. Zwei Wege waren: die Mönchskasteiung bis ans Ende der Auflösung, ein Zerbrechen des Leibes ohne Sieg, oder die wonnige Gelassenheit der Beaten, die ihres Gottes so sicher sind, daß sie gleich wie Teufel leben können. Erst schwankte Ignaz. Dann dachte er an eine Flucht: den Märtyrertod bei den Heiden. Doch aber fand und ging er einen dritten Weg. Er wurde »Meister der Affekte«, da er meditierend die Selbstbeherrschung lernte. Er sagte Ja zu diesem Komplex Mensch und wies ihm nur leise die Bahn. Er forderte nicht, er riet. Er moralisierte nicht, er erwog. Er war nicht hart und streng wie ein Gebot, er war klug und sanft wie eine Weisheit. Und kann man die Lehre nach dem Buche des de Sarrasa S. J. gut nennen, das dieser 1664 unter dem Titel veröffentlichte: Ars semper gaudendi. Diese Kunst ist die Praxis einer Entdeckung, um derentwillen allein dieses psychologische Genie Loyola sein Heiligtum verdient. Ignaz stellte als Erster fest, daß der durch das Christentum lädierte und mit einem Gewissen versehene Europäer so mehr von diesem Gewissen leidet, untätig, schwach und krank wird, je stärker er an der Täuschung der eigenen Willensbestimmung festhält. Das Gewissen ist dem Menschen nicht zu nehmen, aber seinen schlimmen Einfluß zu mindern, das ist die Aufgabe. Die damit gelöst ist, daß der

Eigenwille entfernt, ein anderer an dessen Stelle gesetzt wird. Keine Unruhe hemmt nun das Geschehen, kein Tun ist mehr von Zweifeln beschwert; die Ausschaltung des freien Willens ist das vollendete Glück, dem Glücke des Verliebten gleich, der zur Frau sagt: mach mit mir was du willst, dem Glücke des Reisenden gleich, der durch eine fremde Landschaft gefahren wird und kein Ziel weiß. Die jesuitische Lehre sagt Gehorchen wie jeder andere Monachismus, nur nimmt sie dem Gehorchen mit dem freien Willen den Zwang, macht es zur Lust, zu einer Ars semper gaudendi.

Des Ignaz Nachfolge – besser die Schule – ist nicht nur den Protestanten ein Vorwurf schwärzester Teufelmalerei; auch brave Katholiken schlagen ein ängstliches Kreuz, wird der Name der Gesellschaft Jesu genannt. Zeiten gab es, wo man allem Bösen, das geschah, die Jesuiten als Urheber gab, und »Jesuitenmoral« ist ein beliebtes Wort liberaler Versammlungsredner. Eine von allen Seiten geschriebene und den Schriften der Jesuiten immer inferiore Literatur ist voller Leidenschaft und ohne Einsicht, mit Beweis und Gegenbeweis um eine Behauptung bemüht, die dem Ignaz und seiner Schule als Erfindung gibt, was seine geniale Findung nur war. Die jesuitischen Casuisten sagten was ist, und immer wieder so ist, das heißt: sie beschrieben den christlichen Europäer und seine Arten, mit der ihm fremden Religion fertig zu werden. Und es wird behauptet, die Casuisten sagten, was sein soll und immer so sein soll. Was der Redner als Jesuitenmoral andonnert, ist des Redners Moral, seine und die des Nächsten auf der Plattform, ist deine, meine, unsere Moral. Nur die Begründungen differieren nach dem Motiv, das sich uns aus der Illusion des freien Willens als das stärkste determiniert, ich will sagen: wir bemühen uns um die psychologischen Variablen mit Adam Rieses Rechenbuch.
Die Jesuiten glaubten nicht an die Verantwortlichkeit des Sünders und stellten die moralische Unverantwortlichkeit des Menschen auf zu einer Zeit, da man Tieren noch den Kriminalprozeß machte. Das war eine wissenschaftliche Entdeckung, welche die abstrakte Moral aufhob und die Moralen feststellte. Das Gebot heißt: Du sollst nicht stehlen, und es wird gestohlen, notwendigerweise gestohlen des Lebens wegen. Die Jesuiten machten das Gebot praktikabel, indem sie es auf das Leben führten. Das Gebot heißt: Du sollst nicht Unkeuschheit treiben, und sie wird getrieben, notwendigerweise des Lebens wegen. Die Jesuiten, die sich aus so negativen Tugenden wie der Keuschheit nicht viel machten, sagten, die Reputation müsse einem überfallenen Mädchen wichtiger sein, als Geschrei und Spektakel. Das hat, wie immer die Sätze der Jesuiten, die Form einer Aufstellung, ist aber nur Beschreibung dessen was ist. Die überfallenen Mädchen schweigen meist und zu ihrem Vorteil. Die Zeitung und der Gerichtssaal sind dem Opfer eines verliebten Überfalles von größerem Nachteil als der unfreiwillige oder zu frühe Verlust der Jungfräulichkeit. Also sagt Taberna S. J.: »Ein junges Mädchen begeht keine Sünde, wenn es in Gefahr des Todes oder der Schande durchaus passiv bleibt und kein verfügbares Mittel gebraucht, den Verführer zu verjagen, wie ihre

Eltern oder die Nachbarschaft zu Hilfe zu rufen.« Ohne Heuchelei billigt der jesuitische Satz was gegen alles starre Moralgesetz immer so geschieht, stürzen die Opfer des Lebens nicht in morose Gewissensqualen, helfen ihnen ertragen was zu ertragen ist. Und mehr noch: der jesuitische Satz verteidigt eines Jeden Recht, über sich zu verfügen nach Dünken, sowohl nach der Seite der Erhaltung wie Zerstörung des Lebens hin. Er billigt alles das, was man die Vorspiele der Liebe nennt, tut dies klar, kalt, ohne Kritik, physiologisch, zeichnet Plan und Weg der Liebe auf, teilnahmslos, uninteressiert, beihnah gleichgültig. Dummköpfe haben in den Schriften der Jesuiten Obszönitäten zu finden behauptet. Sie wissen das Leben nicht oder sie lügen. Denn in den Büchern ist nichts was nicht das Leben ist. So mögen sie manchmal furchtbar sein. Man kann gegen dieses Leben sein und ein heroisches Beispiel dagegen setzen in einem eigenen Leben anderer Art, wie Franciscus es tat, wie es der Künstler tut. Man kann gegen das Christentum sein und wie Nietzsche sagen: das Christentum, das ist der Feind. Aber man kann nicht für das Christentum sein und gegen die Jesuiten, ein Satz, der in seiner Umkehrung richtig ist für alle, die in den Casuisten die ersten Analytiker unserer moralischen Werte erkennen. Gewiß: der fiktive Bestand absoluter moralischer Werte ist eine Voraussetzung menschlicher Gesellschaftung soweit wir diese bis jetzt erfahren haben, der Ernst wie die Farce bedürfen dieser Fiktion, und beide wollen sich von dem distinguo der jesuitischen Analyse nicht zerstören lassen, wenn sie es auch nicht hindern können, sich von ihm anfressen zu lassen wie Eisen vom Rost. Und duldet die Gesellschaft nur unwillig einen ewigen Störer dieser Fiktion von der absoluten Moral: die Kunst. Weshalb sie sie »nicht ernst nimmt«.

»Der Mensch kann von den Dingen keine ganze und vollkommene Gewißheit erlangen«, sagt Antonius Escobar. Es gibt Wahrheiten aller Grade, aber nicht gibt es die Wahrheit. Wundervolle Sätze des Syllabus verbeispielen den Probabilismus, der 50.: Auctoritas nihil aliud est nisi numeri et materialium virium summa. Oder der 61.: Fortunata facti injustitia nullum iuris sanctitati detrimentum affert. Die Ehrlichkeit der jesuitischen Casuisten schaut das Leben lebendig, die Dummheit der Rethoren, die rechterhand das Gute, linkerhand das Böse setzen und vom absoluten moralischen Gewissen reden, fälscht das Leben und will den Reichtum seiner Formen mindern, weil die Armut ihres Vermögens nicht damit fertig wird. Darüber ist kein Wort mehr zu sagen. Und müßig wäre es auch, heute den Casuisten ihre schwächlichen Begründungen nachzurechnen oder bei dem Mißverständnis erheitert zu verweilen, daß sie, was sie zu Nutz des Glaubens zu tun meinten, im Leben zum Schaden des Glaubens taten. Aber sie haben das Außerordentliche geleistet, dem im Blute unchristlichen Europäer das Christentum erträglich zu machen, zu einer Zeit, die einen solchen Mittler brauchte. Und haben den Boden der alten Kultur vor dem Protestantismus gerettet, der keine Kathedrale ist, sondern ein Hotel, in dessen Zimmern die guten Gewissen schnarchen und in das Gott nicht eintritt.

Ich habe diese beiden wesentlichen Formen des katholischen Lebens, Franz von Assisi und Ignaz von Loyola nicht um ihrer selbst willen erinnert, sondern weil sie das Entweder — Oder sind, vor das die katholische Kirche gestellt ist, heute wie immer. Und weil heute die Entscheidung, wie sie auch ausfalle, Antwort auf diese Frage gibt: Ist die Kirche im heutigen Leben ein Machtfaktor, der seinen ihr entsprechenden Ausdruck findet?

Vor jeder Art Antwort sind zwei Dinge auszuscheiden: die katholischen Parteien und die Ausnahme des Einzelnen. Wirkliche oder vermeintliche Wirtschaftsinteressen und nicht der Glaube sind dort die Bindung. Die Rolle und Bedeutung der katholischen Parteien sind eine politische und keine religiöse Angelegenheit. Das Schlagwort des Glaubens der klerikalen Parteien unterliegt den gleichen zwingenden Determinanten wie das Schlagwort Freiheit der liberalen Parteien: die Anwendung zum Nutzen der aus dieser und jener Leibesnot klerikal oder liberal Wählenden. Versagt der Nutzen, so versagt der Wähler trotz »Glauben« und trotz »Freiheit«. So ist die Tatsache katholischer Parteien kein Beweis für die heutige Macht des katholischen Glaubens. Sie ist vielmehr ein Gegenbeweis —: die katholischen Parteien sind die mächtigsten Zerstörer der Macht des katholischen Glaubens. Zur Zeit höchster Glaubensmacht waren nur die Kleriker klerikal. Klerikale Laien bedeuten Niedergang und Ende, bedeuten die Aufsaugung der Kirche durch den Staat.

Es ist noch vor der Antwort auf die Machtfrage der als Beweis in Anspruch genommene Anruf der Einzelnen auszuscheiden, jener großen katholischen Energien — Chateaubriand, Renan, Kirkegaard, Newman, Baudelaire, Claudel. Sie stehen außerhalb der Kirche und sind katholisch trotz ihr. Die lybische Wüste dieser Heiligen heißt Einsamkeit. Kein Ruf dringt hin, kein Ruf kommt her. Das Wesen der Kirche erfährt durch sie keine Bestimmung, wie es keine durch Franciscus erfuhr, dessen Beispiel sie mehr als aufgab, kaum daß es mit dem Tod erfüllt war. Dessen Beispiel sie aufgeben mußte, weil ihm zu folgen so viel bedeutet wie alle Gemeinschaft auflösen. Das Leben der Vielen, die zusammenhängen, ist mächtiger als das Leben des Einzelnen, der losgelöst ist. Und nicht nur Gregor IX., der Franz aufgab, sondern die katholische Kirche bisher hat sich vor dem Entweder-Oder dahin entscheiden müssen, daß die evangelische Forderung unerfüllbar ist, um des Bestandes dieser Art Lebens willen. Sich für Franciscus entscheiden heißt alle Macht aufgeben und zu Gott einkehren.

Aber die katholische Kirche kann sich heute auch nicht mehr für das irdische Oder des Ignaz von Loyola entscheiden, denn das Entschließen setzt eine Kraft voraus, die ihr fehlt: die Kraft des Glaubens. Die katholische Kirche gibt nicht nach: was wie Kraft aussieht, was aber Schwäche ist. Sie ist nicht mehr der Löwe, der mit seinen Flöhen lebt. Sie fühlt sich von den Flöhen bedroht. Statt im Bewußtsein ihrer Macht, das ihr ehemals eigen war, die Erde sich trotz Schöpfungsgeschichte um die Sonne drehen zu lassen, streitet sie sich mit submissest auslegenden Professoren der Theologie und übt an den schrecklichen Gegnern die Hausmacht einer alten

etwas komischen Erzieherin. Diese ehemals so große Kirche, die durch Ignaz weise einen Newton und einen Pascal leicht ertragen konnte, indem sie sie in sich schloß, ängstet nun vor jedem Studenten der Chemie, daß er mit seinem Spiel die Existenz Gottes erschüttere. Die Kirche hat die weise Kraft verloren, das Haus des Glaubens so weit und hoch zu bauen, daß auch der Zweifel darin seinen Platz findet. Sie hat sich in weltliche Hände begeben und nicht in die besten weltlichen Hände. Der Kardinal Newman möge sprechen: »Wer da sagt, die Kirche vermöge nur unter gewissen Voraussetzungen zu leben, der unterwirft sie irdischen Bedingungen. Die Kirche ist nicht das Geschöpf von Ort und Zeit, von weltlicher Politik und populären Launen.« Die ohnmächtigen Mächtigen der Kirche haben selber die Kirche irdischen Bedingungen unterworfen, haben sie zu einem Geschöpf von Ort und Zeit, von weltlicher Politik und populären Launen gemacht und Newmans ersten Satz zur Wahrheit werden lassen: die Kirche vermag nur unter gewissen Voraussetzungen zu leben. Die Voraussetzungen, unter welche das Leben der Kirche heute gestellt ist, sind keine lebenverheißenden. Sie hat sich den Händen der Politiker, den Laien ausgeliefert und den Chancen von deren Sieg und Niederlage. Die Kirche ist zur Markthalle geworden und auf dem Kreuz des Erlösers kleben Wahlaufrufe. Die katholische Kirche ist daran, zur Reliquie zu werden. Das Greisentum stammelt Bannflüche gegen die Kleinsten und daß sie sich selber in Bann tat, weiß die Kirche nicht. Das Entweder-Oder, das Franz oder Ignaz, ist nicht mehr zu stellen. Selbst wenn die Kirche diese Forderung verstünde, diesen Aufruf zum Leben begriffe, er käme zu spät. Sie ist ein politisches Mittel in den Händen der großen schwankenden Zahl geworden und nicht mehr selber. Auch wenn sie es wollte: sich vom Staate trennen, sich eigenwillig vom Staate zu trennen, — der Staat ließe sie nicht mehr, der Staat gäbe sein bestes Mittel nicht hin.
So ist heute der Zustand der Kirche: Reliquie, und Machtmittel in der Hand eines Stärkeren: des Staates. Und, zu Selbstbetrug und Schein, Emanationen, die eine große Vergangenheit als Farce parodieren.

Die Encyclica De Profundis hat diesen Wortlaut:
Aus der Tiefe unseres Schmerzes ist uns das Wunder der Gnade geworden. Gott der Allmächtige erschien uns im strahlenden Lichte und nahm alle Wirrnis von uns, in der wir lagen, Herde und Hirten. Und entsiegelte unser Herz und löste uns die Zunge, daß wir der Christenheit der Kirche frohe Botschaft künden.
In Wahn und Irrtum haben wir gelebt und in währendem Verlust. Und schien es, als ob wir die Schlüssel zu den Runen unseres Herzens auf ewig verloren hätten, und fremde Schlüssel, deren wir uns bedienten, verwirrten noch mehr und ließen noch mehr verlieren. Der Glaube ist blind, das Herz aber sieht. Wir hatten das Herz versäumt und wollten drum den Glauben sehend machen. Das hat uns in schwere Irrung geführt, auf Wege fremd uns und fremd wir ihnen. Da sprach der Himmel nicht mehr, und wo der Himmel nicht mehr spricht, da schreit die Erde.

Die Erde schreit. Und hilflos waren wir und vermochten nichts, denn wir selber, wir waren mitschreiende Erde, da der Himmel in uns nicht mehr sprach.
Wir sind voll schwerer Sünde — wir haben Gott verleugnet. Wir haben es geduldet nicht nur, wir haben auch alles getan, Gott unsern Herrn zum Götzen zu machen vor den Menschen, uns selber zu Baalpriestern. Und haben uns als Baalpriester gefürchtet und gewehrt dagegen in Zorn und Lüge, daß man andere Einsichten in die materiellen Dinge bekomme als jene sind, die lehren: Baal donnert und schickt den Blitz. Wir haben es in unserer menschlichen Erbärmlichkeit vergessen, daß das Reich Gottes nicht von dieser Welt ist, daß der Gott unserer Kirche ein sittlicher Gott ist, nicht ein Naturgott der Wilden, den fortschreitende Kenntnis zerstört. Wir haben was sich die Wissenschaft nennt in Verkennung ihrer so geringen Bedeutung für der Menschen Heil bekämpft und verlogen, und hat doch, daß die Erde sich um die Sonne dreht noch keine Gewissensqual beruhigt und eine Theorie Darwins noch keiner Mutter die Tränen über ihr gestorbenes Kind getrocknet. In diesem Götzenwahne wollten wir das Wissen beherrschen und die Schule und den Staat und alle öffentlichen Dinge. Und redeten auf der Kanzel nicht von der Not unseres Herzens, aber von unserem und aller irdischen Wahne, redeten als Politiker und dienten als Ruffiane der öffentlichen Meinung. Und gaben vielerlei Antwort auf vielerlei Fragen, wo nur eine Frage ist und nur eine Antwort: Gott. Haben die Kirche zur Markthalle um irdische Güter gemacht, nachgebend menschlicher Schwäche und selber dieser Schwäche erliegend, denn auch wir sind nur Menschen. So füllte sich die Kirche unseres heiligen Glaubens mit Götzendienern, Irrgläubigen und eitler Irdichkeit, und wir selber öffneten das Tor den Würmern, die uns verzehren und die Farbe des glorreichen Leibes haben, den sie verzehren: unsers Glaubens.
Wir haben uns der schreienden Erde ausgeliefert. Wir sind, o tiefe Schmach, ein gemeines Mittel politischer Parteien geworden und sitzen unter dem Kreuze und würfeln um unseres Herrn Jesu Christi Kleid. Wir kreuzigen das Herz und waschen uns wie der Prätor die Hände: wir üben die Politik des Lebens. Und dienen dem fremden Herrn und geben Mordwaffen Segen, verhüllen die Lüge und verlügen die Not. Seelsorger sind wir nicht mehr, Leibdiener sind wir. In Parlamenten reden wir und schreiben Zeitungen und machen Staatspolizei, mit der Todsünde im Munde, daß wir so und damit dem Herrn dienen. Nicht mehr Gläubige wollen wir haben, sondern ein Publikum. Verführte waren wir und Verführer zum Bösen. Niedrig ist unser Leben, da wir schreiende Erde geworden sind.
Niedrig wie das Leben am Abend ist unser Leben, da es sich noch einmal zur Sonne wendet und das Angesicht Gottes sieht. Wartend verweilt es am Rande der Erde. Wendet Euch hin mit der letzten Kraft Eures Herzens. Noch ist eine Rettung vor der Nacht, noch ist das Licht, wenn es auch in Trübnis scheint.
Also ergeht an die katholische Kirche und alle Glieder der katholischen Christenheit die Kunde: Die katholische Kirche trennt sich vom Staate. Die Glaubensgemeinden bestellen und besolden ihre Priester, geben ihnen nach Können und Ver-

mögen, was sie zu einem einfachen Leben nach den Regeln unseres Heiligen Glaubens brauchen zur Erhaltung und Übung dieser Regeln und des dazu nötigen an Sach und Gerät. Die Bildung und die Verbreitung der Kenntnisse um diese Welt ist Sorge des Staates und der politischen Gemeinden allein. Jede Beteiligung des Klerus an anderen Dingen der Gemeinschaft als solchen des Glaubens ist verboten. Der Kleriker verläßt die Kirche nur, wenn ein Mensch seiner in seelischer Not bedarf und nach ihm verlangt. Die wahre Frömmigkeit gibt nur, sie erwartet nichts. Der Kleriker sei ein Gebender immer. Er folge einem Geheiß, aber heiße nicht selber. Und sei einfältigen frohen Herzens, so es sein Gemüt vermag, und erwerbe sich die Kenntnisse dieser Welt, um mit denen sprechen zu können, so diese Kenntnisse besitzen. Er sei ein Diener des Herrn Unseres Gottes, in dessen Reich des Herzens kein Anderer Herr ist und dessen Diener so keinem andern Herrn dienen können als Ihm allein. Also trennt sich die Kirche vom Staate, auf daß das Wort unseres Herrn Jesu Christi Wahrheit werde.

Und wird eine Zeit anbrechen, da die Stimme des Himmels wieder spricht und widertönt im Herz unseres Herzens und da das Schreien der Erde verstummt. Und können dann vor Gott beim Aufruf mit gesenkten Augen stehen, aber mit erhobenem Haupte, denn wir haben unsere große Sünde erkannt und gebüßt und sind wieder ein Teil seiner Herrlichkeit geworden.
Der Segen dieser Botschaft komme über Euch. Amen.

Gegeben zu Rom bei Sankt Peter im letzten Jahre Unseres Pontificates. Pius PP. X.

CARL STERNHEIM: DON JUAN, DER TRAGÖDIE ERSTER TEIL

⟨Vor der Kathedrale zu Valadolid.
Volk, das durch Bewaffnete zurückgedrängt wird, hält die Brücke und die Gasse links auf- und abgehend besetzt. Von der Freitreppe her das Gelächter der vornehmen Jünglinge⟩

ERSTER HOFMEISTER:
Don Juan seht doch Euren Schutzbefohlenen.

ZWEITER HOFMEISTER:
Der Strafe bin ich ledig, Lob und Dank,
seit Tagen ist er meiner Hut entzogen.

ERSTER HOFMEISTER:
Der nützt bei Gott die Freiheit! Wie sein Auge
an jedem Weib hängt, das vorüber muß.

ZWEITER HOFMEISTER:
Der Eure macht's nicht anders. Alle nicht.
Nur offenbart uns Juans freier Blick,
was schielend jeder andere gern verbirgt.
Die Kinderzeit ist hin, das Leben steht
mit einem Ruck in diesen Knaben auf,
und zweimal fühlen sie sich Herrn der Welt
durch ihr Geschlecht und eine edle Abkunft.

ERSTER HOFMEISTER:
Ich hasse diese adelige Brut
von Spanien und das ganze Volk dazu,
wo jeder Bettler, der in Lumpen geht
mit einer albernen Gespreiztheit bettelt.
Bei einem Prinzen Frankreichs war ich Lehrer,
der Knabe wuchs aus königlichem Blute
der Valois, doch gegen dieses Volks
gemeinsten Mann betrug er sich bescheiden.

ZWEITER HOFMEISTER:
Ihr wißt nicht, was Ihr sagt, Ihr kennt sie nicht.
Ja, hättet Ihr vor Jahren sie gesehen,
wie sie sich trugen, wie sie gingen, heute
ist das vorbei. Der Stolz wich längst der Angst
am anderen Morgen ohne Kopf zu sein,
weil man sich überhob. Die Scheiterhaufen
sind hungrig und Spione sorgen eifrig
für Futter. Seht Euch um. Kein lautes Wort.
Ein ganzes Bild von Spaniens Majestät,

das jeder einmal gab, gibt nur der König.
Er sog in seine einzige Person
des stolzen Volks Bewußtsein und dazu
den Stolz von über tausend spanischen Granden.
Im übrigen geht ernsthaft das Gerücht,
der Knabe Juan sei des Königs Bruder,
dem fünften Karl unehelich geboren,
dem großen Kaiser, von — kommt näher her —
man weiß da allerhand, es gibt in Spanien
ja einen Himmel holder schöner Frauen,
von — hm — es wagen einige zu sagen,
des Kaisers Schwester war viel holder noch
als jedes andere Weib.

ERSTER HOFMEISTER:
O guter Gott!

ZWEITER HOFMEISTER:
Und scheint es nicht, daß er von Habsburg stammt?
Das harte Kinn, der Mund, die freie Art,
ganz unbekümmert um den Zwang der Zeit?

ERSTER HOFMEISTER:
So meint Ihr wirklich?

ZWEITER HOFMEISTER:
Ich? Was soll ich meinen?
Ich. Nichts! Mein Lieber, würde je gehört,
was jemand meint, der Jemand ist verloren.
Wer wird auch glauben, was Lakaien schwätzen.
Nein, Juan ist ein Kind wie jedes andere,
Don Luis Quixada sein Vater, freilich,
und Donna Maddalena seine Mutter,
hier in der nächsten Nähe Villagarcia
der Ort, wo er geboren wurde, schwöre ich.
Versteht Ihr mich, ich schwöre! Außerdem,
ich weiß es ganz genau, weil man mir sagte,
es sei so. Und das ist doch ein Beweis.

DRITTER HOFMEISTER (kommt):
Ein schönes Wetter zum Marienfest.

ZWEITER HOFMEISTER:
Es wird sehr heiß.

DRITTER HOFMEISTER:
Ein Bad im Fluß nachher.

Wie wird die Maienkönigin wohl heißen?
Ich hatte bei den Göttern mir geschworen,
den Morgen fleißig mit Horaz zu träumen,
mit Lydia, Lalagen zu charmuzieren,
doch immer flog die Sehnsucht hin durchs Fenster,
die Toten am Lebendigen zu messen.
Das Buch klappt zu, hier bin ich und ganz ehrlich,
ich fürchte heute für mein freies Herz.

ERSTER HOFMEISTER:
Er glaubt — mein Gott wie albern — glaubt Ihr wirklich,
Euch trifft ein Blick aus adeligen Augen?

DRITTER HOFMEISTER:
Ist gar nicht not. Ich will nur selbst das Auge
an dieser stolzen Jugend mir ergötzen,
und vom Gesicht, von ihren Gliedern will
ich lesen, was auf Erden Schönheit heißt
und süße Grazie.

ERSTER HOFMEISTER:
Nun, non disputandum est.

RUFE AUS DEM VOLK:
Seht vor! Seht vor!

EIN MÄDCHEN (schreit):
Mein Gott!

RUFE AUS DEM VOLK:
Zu Hilfe! Helft!
(Ein Pferd kommt reiterlos in gestrecktem Galopp durch die Gasse rechts. Juan wirft sich ihm entgegen und schwingt sich auf seinen Rücken)

JUAN: Nur langsam, langsam edler Freund, manierlich.

DER REITER (kommt hinkend):
O Bestie!

JUAN:
Nein! Weil dich das reine Blut,
das königlich von Königen gezogen,
auf seinem edlen Rücken nicht mehr litt?
Das stolze Tier will stolz geritten sein,
in Maul und Flanken will's den Herren wittern,
es ist erbittert, sieh's vor Wonne zittern,
in meinem Zügel geht's in spanischem Tritt.
(Er springt ab und übergibt das Pferd dem Reiter, der mit Verwünschungen geht)

EIN JUNKER:
Bei allen Heiligen, der war zerknittert.

EIN ANDERER JUNKER:
Muß sich zu Haus erst wieder bügeln lassen.

DRITTER HOFMEISTER:
Ein schöner Sprung war's. Wie der Blitz hinauf.

EIN DRITTER JUNKER:
So geht es aber immer, wenn dem Pöbel
der Kamm schwillt, Knechte Herren spielen wollen.

ERSTER HOFMEISTER:
Der Teufel hol Euch!

DER ERSTE JUNKER:
Aber reiten kannst du.

JUAN:
Gewiß, da Schenkel ich und Fäuste habe.

ALFONSO DE LA PAZ ‹gravitätisch›:
Ich prophezeie, zwischen deinen Schenkeln,
Don Juan, werden nicht nur Pferde zittern.

ZWEITER HOFMEISTER:
Hört Junker!

ERSTER HOFMEISTER:
Don Alfonso, seid Ihr toll?
Und lacht nicht so, denn Lachen ist verdächtig.
‹Leute kommen von rechts und führen ein verwundetes Mädchen›

EINE ALTE:
Nun sag auch Kindchen, tut es weh, und wo?

DAS MÄDCHEN:
O hier, wohin das zweite Kreuz ich schlage.

JUAN ‹bei dem Mädchen›:
Ist's schlimm?

DAS MÄDCHEN:
Ach Herr ...
‹Sie fällt in Ohnmacht.
Juan hält sie und läßt sie sanft zur Erde gleiten›

DIE ALTE ‹öffnet dem Mädchen das Kleid über der Brust›:
Das ist ein Unglück, seht.
‹Alles ist scheu zurückgewichen. Die Hofmeister haben die Junker bis oben auf die Treppe gedrängt›

JUAN:
Ein runder Kreis, ein Tritt ins weiße Fleisch —
o Bestie ohne Sinn!

ZWEITER HOFMEISTER:
Kommt Junker, kommt.

DIE ALTE:
Nein bleibt! O mein! Mir muß doch einer helfen.
Sagt Junker, seht ihr dies zum erstenmal?

JUAN:
Ja — doch — zum ersten — wie — zum ersten nicht.

DIE ALTE:
Guckt dreist nur hin. Ein schönes Kindchen, wie?
Schon beinah eine richtige kleine Frau.
Seht Euch nur satt und kommt noch näher her,
schnell schnell, wir beide sind hier ganz allein,
die Säule, meine Röcke decken viel,
ich will noch einen Knopf, es tut ihr wohl,
kommt Junker, bückt Euch, schaut nun solche Pracht.

JUAN:
O kennst du sie und weißt du, wie sie heißt?

DIE ALTE:
Ja freilich. Und ich bin Euch ganz zu Dienst,
Eu'r Gnaden sollen wohl zufrieden sein.
Es ist nun freilich nur 'ne Ladnerin,
doch für den Anfang gut. Und unberührt,
ein Kind im Mutterleibe ist nicht reiner.
Für fernerhin — das Leben Euer Gnaden
hat so viel Schönes, wenn Ihr's haben wollt.
Ihr seid ein edler Mann, ich wüßte wohl
auch Frauen, die zu Hause einsam sitzen
und die von Herzen gern auf hübsche Art
sich trösten ließen.

JUAN:
Still, sei still, sie lebt!

DIE ALTE:
O sieh, da schaut das fromme Täubchen wieder.
Ist unser Püppchen wieder frisch und kräftig?
Du armes liebes Herz. Sieh hoch Kind! Der Herr Graf
war dir sehr gnädig, ist dein Lebensretter.
So dank ihm schön. Nicht zimperlich. So sag'.

DAS MÄDCHEN:
Herr Graf…

JUAN <umarmt und küßt sie>:
Du liebes, liebes Kind.

DAS MÄDCHEN:
Herr Graf.
<Die Alte raunt Juan zu>

JUAN <sieht hoch und tritt auf einen Mönch zu, der sich in seiner Nähe zu schaffen macht>:
Beliebt?

MÖNCH:
Ich will nicht stören.

JUAN:
Diese Fratze
darf ich so bald nicht wiedersehen. Merkt's!

DIE ALTE:
Ein kleines Weilchen noch und Euer Gnaden
sind ganz bestimmt mit mir zufrieden.

JUAN:
Ich gehe mit Euch!

DIE ALTE:
Nein, nicht jetzt.

JUAN:
Mit ihr!

DIE ALTE:
Nein, zu viel helle Sonne noch am Himmel,
und Herr, wer neunzehn Jahr gewartet hat,
der zügelt schließlich auch noch ein paar Stunden
die jungen Kräfte.
<Sie flüstert ihm noch etwas zu und geht dann mit dem Mädchen in die Gasse rechts>

JUAN:
Himmel, Tod und Hölle!

DRITTER HOFMEISTER:
Wer wird bei so viel Sonne fluchen, Don?
In solcher Stunde zum Marienfest.

ZWEITER HOFMEISTER:
Ihr solltet Euren jungen Freunden, Juan,
ein anderes Beispiel geben. Schickt sich das?

JUAN:
Es schickt sich! Schickte sich so wunderbar.
Ich weiß nun, wo ein Weg ins Leben geht.
ZWEITER HOFMEISTER:
Den haben wir Euch tausendmal gezeigt.
JUAN:
Ins Leben? Ins lebendige Leben? Ihr?
Nein Herren! Ihr habt immer, Jahr um Jahr,
erbarmungslos an tatendurstigen Seelen
gezogen und gerenkt. Dann habt Ihr auch
mißachtet, was an Eigenem in uns war,
so daß sich's schämte und in manchem starb.
Mit totem Vorbild habt Ihr uns gequält,
gepredigt, was seit grauen Ewigkeiten
ein gleicher Menschengeist in Schläuche preßt.
Doch von dem andern, hellen Sinn des Lebens
habt Ihr uns nichts gesagt. Wir standen draußen
und wußten nicht, warum die Sonne plötzlich
dem Knaben heißer schien, sein Auge oft
voll Tränen war und in der stillen Nacht
das Herz ihm selig klopfte. Nicht warum.
Das hat ihm nun ein schöner Tag entschieden.
‹Er läuft davon›
ERSTER HOFMEISTER:
O unverschämt! O wehe, wehe!
DRITTER HOFMEISTER:
Brav.
RUFE AUS DEM VOLK:
Sie kommen, kommen!
‹Das Volk drängt nach vorn gegen die Bewaffneten›
DIE SOLDATEN:
Halt! Zurück!
EIN OFFIZIER:
Gesindel.
EIN MANN AUS DEM VOLK ‹zu einem Soldaten›:
Verzeihung, edler Don, wenn's möglich ist,
setzt Eure Eisenschuhe nicht auf meinen Fuß,
ich bin so kitzlich und dann juckt die Hand.
EIN ANDERER MANN:
Die Hühneraugen wollen auch noch sehen.

EIN SOLDAT:
Zurück! Ich will Euch gleich!
DER ERSTE MANN:
Wie liebenswürdig,
uns gleich zu wollen. Also laßt uns vor.
EIN ANDERER SOLDAT:
Es gibt noch nichts zu sehen, ist nichts da.
ZWEITER HOFMEISTER ‹zu dem Offizier›:
Trotz allem, der Humor ist nicht verloren.
DER OFFIZIER:
Man muß die Bande noch gehörig sieben.
EIN ANDERER MANN AUS DEM VOLK ‹zeigt auf den Offizier›:
Wer ist der dicke goldene Herr da drüben?
DRITTER HOFMEISTER ‹zu den Junkern›:
Daß Ihr nicht lange unentschieden seid,
unschlüssig lauft und schwatzt und dies und das.
Die Römer pflegten ... Gut. Nein, eins, zwei, drei
hat das erzogene Auge aus dem Schönen
das wahrhaft einzig Schöne schon gefunden.
Und dann noch einmal eins, zwei, drei und bravo
mit einem Ruf den Namen in die Luft.
Gleichwie nach einer Schlacht des Feldherrn Namen,
des Sieges froh, das Heer in einem Atem ruft,
der aber ist ganz eingehüllt vor Freude,
gleichwie die Sonne morgens, wenn der Nebel –
genug, so ruft die Königin Ihr aus.
ERSTER HOFMEISTER:
Sie könnten ihren Willen einzeln einem,
den sie zu ihrem Sprecher sich erwählen,
auch übermitteln, dieser ruft den Namen.
ZWEITER HOFMEISTER:
Vorzüglich. Seid Ihr damit einverstanden?
DIE JUNKER:
Ja! Gut!
ZWEITER HOFMEISTER:
Und habt Ihr einen für das Amt?
DIE JUNKER:
Don Juan! Juan!
ZWEITER HOFMEISTER:
Hand hoch, wer ihn will ‹alle Hände fliegen hoch›

ZWEITER HOFMEISTER:
Er war noch eben hier, wo ist er hin?

ERSTER HOFMEISTER:
Grad schlich er sachte um die Kirchenecke.

<Beide Hofmeister gehen mit einigen Junkern durch das Spalier der Bewaffneten nach hinten>

<DONNA LAURENTIA und ihre Zofe AMINTA kommen von rechts>

JUAN <ihnen folgend, wendet sich an Laurentia>:
Verlort Ihr, Donna, dieses Kreuz von Gold?

LAURENTIA:
Das Kreuz ... Aminta? Ja — ich weiß — verzeiht,
ich weiß beim Heiland nicht — doch doch — verzeiht,
es mag wohl eins von unseren Kreuzen sein.
Ich darf mit Euch nicht auf der Straße stehn —
bringt mir das Kreuz am Abend wieder, Don.
<Sie geht schnell>

AMINTA <ihr folgend>:
Um zehn an unseren Gärten. Ich bin dort.

JUAN:
Sie sah mein Wappen auf dem Kreuze nicht?
Das Wappen, das sich bläht, ins Auge springt?
Sie wollte nicht? Warum? Die schöne Frau ...
Das ist ja wunderbar, daß sie nicht wollte.
Ihr großes Auge glänzte erst mich an
und dann — und dann hielt sie den Blick nicht aus.

ALFONSO DE LA PAZ <zu Juan>:
Du hast mir nie gesagt, daß du sie kennst.

JUAN:
Wen, ich?

ALFONSO:
Donna Laurentia, meine Tante.
Du sprachst sie eben. Also kennst du auch
Maria?

JUAN:
Ich Maria? Nein. Maria?

ALFONSO:
Ist ihre Tochter. Juan, glaube mir,
auf Erden ist Maria gar nichts gleich.
Es wird dir deutlich scheinen, wie sie ganz

die heilige Jungfrau ist vom Hochaltar
im Dom. Gib bitte deine Stimme ihr,
so tun es andre auch. Sie ist die Schönste,
ich schwöre dir, so wunderschön ist sie.

JUAN:
So schön ist sie? Du schwörst? Wir wollen sehen.
Und wie erkenne ich sie? Gleicht sie der Mutter?

ALFONSO:
Sie sieht ihr ähnlich, aber vierzehn Jahr
und überstrahlt sie. Du errätst sie schnell.

JUAN:
Schon gut.

ALFONSO:
Du willst?

JUAN:
Ich will nur was ich muß,
und immer treibt das Herz mich zum Entschluß.

DRITTER HOFMEISTER (zu Juan):
An Euren Platz! Der Zug ist schon in Sicht.
Ihr sollt die Stimmen Eurer Freunde sammeln,
aus Eurem Munde beate adulescens
soll bald des schönsten Mädchens Namen schallen,
Euch ihrer zarten Dankbarkeit empfehlen,
denn immer heißt's ja: manus manum lavat. –
Vorhin hab ich Euch wohl verstanden, Don,
zuerst das Leben, wer es haben kann,
wer jung und stark ist. Aber hütet Euch.
Die Zeit ist Eurem Ungestüm nicht günstig,
Ihr fallt ins Auge und ein Späher schnappt
so leicht ein unbedachtes Wort und schnell
ist's hinterbracht. Es wär mir leid um Euch.

JUAN:
Ich danke für den Rat. Ich will ihn auch
befolgen, oder nicht. Wie's eben kommt.
(Vornehme Frauen und Männer sind gekommen und begeben sich auf ihre Plätze auf dem großen Freiplatz der Treppe)

RUFE AUS DEM VOLK:
Sie kommen! Sie kommen!
(Die Prozession nähert sich unter Glockengeläute. Voran die Geistlichkeit mit dem Bischof und den Chorknaben. Hinter ihnen paarweise die

jungen Mädchen weiß gekleidet, Rosen in den Haaren. Die Geistlichkeit steigt die große Treppe hinan; die Mädchen stehen unten, den Junkern gegenüber. Es wird ganz still⟩

DER BISCHOF ⟨zu den Mädchen gewendet⟩:

Von weißen Schleiern schmückt ein Kleid
heut Euren keuschen jungen Leib
zu unserer lieben Königin
Ruhm, Ehr und Preis in Ewigkeit,
Maria sei gebenedeit!

DIE MÄDCHEN ⟨im Chor⟩:

In Ewigkeit.

DER BISCHOF:

Und wo am reinsten klarer Glanz
aus einem Mädchenauge strahlt,
und lauter frohe Christenheit,
da sei der Königinnenkranz
Marias Ebenbild geweiht!

DIE MÄDCHEN ⟨im Chor⟩:

In Ewigkeit!

⟨Juan, dessen Blick verzaubert an Maria hängt, tritt wie ein Wandelnder aus den Reihen und macht einen Schritt auf sie zu, wird aber von den Junkern zurückgehalten⟩

ALFONSO:

War nicht mein Lob für sie noch viel zu schlecht?

EIN KNABE ⟨oben, tritt vor⟩:

Es will des Junkers altes Recht,
daß wenn der Mai in Busch und Blume
sein Licht und frische Kraft ergießt,
er zu des jungen Frühlings Ruhme
sich eine Königin erliest.
Wie aus Marias Gnadenschoße
der Welt das neue Heil erstand,
ruhn hier im zarten Mutterland
all unsere guten künftigen Lose.
Erwägt die schwere Wahl und sprecht!

⟨Die Junker flüstern Juan zu und stellen ihn vor die Reihen.
Juan hebt den Arm und will sprechen. Ihm versagt das Wort. Er ermannt sich, beginnt wieder, die Stimme versagt ihm und er schlägt die Hände vor das Gesicht⟩

⟨Unter den Junkern Bestürzung⟩

EIN ANDERER JUNKER ⟨tritt vor und ruft⟩:
Maria de Mendoza!

DIE KNABEN ⟨oben⟩:
Maria de Mendoza!

DAS VOLK:
Maria! Maria!
⟨Maria de Mendoza steigt allein die Stufen zum Dom hinan. Aus der Kirche klingen die mächtigen Klänge der Orgel⟩

EIN UNSICHTBARER CHOR ⟨singt⟩:
Ave regina coelorum,
Ave domina angelorum,
Salve radix, salve porta,
Ex qua mundo lux est orta.
⟨Maria beugt vor dem Bischof die Kniee⟩

DER BISCHOF ⟨krönt Maria⟩:
Die Königin des Himmels leiht,
die Krone ihrer irdischen Schwester.
Im Namen ihres süßen Sohnes
Maria sei gebenedeit!

JUNKER UND MÄDCHEN ⟨im Chor⟩:
In Ewigkeit. In Ewigkeit!

DAS VOLK:
In Ewigkeit!

ORGEL UND CHOR:
Gaude virgo gloriosa,
Super omnes speciosa,
Vale o valde decora,
Et pro nobis Christum exora.
⟨Der Bischof hat Maria zu einem der beiden Thronsessel geleitet, die in der Mitte des Freiplatzes errichtet sind⟩

EIN KNABE ⟨oben, beugt vor Maria ein Knie⟩:
Weil Josef an der Jungfrau Seite
ergriffen auf das Wunder schaut,
so gebe auch der Frühlingsbraut
ein Maienkönig das Geleite.
Schau um dich, künde mir den Namen,
Gott segne Amt und Wahl dir. Amen.
⟨Maria läßt ihr Auge groß und ruhig über die Jünglinge gleiten. Als ihr Blick auf Juan fällt, stutzt sie einen Augenblick. Dann flüstert sie dem Knaben zu. Der eine Knabe flüstert es dem anderen weiter⟩

BEIDE KNABEN ⟨rufen⟩:
Alfonso de la Paz ist König!
⟨Alfonso steigt die Stufen hinan und beugt vor Maria das Knie. Da hebt sie ihn auf und küßt ihn auf den Mund⟩
⟨Juan, der allem mit brennendem Blick gefolgt ist, stößt einen erstickten Schrei aus und stürzt sich in den Fluß⟩
⟨Die Umstehenden drängen zur Brücke⟩

RUFE AUS DEM VOLK:
Rettet! Rettet!

LAURENTIA:
Aminta, Herr des Himmels, war das nicht...

AMINTA:
Doch, Donna.

LAURENTIA:
Schnell den Namen, frag den Namen.

AMINTA ⟨zum zweiten Hofmeister⟩:
Wer war's?

ZWEITER HOFMEISTER:
Don Juan, Don Quixadas Sohn.

MARIA ⟨zu ihrer Mutter und verbirgt sich in ihren Armen⟩

⟨Ein kleiner unsauberer Schlafraum im Hause der Alten. Es ist Abend. Juan und das Mädchen erheben sich vom Bett und bleiben eine Weile wortlos auf dem Rande sitzen. Dann sagt⟩

JUAN:
Wie dein Haar zittert.

DAS MÄDCHEN:
Ich...

JUAN:
Dein Haar. – Gäbe es doch Krieg! – Da läuft eine Maus!

DAS MÄDCHEN ⟨schlüpft ins Bett⟩:
O Gott!

JUAN:
Ach du Bange! Wie ihr Mädchen seid. Wie seid ihr! Hier will ich sterben.

DAS MÄDCHEN:
Nicht im Kriege?

JUAN:
Oder im Kriege. Oder hier. – Hören und Sehen vergeht einem. Verging es dir? Vergeht es dir? Überwältigend.
⟨Die Alte kommt mit Licht⟩

JUAN:
Was will das Scheusal?

DIE ALTE:
Jetzt Scheusal, vorher Liebes, Liebchen und ein Bitten, Schmeicheln und Karessieren.

JUAN:
Geh, mir wird übel.

DIE ALTE:
Mach der Herr sich doch die Kleider zu.

JUAN (lacht aus vollem Halse)

DIE ALTE:
Mit einer alten ehrbaren Frau solche Dinge.

JUAN (leise):
Alt – zugestanden. Ehrbar – nun, wie ein Bordell. Gelt, du hast das Leben gehabt, Alte?

DIE ALTE:
Mit beiden Händen und mit beiden Beinen. Mit diesen beiden Schenkeln. Die haben's vermocht, mein Herr. Ich lach den Teufel aus. Wie war der Engel?

JUAN:
Pfui, still!

DIE ALTE:
Nun schon kein Engel mehr?

JUAN:
Pfui!

DIE ALTE:
Ja ja.

JUAN:
Diesem Kinde soll das Leben kein Haar krümmen! Kein Hauch darf an sie heran. Hier, nimm dies Geld und verwende es bestens für sie. Behüte sie. Behüte sie mir. Ich weiß noch nicht ... Es dringt viel auf mich ein. Aber behüte sie mir. Ich risse dich in Stücke.

DIE ALTE:
Nun nun.

JUAN (zu dem Mädchen):
Engel, Engel, weißt du's noch? O wüßtest du's ewig!

(Draußen schlägt eine Uhr zehnmal)

JUAN:

Was schlug's? Schlug's nicht zehnmal. Zehn. Es ist spät. Ich muß, muß nun fort!

DAS MÄDCHEN:

Lieber…

JUAN ‹eilt davon›:

Ich muß! Nur bis morgen. Lebe wohl. Nur bis morgen lebe mir wohl.

DAS MÄDCHEN ‹schluchzt in die Kissen›:

Für immer…

DIE ALTE:

Hierher! Angefaßt! Soll ich wohl gar dem Fräulein nachräumen, wo es sich verlustiert hat? Angefaßt. Hier ist ein Stöcklein. Und ich weiß eine Stelle, wo es gern hinwill. Vorwärts Hürchen und mir nicht gemuckst!

‹Die Gärten des Grafen de Mendoza. Im Hintergrunde das Haus›

AMINTA ‹sieht vom Balkon›:

Donna Maria hat noch Licht im Zimmer.

LAURENTIA:

So sag ihr, sie soll schlafen. — Nein, so laß,
laß, Mädchenträume, eine schöne Nacht,
wir müssen sie versäumen, müssen schlafen.
Und morgen bin ich wieder älter, bald
schon alt, Aminta. Ach, wie flog das Leben.

AMINTA:

Doch Ihr gefallt. Und wie gefallt Ihr, Donna.
Noch heute wieder. Ja, das war mir wohl
ein sauberer Knabe. Aber hört Ihr auch,
wer geht dort, ach, wer ist das jetzt am Gitter —
es schmiegt sich an die Stäbe — ja, er ist's!

LAURENTIA:

Es scheint, er ist es wirklich. Don Juan!
So winke ihm. Nein laß! Mein Herr und Heiland,
wenn sie, wenn Inez sähe … Wink ihm ab.

AMINTA:

Er kommt schon näher, sieht uns, steht und grüßt.

LAURENTIA:

Er soll nicht sprechen. Sich entfernen. Nein …
Was tu ich? Durch die Gänge kann er nicht,
die ganze Dienerschaft ist wach. Er soll vom Hause,

soll aus dem Monde gehen. Wenn Maria
hinuntersähe...

JUAN: Donna, wollt Ihr nicht
mir einen Weg anweisen?

LAURENTIA:
Ganz unmöglich,
das Tor, die Diener...

JUAN ⟨wirft einen Strick gegen den Balkon⟩:
Also gebet acht!
Macht ihn am Gitter fest.

LAURENTIA:
Es ist geschehen.

JUAN ⟨beginnt hinaufzuklettern⟩

MARIA ⟨öffnet drüben ihr Fenster⟩:
Ob wohl die Mutter wacht? Wie sehne ich mich,
vertraut mit ihr zu sprechen. Ob sie's mag?
Und ob ich sagen kann, was mich bewegt?

LAURENTIA ⟨hat innen das Licht verlöscht⟩:
Um Gott, beeilt Euch doch.

JUAN ⟨mit den Augen zu Maria⟩:
Ich kann es nicht.

LAURENTIA ⟨tritt zurück⟩

MARIA:
O schrecklich, schrecklich. Möcht ich doch von ihr,
an ihrer Brust erfahren, wie mir ist.
Ich weiß es nicht.

JUAN ⟨hängt⟩:
Erlöse mich mein Gott!

MARIA ⟨steht noch einen Augenblick, dann schließt sie das Fenster⟩

JUAN ⟨läßt los und fällt schwer zur Erde⟩

⟨In einer Schenke am späten Abend⟩

FRANZISKO ⟨zu den Junkern an seinem Tische⟩:
Komödie, die eine Wirkung tun sollte. Ertrinken mochte er nicht.

DIEGO:
Mochte? Ob er mochte, wußte er nicht. Er mußte hinein.

FRANZISKO:
Wirkung wollte er tun. Und tat sie. Von heute ab sieht das Mädchen nach

ihm. Ob sie's selbst nicht weiß. »Meinethalben wollte er in den Tod...« Der Schlaukopf.

DIEGO:

Du zeigst uns nichts als deine Seele, Franzisko. Pfiffig und glatt.

FRANZISKO:

Sprächst du nicht im Rausch?

DIEGO:

Ich bin nüchtern.

⟨Franzisko will ihn mit dem Krug schlagen⟩:

Dann soll dich der Teufel!

DER WIRT:

Holla Junker! Nicht dieses heilige Gefäß mißbrauchen! Nicht diesen köstlichen Saft verspritzen! Wenn's Euer Blut wäre. Trinkt. Ich bring Euch neuen. Seid Ihr aber widerspenstig, kratzbürstig und der Ruhe abhold – meiner – so schließe ich Euch die Türe für immer. Und wo wollt Ihr hin, wenn Euch Vater Pedro nicht aufnimmt? Was aber den edlen Don Juan de Quixada betrifft... Verzeihung, warum lacht Ihr? – so ist es erwiesen bei Gott – warum lacht Ihr? – bei Gott und verschiedenen Heiligen...

EINIGE JUNKER:

Ruhe!

DER WIRT:

Peremptorisch...

DIE JUNKER:

Hinaus!

FRANZISKO:

Was ist bewiesen?

DIEGO:

Lüge!

EIN ANDERER:

Lästermaul!

FRANZISKO:

Laßt ihn reden. Auf den Tisch!

EINIGE ⟨heben den Wirt auf den Tisch⟩:

Auf den Tisch!

DER WIRT:

Liebwerte! Ich hole aus. Ich habe nur eine Ehre. Auch ich bin ein Edelmann, wenn auch im anderen Sinne. Wer weiß ob nicht im echtesten Sinne.

EIN JUNKER:

Pöbel!

DER WIRT:

Allerdings — meine Mutter war Waise und ist in einem Hause erzogen, davon mein Anstand mir zu reden verbietet. Dafür aber habe ich meinen Vater nicht gekannt, und es bleibt die Möglichkeit, ja die Vermutung: er hat existiert. Und in höchst edler Weise. Das ergibt sich aus vorigem.

FRANZISKO:

Zur Sache!

EIN ANDERER JUNKER:

Sophist.

DER WIRT:

Zur Sache. Habt Ihr es gehört? Als täte es nichts zur Sache, daß ich geboren bin. Wie könnte ich denn sonst reden? Vor einer solchen Tafelrunde dazu. Also ich wiederhole meine Anklage und beschwöre sie bei meines Vaters Andenken, der wohlmöglich im Prinzip Prinz war, wenn er nicht vorzog, es nicht zu sein: Don Juan de Quixada — was brüllst du so — kommt näher her, hört das Geheimnis: Er ist nicht mehr Jungfer . . .
⟨Einen Augenblick betretenes Schweigen, dann⟩

FRANZISKO:

Schmeißt den Kerl hinaus!
⟨Der Wirt geht kichernd⟩

DIEGO:

Ich geh heim. Gehst du mit?

EIN JUNKER:

Ja warte, meinen Hut.

EIN ANDERER:

Gehn wir auch.

FRANZISKO:

Ja gehn wir.

EIN ANDERER JUNKER:

Es ist spät.

JUAN ⟨steht plötzlich in der Tür, zu den Junkern, die verwirrt sind⟩:

Was ist? Was seht Ihr mich an? Diego? Was denn, Franzisko? Mir ist nicht so zu Mute, daß Ihr mich so ansehn dürft. Was habe ich an mir? Was denn? Seid Ihr? Bin ich — Diego . . .
⟨er wirft sich Diego an den Hals und weint⟩:
Aber nein. Verzeiht mir — es ist — ich verzeihe es mir nicht.
Ich bin erregt von . . .
⟨er lacht ungestüm⟩
Kommt her, kommt alle her! Keiner geht. Wo ist Pedro? Pedro!

DER WIRT:

Hochzuverehrender.

JUAN:

Zu trinken! Und mehr Lichter angesteckt! Heute soll's hergehn.

DER WIRT:

Das hört mein Ohr wohlgefällig.

JUAN:

Setzen!

DIEGO:

Aber ...

JUAN ⟨unwiderstehlich⟩:

Setzen. Hierher alle. Unter meinen Befehl. Brüder, Freunde, die Ihr die Kinderjahre mit mir verlebt. Was ich nun sage, bleibt tief geheim in unseren Herzen, schwört's.

ALLE JUNKER:

Wir schwören.

JUAN:

Brüder hört's: Das Leben ist ein heiliges Entzücken! Empfindet, empfindet daß Ihr da seid, erhebt die Seele zu dem Bewußtsein: wir leben, leben. Viele sind tot, doch wir leben und vor uns liegt morgen und wieder morgen und jede Stunde ist uns mit Hoffnungen und Möglichkeiten angefüllt. Überfüllt! Öffnet jeden Eingang des Leibes, zu empfangen, reißt mit den Armen an Euch heran, und dann, dann in dem seligen Moment begreift noch, daß zu viel übrig bleibt am Glück und Genuß, unfaßbar – ganz unfaßbar, unfaßbar vor Überfluß die Welt!

DIE JUNKER:

Hoch, hoch, hoch!

DER WIRT ⟨stimmt an⟩:

Das Leben ist der Freuden übervoll, voll, voll,
es gleichet einem süßen Weibe wohl, wohl, wohl,
man greift hinein mit seligem Entzücken,
und bleibt noch immer mehr zu fassen und zu drücken.

ALLE ⟨wiederholen den Refrain⟩

JUAN ⟨der vor sich hingestarrt hat, schleicht unbemerkt hinaus⟩

⟨Vorzimmer im Hause des Grafen de Mendoza. Es ist Nacht⟩

JUAN ⟨tritt in Hut und Mantel zu einer Tür hinein und tastet sich durch den Raum⟩:

Ein Atem wie ein Alb hält dieses Haus
im Bann und lastet schwerer schon auf mir,

und kaum erwehre ich tiefen Grauens mich.
Ich kehre um! Wenn ich zurück nur fände.
Was her mich trieb in wenig Augenblicken
eh' mir noch ganz bewußt war, was ich tat –
den Weg durchs Unbekannte sicher wies,
ist hin, und plötzlich scheint es sehr gefährlich,
im fremden Haus, an wacher Dienerschaft
vorbei den Ausgang wieder zu gewinnen.
Das Fenster! Es ist immer tief genug,
den Hals zu brechen. Bräch ich ihn. Ich läge
am anderen Morgen wo ich heute lag –
und aus dem Fenster sähe … Sei kein Narr,
mach daß du fortkommst, später überlege
dir schöne Möglichkeiten. Gute Nacht –
(Aber als er gehen will tritt rechts aus der Tür)

LAURENTIA (im Nachtkleid):
Wer ist da?

JUAN:
Wer ist da?

LAURENTIA:
Gott welche Stimme!

JUAN:
Seid Ihr es, gnädige Herrin?

LAURENTIA:
Don Juan!

JUAN:
Gewiß.

LAURENTIA:
Seid Ihr von Sinnen?

JUAN:
Welche Frage.
Weil ich hierher kam?

LAURENTIA:
Unglückseliger,
mein Gatte kehrt im Augenblick zurück.

JUAN:
Er darf's. Im Augenblick, nachdem Ihr mir
ein wenig hier hinausgeholfen habt –

LAURENTIA:
Doch warum kommt Ihr?

JUAN:
Wüßt ich's! Weiß ich's noch.
LAURENTIA:
Ihr wißt's nicht mehr?
JUAN:
Ich wüßte es nicht mehr?
O welche Torheit! Wißt Ihr's selber nicht
so gut als ich? Ihr wißt es, gnädige Frau,
sehr gut. O liebe gnädige Frau, Ihr wißt's!
Und seht doch auch, was dies für ein Kostüm,
in dem Ihr steht, daß dies ein Nachtkleid ist,
beim Himmel, ja, ein Nachtkleid — für das Bett.
Der Himmel hat mich lieb, Ihr glaubt es selbst.
LAURENTIA:
Ihr seht, ich zittere.
JUAN:
Kälte?
LAURENTIA:
Nein, vor Angst,
im Augenblicke geht die Tür auf...
JUAN:
Das darf nicht sein, wir müssen sie verschließen.
LAURENTIA:
Was fällt Euch ein? Ihr geht und auf der Stelle.
JUAN:
Und warum bin ich dann hierhergekommen?
LAURENTIA:
Aus einem unerhörten Leichtsinn.
JUAN:
Teils.
Teils war es etwas anderes. Größtenteils
war's etwas Unvergleichliches, doch auch
ganz Unausführbares. Ein Wahnsinn war's
dreiviertel. Und ein Viertel für den Fall,
daß mir mißlänge, was mißlingen mußte,
war's Leichtsinn.
LAURENTIA:
Fort jetzt. Ich befehle Euch!
JUAN:
Vor einer Stunde rieft Ihr mich herauf.

LAURENTIA:
Vor einer Stunde war ich anderer Laune.
JUAN:
Ich bin der Laune, die Ihr hattet, jetzt.
LAURENTIA:
O Unverschämter!
JUAN:
Nein. Vergeßt auch nicht,
daß Ihr Euch kränkt, indem Ihr mich beleidigt.
LAURENTIA:
Ich will nur, daß Ihr geht.
JUAN:
Ihr riefet mich,
ich kam. Kam wieder mit Gefahr des Lebens
und setze mein Leben bei der Rückkehr ein.
Für eine Laune, Donna? Dafür nicht.
Ich liebe alles Leben, ich berausche
an seiner Kraft mich, und ich gebe gern
es hin bei stürmischem Zusammenprall,
der mich erschlägt, doch nicht für einen Scherz.
LAURENTIA:
Ihr seht jedoch, ich habe Angst.
JUAN:
Wovor?
LAURENTIA:
Man überrascht uns.
JUAN:
Wer? Ihr dürftet glauben,
daß diese Jugend, Kraft und Schnelligkeit
das Alter überraschte? Schaut mich an,
wie schmal und schlank ich bin. In einer Ritze,
in einem stummen Winkel tauch ich ein,
ein Hemd, ein Unterrock deckt ganz mich zu.
LAURENTIA:
Noch denke ich, Ihr seid ein Kavalier.
JUAN:
Jedoch was heißt das? Soll ich jetzt von hier
genarrt hinaus ins Ungewisse fliehen
und schrecklich träumen? Diese Wirklichkeit
verlieren? Seht doch, Frau, ich bin ein Knabe

und habe viel gehofft und wünsche mir
nun Unaussprechliches. Jagt mich nicht fort!

LAURENTIA:
Ich fürchte auch Euch selbst, das Ungestüm,
das heute morgen in den Fluß Euch trieb.

JUAN:
Doch warum fürchten, was lebendig ist?
Das Alter fürchtet, seine lahmen Sprünge,
das ekelhafte Nachbild einer Jugend,
die hin ist. Gebt mir Eure warme Hand,
wehrt der Vernunft einmal sich einzumischen.
Ihr bebt. Das ist die Wahrheit! Eure Worte
und Eure Abwehr aber sind erlogen.

LAURENTIA:
Ich will nicht, will nicht!

JUAN:
Und ich will es! Merkt's!
Ich muß jetzt. Weil Ihr eher mir befahlt
zu wollen, was Ihr mußtet. Grund und Folge
erscheint, und wie daraus ein Schicksal wird,
dem wir uns unterwerfen. Sprich nicht mehr,
denn du versündigst dich zu sehr. O sieh,
wie du hier stehst im Spiegel meiner Augen,
sieh dir das Bild doch an und dann begreife,
daß einem Mann die Seele lacht, sein Leib
aufbrechen muß in ahnungsvoller Lust.
Ja, nun erfährst du's auch! Die Brüste stehen
mir schon entgegen, deine Glieder sind
dir nicht mehr untertan, du sinkst ins All –
o Frau, nun hebe ich dich von dem Fall
bis in den Himmel auf!
(und er trägt sie ins Schlafzimmer.
Eine Weile tiefe Stille, dann)

RIPIO (schleicht aus der Tür im Hintergrunde und sieht sich vorsichtig um):
Ganz deutlich hörte ich die Männerstimme.
Ein Handschuh! Ei du lieber Handschuh. Ei,
du bist kein Frauenhandschuh, gelt? Zwar klein
bist du, magst einem Frauenhändchen passen,
jedoch aus starkem Leder, Don Franzeskos nicht
Wo steckt dein Herr? Ich will nicht hoffen – wie
Madonna? Ein Geheimnis? Hm, da ließe

ein Pländchen sich für Euren Diener spinnen,
man könnte eine kleine Daumenschraube
draus machen — meint Ihr nicht — und nach Bedarf
sie anziehn. Meine stolze gnädige Frau,
man ist nur Diener, keines Blickes wert,
wird wie ein Tier behandelt und die Scham
nimmt man vor mir kaum mehr in acht;
Warum? Ein Diener! Aber hat ein Knecht
die Macht in Händen, glaubt, er nützt sie gut;

<Er bückt sich zur Türe des Zimmers, in dem Juan und Laurentia weilen, schnellt gleich darauf wieder hoch, entfernt sich eilig zur gegenüberliegenden Seite, wo er sich hinter einem Vorhang birgt. Juan kommt aus dem Zimmer, dessen Tür er vorsichtig schließt. Er hört lauschend umher. Ripio wagt seinen Kopf hervor>

JUAN <der sich blitzschnell wendet, bemerkt ihn>:
Heraus! Wer du auch bist, du hast gehorcht;

RIPIO:
Ich... Gnade!

JUAN:
Hast gehorcht!

RIPIO:
Ich kam nur so,
ich wollte nicht — ans Schlüsselloch.

JUAN <zieht den Degen>:
Die Ehre,
die Ehre einer Frau in Dienerhand.
Bereit dich, du mußt sterben.

RIPIO:
Gnade Herr,
ich bin schon tot, im Grabe, selbst ein Grab,
und hab vergessen, was ich sah. Bin tot;
bin mausetot und seh mich selbst nicht mehr.

JUAN:
Die Frechheit! Wolltest dann den Herrn spielen
und ganz nach Wunsch und Neigung Geld erpressen.

RIPIO:
Kein Geld. Gewiß kein Geld. Ich steh mich gut
im Lohn und darf mit manchem extra rechnen.

JUAN:
Kein Geld? Was wolltest du denn anders, Kerl?

Was könntest du denn sonst noch... Sieh mich an:
Ein schrecklicher Gedanke — wär es möglich,
ein solcher Abgrund, solche Schlechtigkeit.
zu der — das geb ich zu — auch noch Verstand
ein starkes Stück gehört. Du hast Idee,
für einen Bauernschädel nicht so übel,
obwohl es übel ist. Es wäre schade
um solch Talent, man kann es anders nützen.
Ich schlage vor, du magst ganz frei entscheiden,
ich dränge nicht: Tod oder meinen Dienst.

RIPIO:
Die Wahl wird schwer, doch bin ich wohl am Ende
noch besser Euer Diener als gestorben.

JUAN:
Dann voran! Aus dem Fenster schnell hinaus.

RIPIO:
Ich kann nicht, Herr, da brech ich das Genick.

JUAN:
So brich's! Der Himmel hat alsdann entschieden.
Nun voran, eile dich, versuche nicht...
⟨Ein Lichtschein fällt unter der Türe von links in das Dunkel⟩

JUAN:
Was ist das für ein Licht?

RIPIO:
Dort schläft die Tochter,
Donna Maria, Herr. Sie scheint erwacht.
Ach laßt mich, guter Herr.
⟨Juan macht eine Gebärde⟩
Ich gehe schon,
mich dünkt es, in den Tod. Ach guter Gott!
⟨und wagt, von Angst getrieben, den Sprung aus dem Fenster.
Juan steht vor Marias Tür, aber er entfernt sich wieder. Schon hat er das eine Bein über die Brüstung des Fensters geschwungen, da verharrt er⟩
⟨Ripio ruft von unten⟩:
Herr kommt! Kommt schnell! Ihr seid verloren, Herr!
⟨Juan tritt ins Zimmer zurück und auf Marias Tür zu, an die er laut klopft.
Maria kommt im Nachtgewande aus der Tür.
Juan starrt sie wie eine himmlische Erscheinung an.
Maria fällt zu Boden.
Juan, nicht imstande sich zu rühren, verweilt⟩

DON FRANZESKO:
⟨kommt durch die Tür des Hintergrundes und erblickt Juan und Maria⟩
Maria, Kind! Ein Mann! Der Dieb, der Mörder,
der mir mein Kind erschlug. O Gift der Hölle!

JUAN:
Ich bin kein Mörder. Laßt mich. Nein, ich tat–
dem Kinde nichts. O ich – dem Kinde nichts.
Laßt mich den Weg hinab, auf dem ich kam.

DON FRANZESKO:
⟨zieht seinen Degen⟩
Nicht einen Schritt!

JUAN:
Vernünftig, alter Mann.
Ich bitte, geht. Ich muß!

DON FRANZESKO:
Nur über mich!
Zieht! Oder ich erschlag Euch wie 'nen Hund.

JUAN:
Laßt weiter mich!

DON FRANZESKO:
Du feiges Scheusal, zieh!

JUAN:
Ihr wollt nicht–
⟨er zieht, besinnt sich noch und fleht⟩:
Halt, vernünftig. Nicht! Um Gott,
bewahr mich Gott. Hier steht mehr auf dem Spiel
als Euer alter Leib. Drei junge Leben.
⟨Don Franzesko führt einen Hieb nach ihm. Juan weicht aus⟩
Und Eurer Tochter krümmte ich kein Haar.

DON FRANZESKO:
Sie liegt am Boden und von dir und nachts,
ich frage weiter nicht, daß ich nicht rase!
⟨er dringt auf Juan ein⟩

JUAN:
So muß ich denn!
⟨Sie fechten, schließlich führt Juan den entscheidenden Stoß⟩
Dann so! Vergib Maria.
⟨und springt mit einem letzten Blick auf das Mädchen aus dem Fenster⟩

DON FRANZESKO ⟨sterbend⟩:
Ich sterbe, sterbe... O mein Gott, zu Ende,

kein Abendmahl, kein geistlicher Berater
in meiner letzten Qual – allein…
⟨Laurentia und Aminta sind gekommen. Aminta hat Maria aufgehoben⟩

MARIA ⟨stürzt, als sie sieht was vorgegangen, mit einem erschütternden Aufschrei bei ihrem Vater nieder⟩:
Mein Vater!

PETER HEYDEN: WEGE DER LIEBE

Die erste Eigenschaft einer guten Zeitschrift ist unstreitig, daß sie zeitgemäß, wenn auch nicht in jedem Verstande zeitgemäß sei, sie soll auch für das, was noch außer und vor der Zeit liegt und was im Entstehen sich von ihr losgesagt hat, die geschichtlichen Vermittlungsglieder finden, durch welche es an die Zeit herangebracht oder in diese aufgenommen werden kann.
Die wissenschaftliche, die religiöse, die sittliche, die künstlerische Bildung ihrer Zeit, dieses werden die Kardinalpunkte sein, die sie ins Auge faßt, wie eben diese am Ende die verborgenen Triebräder der Geschichte selbst sind.
Wirken auf die Zeit oder sie fördern, kann sie auf zweierlei Art. Indem sie selbst Muster und Beispiele des höheren und besseren Geistes in allen Fächern aufstellt, den sie allgemeiner machen möchte. Sodann indem sie der Zeit zum Urteil und Bewußtsein verhilft über das, was verworren, ungewiß, vieldeutig in ihr sich bewegt. Denn gleichwie es für den einzelnen Menschen nichts unglücklicheres geben kann als über die wesentlichsten Dinge kein Urteil zu haben, so auch für eine ganze Zeit, und wie der einzelne Mensch sich durch nichts mehr gefördert fühlt, als wenn ihm ein Urteil über Gegenstände zu teil wird, denen er zuvor nicht beizukommen vermochte, so ebenfalls ein ganzes Geschlecht. Wenn also eine Zeit auch, anarchisch verwirrt, eine Weile jedem, der Frechheit genug hat, verstattet, sich zum Richter und Urteiler aufzuwerfen, so wird sie doch bald der unberufenen Wortführer satt und schmachtet nach der Erquickung eines reinen, scharfen und gesunden Urteils, wodurch sie erst sich selbst wiedergegeben wird. —

SCHELLING.

In unsrer Zeit, die wie keine andere zuvor rege ist, die geistigen Strömungen aller vergangenen Epochen noch einmal aufzunehmen und zu durcharbeiten, die sich mit vielem Fleiße bemüht, alle jemals gültig gewesenen Kulturwerte und Kulturschätze zu heben und sorgfältig zu sammeln, ist die Anforderung an die Kritik des menschlichen Geistes in einem Maße gestiegen, daß es nur denen, die sich ungeteilt der Kritik widmen, möglich ist, eine Distanz über ihre Zeit zu behalten, und immer drohender wird die Gefahr, daß sich eines Tages aus dem Wirrsal des geistigen Geschehens eine einseitige Lebensrichtung durch den Fanatismus ihres Trägers herausarbeitet und der Herrscher der Welt wird, so daß die Menschheit wie in früheren Perioden in das Dunkel eines trüben Aberglaubens gerät, der die Leidenschaft zum Gesetze macht und die Kräfte des menschlichen Geistes brach legt. Die Form, in der wir in den folgenden Zeilen sprechen, muß notwendig eine allgemeinverständliche sein und was uns schmerzlich ist, wir müssen in einer kurzen

Darlegung wie der vorliegenden auf ein System verzichten und können nur Anregungen geben.

Mit dem Erscheinen des Kantischen Werkes »Die Kritik der reinen Vernunft« hat sich die Philosophie ein für allemal die Grenzen ihres Gebietes gesteckt, sich selbst differenziert und zur reinen Philosophie, d. h. zur Erkenntnistheorie erhoben, indem sie die Metaphysik aus ihrem Bereiche ausgeschieden hat. Gleichwohl haben schwärmerische Geister bis auf den heutigen Tag nicht abgelassen, die Philosophie als Werkzeug zu einer Erkenntnis der höchsten Dinge heranzuziehen, und neben ihnen hat die Naturwissenschaft in völliger Verkennung der Grenzen ihrer Fähigkeit »das Welträtsel« aufzulösen, sich über die Schranken der reinen Vernunft hinweg gesetzt und treibt wie die vorkantische Philosophie Metaphysik, die auf ihrem Grunde erwachsen, wie sich Fichte ausdrückt, notwendig Schwärmerei werden muß.

In dem einzigen Werke des Freiburger Philosophen Rickert »Über die Grenzen der naturwissenschaftlichen Begriffsbildung. Eine Einführung in die historischen Wissenschaften«, sind die naturwissenschaftlichen Prätentionen bereits erschöpfend ad absurdum geführt worden, doch scheint es, als ob die Stimme Rickerts verhallen soll, und als nähme die gotthungrige Menge die Phantome der Naturwissenschaft lieber auf, als daß sie sich bedächte und ihr Bedürfnis nach Religion an einem anderen Quell zu stillen suchte, als an dem der Wissenschaft.

Es ist hier nicht der Platz den Kampf zwischen Erkenntnistheorie und Naturwissenschaft auszufechten, es interessiert nicht einmal, darüber ein Urteil zu gewinnen, wie weit diese oder jene Wissenschaft imstande sei, die Formen des Lebens zu erkennen, es handelt sich lediglich darum, auch der Naturwissenschaft die Bescheidenheit abzuringen, die die reine Philosophie schon zugestanden hat, nämlich: daß sie über die Inhalte des Lebens, über Gott, Freiheit und Unsterblichkeit nichts auszusagen vermöge, und darum auch keine Ethik, keine Sittenlehre folgern könne. Wir lassen also diesen Kampf Berufenere führen und nehmen für uns einen Standpunkt voraus, den der Freiburger Philosoph in dem angegebenen Werke vertritt. Wir sind der Überzeugung, daß auch die Naturwissenschaft keine Mittel hat, Gott zu erkennen und aus der Gotterkenntnis eine Ethik abzuleiten. Suchen wir mit den Glaubensbedürftigen nach neuen Ausgangspunkten und erinnern wir uns des Weges, den Fichte und ein anderer weniger bekannter Nachfolger Kants, Jacob Fries, gegangen sind. Dieser schreibt die Fähigkeit die höchsten Dinge zu erkennen, den Ahndungen hochbegabter, gottbegnadeter Geister zu, und Fichte können wir die gleiche Anschauung nachweisen, indem er sie zwar nicht direkt ausspricht, sich aber in seiner als Fortsetzung des Kantischen Lebenswerk geltenden Schrift »Die Kritik aller Offenbarung« ersichtlich auf den Friesschen Standpunkt stellt, selbst naiv als ein Ahnender auftritt und die Erkenntnisse, die er lediglich aus der Intuition, aus einem unmittelbaren Bewußtsein des Wahren gewonnen hat, ausspricht. An diesem Punkte wollten wir anlangen, um einer eignen Meinung Raum zu geben, die von bedeutsamen Geistern unterstützt wird: daß nämlich die Ahndung

nicht nur den auserwählten Geistern möglich, sondern ein Ingredienz jedes Menschen sei, und daß somit jeder imstande, die höchsten Dinge zu erkennen, dessen Blick und Gemüt nicht schon durch die Berührung mit der leidenschaftlichen Welt getrübt ist.
Wenn wir nun im folgenden von den Inhalten des Lebens sprechen, so versteht es sich, daß diese Äußerungen nach der Erklärung unseres Standpunktes lediglich auf unsere Überzeugung, unsere Intuition oder Glauben sich stützt, und nur leise wagen wir hier anzudeuten, was wir an anderer Stelle darzulegen versuchen wollen, daß es uns möglich erscheint, durch eine Kritik aller dem Menschen möglichen Überzeugungen durch das gegenseitige Abwägen der Werte, die sie uns verbürgen, die endgültig wertvollste, das Ideal der Überzeugung zu gewinnen, und danach den Weg frei- und festzulegen, auf dem wir diese ideale Überzeugung am ehesten erfüllen können. Es entstünden also hier zwei Fragen. 1. Welches ist die idealste Überzeugung. 2. Welches ist der sicherste Weg, diese idealste Überzeugung zu erfüllen. Die beiden Fragen verhalten sich zueinander wie Religion und Ethik.
Wir haben bisher immer nur gefragt:
»Welches sind die Mittel, die Wahrheit zu erkennen.«
Wir müssen der Frage jetzt vorgreifen und eine andere lösen, die bejaht sein muß, bevor die obige überhaupt entstehen kann. Sie lautet: »Suchen wir Wahrheit?« Wir bejahen die Frage, denn wir wissen aus der Erfahrung, daß tatsächlich in uns ein Trieb ist, der uns immer nach einer bestimmten Richtung drängt und Fragen in uns aufwirft. Wir nennen diesen Trieb den »Erkenntnistrieb« und sein Ziel »die Wahrheit«. Mit dem Trieb geben wir natürlich auch die Existenz seines Zieles zu. Ist der Trieb ein ideeller, so ist sein Ziel ein ideelles.
Wir haben oben erwähnt, daß der Beweis für die Unzulänglichkeit der Vernunft, die Inhalte des Lebens, das ist die Wahrheit zu erkennen, bereits erbracht ist, nähern wir uns unserem Ziele darum auf andere Weise. Fragen wir einmal: »Warum suchen wir die Wahrheit?« Die Antwort darauf ist: »Wir suchen die Wahrheit, weil wir wissen, daß mit ihrer Erkenntnis das höchste Glück, die höchste Seligkeit verbunden ist«. Wir maßen uns hier an, unseren Satz für allgemeingültig zu erklären, und ohne einen Widerspruch aus der Gewißheit dieser Wahrheit heraus für diskussionsfähig zu erachten, beschreiten wir unseren neuen Weg.
Wir setzen, was wir schon in der Einleitung erwähnten, voraus, daß jeder Mensch, der noch nicht durch die leidenschaftliche Welt verwirrt ist, in seinem Gemüte die Ahndung, das Bewußtsein von dem Zustand der höchsten Seligkeit hat und charakterisieren ihn so: Der Zustand der höchsten Seligkeit ist der, der unser Bedürfnis nach Liebe vollkommen erfüllt. Unsere Frage wird also in Zukunft sein: »Wie finde ich diesen Zustand der höchsten Seligkeit?« Somit haben wir eine Methode gefunden, eine Methode, nach der alle Moralisten bisher naiv gefolgert haben. Das, was wir mit unserer Arbeit nunmehr zu erreichen suchen, ist dies: der Menschheit zu zeigen, woher diese Methode stammt, kritisch ihre Berechtigung nachzuweisen, damit ein jeder imstande sei, ihren Ausgangspunkt zu finden, damit sie

nicht mit all ihren Folgerungen in der Luft schwebe und diese unkontrollierbaren Schwärmereien gleich sähen. Das von unserer Methode abgeleitete System werden wir so handhaben, daß wir Glaubenssätze aufstellen, von denen wir behaupten, ihre Befolgung verbürge die höchste Seligkeit und danach werden wir andere Glaubenslehren heranziehen, und indem wir im Geiste mit ihnen leben, nachweisen, wo sie unser Bedürfnis nach Seligkeit, d. i. Befriedigung unserer Triebe, nicht erfüllen, wo sie uns im Stiche lassen und brüchig werden. Es ist natürlich nicht möglich, eine solche Arbeit hier erschöpfend zu leisten, und wir wollen uns darum zunächst an die Beurteilung jener Glaubenslehren halten, die die Zeit empfiehlt. Es versteht sich von selbst, daß Anschauungen, die aus Prätentionen der Naturwissenschaft erwachsen sind, wie der Monismus, hier nicht erwähnt werden, weil solche Anschauungen nur Meinungen gleichkommen und mit Religion, d. i. mit unmittelbarem Bewußtsein des Göttlichen, nichts zu tun haben. Wir präzisieren also unsere Glaubenssätze und sagen: I. Wir glauben, daß es einen Gott gibt. Wir glauben, daß Gott einen Zweck mit uns verfolgt. Wir glauben, daß es Gottes Zweck an uns ist, daß wir innerhalb des Lebens die Liebe in ihrer reinsten, keuschesten Form erfüllen.
II. Wir glauben, daß Christus Gottes Sohn ist und sein Gebot erfüllt hat. Wir glauben, daß wir Gottes Zwecke erfüllen, wenn wir Christus folgen.
III. Wir glauben, daß Christi Lehre fordert, daß wir gemeinschaftlich an unserem Ziele arbeiten und nicht abgesondert von den anderen unser Ideal erfüllen, d. h. daß wir ethisch statt religiös leben sollen. Wir glauben, daß man die Vernunft nicht verwerfen kann, durch die es allein möglich wird, ethisch zu leben.
Bevor wir andere Glaubenslehren an den unseren wägen, müssen wir wieder einen kleinen Exkurs machen. Wir begeben uns auf einen einfacheren Kampfplatz und können hier die schwer schreitenden technischen Worte der Moralphilosophie nicht gebrauchen. Wir wollen darum für diesen Zweck den Ausdruck Seligkeitsbedürfnis mit dem leichtverständlicheren »Liebe« in seinem aktiven Sinne setzen, so daß das Wort »Seligkeitsbedürfnis« den Forderungen der Liebe inhaltlich entspräche.
So werden wir gleich auf einen der häufigsten Fehler stoßen, der in der Moralphilosophie gemacht wird und immer wieder die Möglichkeit jeder Verständigung auf diesem Gebiete untergräbt. Die Menschen nämlich sagen: »Meine Liebe hat wohl mit Einzelnen, aber nichts mit der Allgemeinheit zu tun. Ich will nichts von der Allgemeinheit, und bin ich ehrlich, so empfinde ich gegen sie eher Feindschaft als Liebe. Wie sollte aus solchen Empfindungen eine Ethik entstehen können? Mein Verhältnis zur Menschheit ist ein soziables, das der Staat zu regeln hat, nicht die Moral.«
Das sei vorläufig zugegeben, das primitive Gefühl der gegenseitigen Feindschaft als dem noch unvollendeten Menschen eigentümlich anerkannt, damit kommen wir aber zu neuen Erkenntnissen, die hier stehen mögen. 1. Der Mensch entwickelt sich zur himmlischen Liebe, das ist der höchste Zustand der Seligkeit, nur durch die irdische. Oder zu den Erkenntnissen, die ich suche, werde ich nur von den

Menschen entwickelt, mit denen ich persönlich im tiefsten Sinne des Wortes lebe, d. h. die ich erlebe. 2. Wir behaupten aber zugleich, daß die irdische Liebe immer wieder allen Gruppen der Liebenden die gleichen Inhalte offenbart und die Gesetze ihnen als ewig feststehende Sätze der himmlischen Liebe entrollt. 3. Wir behaupten als Folgerung daraus, daß erst, wenn die Menschheit, wenn alle Liebenden die Gesetze der Liebe in ihrer Vollkommenheit erkannt haben und keiner mehr eben durch die Betätigung in der irdischen Liebe über ihre Ziele im unklaren ist, eine allgemeine Ethik entstehen kann, die nun das Ziel haben wird, allen Liebenden auch praktisch die Möglichkeit zu geben, ganz der Erfüllung der Liebe zu leben; daß hier durch das stetige Anwachsen der Menschheit ein unendliches unerfüllbares Ziel erwächst, ein Ideal, wird jedem einsichtig sein. Daß wir nicht mit Gedanken wie solchen rechnen dürfen, man könne die Fortzeugung abbrechen, versteht sich dabei, weil ja mit unserem Ideale unsere sämtlichen Triebe erfüllt sein müssen. Vergessen wir also nicht, daß wir zur himmlischen Liebe nur durch die irdische erzogen werden, daß die Ethik erst das Resultat gewonnener Erkenntnisse sein wird, und sprechen wir nun von unseren Erkenntnissen aus der irdischen Liebe.
Es ist nicht notwendig, sie zu analysieren. Jeder, dem ein Thema wie das vorliegende zugänglich ist, kennt die Wege der Liebe und weiß, daß es im Leben des Menschen nur zwei Wege gibt, nämlich diese: entweder der Liebe treu zu bleiben und die damit entstehenden Lasten zu tragen, oder sie zu leugnen und damit gleichzeitig alle Ziele und Zwecke des Lebens zu verwerfen und die Sinnlosigkeit auf den Thron der Welt zu setzen. Wir wollen von den Resultaten, zu denen Nietzsche nach seiner Ablehnung der Liebe gelangt ist, später reden, hier von anderen.
Diese anderen sagen: Ich leugne die Liebe und damit jede Zweckmäßigkeit meiner Willenstriebe. Ich vegetiere mit ihnen. Nun lebe ich unter Menschen und unter tausend Dingen, die ich sehe, die mich beschäftigen, die mir einen rein formalen Eindruck geben; ich sehe hier einen neuen Weg, ein Problem, das mir alles lösen wird, »das Problem der Form«. Es ist gut, es ist zugegeben. Aber allen, die so entschieden haben, sagen wir auch, daß ihre Seele zur Grimasse geworden ist, und daß sie darum die Form nur zur Grimasse zwingen können. Und wir sagen es ihnen geradezu, daß sie lügen, daß sie selbst nicht glauben, was sie sagen, daß wir auch Menschen sind und wissen, wie weit sich der Mensch verleugnen kann, wie weit er unmenschlich zu sein vermag. Müssen wir mit ihnen ernsthaft diskutieren, die so sympathisch waren, solange sie selbst nicht ernsthaft genommen sein wollten? Lassen wir uns nicht von ihnen beirren, die durch ihren Rückzug hinter die Form vielleicht nur den Angriff des Lebens herausfordern wollten, und bleiben wir auf unserm Wege.
Ein starker religiöser Strom ist in dem jungen Rußland erwacht mit einem Fanatismus, der heftig genug ist, die Vernunft aufzuheben und alle Dämme, die die Kultur gebaut hat, fortzuspülen. Es liegt etwas unheimliches in der Tatsache, daß die Gestalten des großen Russen Dostojewski Wirklichkeiten sind, daß Tolstois Schwärmereien über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus Einfluß gewonnen haben.

Doch wir wollten systematische Kritik üben. Was bringen uns Tolstoi und seine Landsleute und warum müssen wir sie ablehnen. Die Russen fordern das rücksichtslose Ausleben des religiösen Triebes, sie geben uns ein Ideal, das wir anerkennen, aber sie wollen, daß wir ohne Rücksicht auf unsere Mitmenschen unser Ideal hier verwirklichen, d. h. wir sollen religiös anstatt ethisch leben. Und dabei übersehen sie, daß wir nicht religiös zu leben vermögen, weil das immer dazu führen würde, daß wir die Sorge um unsere Existenz anderen zuschieben und ihnen somit den Weg zur Seligkeit absperren. Wenn Christus auch die Sorge für das tägliche Brot ablehnt, so spricht er doch von dem Idealzustande und nicht von dem Wege, auf dem wir ihn erreichen. Dieses Interesse an dem Wohle des Mitmenschen ist eine Folge der letzten und höchsten Erkenntnisse in der Liebe. Wenn wir selbst ein Ziel erreicht, eine endgültige Einsicht gewonnen haben, so entsteht in uns der Trieb, sie zu verallgemeinern, sie Früchte tragen zu lassen; es ist dies der Beweis dafür, daß wir im Grunde der Menschheit doch durch Liebe verbunden sind, zwar nur da, wo es sich um ihre letzten Zwecke handelt.

Noch andere haben den Fehler gemacht, daß sie die Vernunft negiert und nicht beachtet haben, daß der Mensch sein Ideal nur zu erreichen vermag, wenn er es rein geistig lebt, wenn er sich ihm zum Opfer bringt und leidet, daß er es nicht selbst sein darf. Zu ihnen gehören Franz von Assisi, die heilige Katharina von Siena und andere, die heute ihre Auferstehung feiern. Wir wählen ein Gleichnis. Ich liebte Beatrice. Ich liebte sie ohne Grenzen und konnte nicht davon lassen, die Tore des Himmels zu öffnen und Beatricen in die holden Gefilde der Seligen zu führen. Beatrice hing an meinem Munde, und wenn ich sprach, hatten ihre Augen einen schwärmerischen Glanz, der mir die Sinne nahm und mich die Welt vergessen ließ.

Wir waren rein wie die Kinder und erkannten durch die Liebe das Ewige. Und es kam ein Tag, an dem wir am Ufer des Meeres saßen, vertrieben, verstoßen von den Menschen, daß wir nicht wußten wohin wir uns wenden sollten als in den Tod. Da sah ich in Beatricens Antlitz, das blaß und abgehärmt war und ich sah, daß sie die Schuld fürchtete und ihre Liebe nicht im Makel sterben wollte. Sie sehnte sich zu den Menschen zurück und ich ließ sie gehen. Das Meer lag vor mir tief und still und die Flut lockte mich, dort hinabzustürzen. Ich trat einen Schritt auf dem Felsen vor, daß ich den Abgrund erkannte und den Tod ahnte. Wie ich mich wandte, der Welt ein Lebewohl zu sagen, sank die Sonne in sanftem Purpur hinter der Stadt, und die Menschen in den Straßen und auf dem Markte gingen friedlich nach ihren Geschäften und gesenkten Hauptes schritt unter ihnen Beatrice. Eine ungekannte Ahnung ergriff mich mit neuem Entzücken, und ich wußte von da ab, daß die Liebe nicht enden will, daß sie nicht in den blauen Gefilden stirbt, daß sie aus sich die Pflicht gebiert, das geliebte Wesen zu erhalten, durch die Zügelung meiner Leidenschaften, weil die Liebe eine irdische Erfüllung will und allen Widerständen zum Trotz ein neues Leben zur Welt bringen will, solange bis sie unter allen Wesen erfüllt ist. Und von dieser Stunde an erkannte ich

die Pflicht um der späten Erfüllung willen an und war der Menschheit durch die Liebe für die Liebe verbunden.

Ob es gut ist, in Gleichnissen zu sprechen, wenn man dasselbe Thema in wenigen Worten erschöpfen kann, lassen wir dahingestellt sein. Aber wer einmal in den himmlischen Hainen eines grenzenlosen Entzückens geirrt ist, der weiß, wie schwer sich die Seele des Menschen von ihnen trennt. Und eben diese reinen Toren der Liebe wollten wir erinnern, daß wir sie auskosten müssen, so sehr wir mit ihnen fühlen, weil sie nicht mittragen wollen an dem, was wir alle tragen sollen, an der Pflicht der Liebe, mag sie nun einem Wesen, der Kunst, oder dem Ideal gelten.

Zum Schlusse unseres Aufsatzes wollen wir noch eine zweite Strömung der Zeit erwähnen, die, gleich heftig wie die eben behandelte, für die Menschheit einen weit größeren Schaden bedeutet als jene. Wir meinen die, die von Nietzsche ausgehend besonders in Deutschland einen bestimmten Individualismus gezeitigt hat, den wir den energischen nennen wollen. Wir können jenes so häufig zu Tode gehetzte Problem in seinen letzten Konsequenzen fassen. Wir fragen nicht, ob seine Tendenz gut oder böse ist, wir fragen nur: »Welchen Grad der Seligkeit verbürgt uns ihre Tendenz, wohin führt sie uns?«

Wir nehmen den letzten Herrenmenschen, der alles um sich niedergerungen hat, der nichts mehr zu genießen findet, weil er alles genossen hat. Was kann er noch wollen? — — den Tod. Aber fassen wir es so, wie es Nietzsche gedacht hat: »Es gibt so viel gewöhnliche Menschen und so wenig begnadete, und für jeden der Großen, der sich ausleben will, ist das Feld weit genug«, so widerspricht sich solche Moral in Praxis selbst: mit dem steten Genusse nämlich differenzieren sich die Leidenschaften des Genießenden und er wird re vera sehr bald nichts mehr von der großen Masse wollen. Er selbst bezahlt das Leben fortgesetzt mit seinem Interesse am Leben, und Moral des Herrenmenschen ist nur an dem Anfange eines Lebens überhaupt sinnvoll. Sie bleibt nur solange sinnvoll, als bis er ein Wesen gefunden hat, das ihm, an Kräften gleich, Widerstand leistet, und mit eben diesem Augenblicke würde wieder die Liebe geboren. Findet er ein solches Wesen nicht, so bleibt ihm nach dem Erlöschen der sinnlichen Leidenschaft nur die Negation, die Einsamkeit, der Skeptizismus, die sinnlose Verzweiflung anstelle jenes höchsten Seligkeitempfindens.

Wir kommen also zu dem Schluß, daß es nur einen Weg gibt, den Zustand der höchsten Seligkeit auf Erden zu erreichen, nämlich den: aus der irdischen Liebe das religiöse Ideal zu erkennen und es nach gewonnener Erkenntnis im Bunde mit der Allgemeinheit zu verwirklichen. Die Liebe ruft, die Vernunft leitet uns, die Liebenden aber sind heilig.

ÉMILE VERHAEREN: LE DEPART

Avec leur chat, avec leur chien
Avec, pour vivre, quel moyen?
S'en vont, le soir, par la grand' route,
Les gens d'ici, buveurs de pluie,
Lécheurs de vent, fumeurs de brume

Les gens d'ici n'ont rien de rien,
Rien devers eux
Que l'infini, ce soir, de la grand' route.

Chacun porte au bout d'une gaule
En un mouchoir à carreaux bleus
Chacun porte dans un mouchoir–
Changenat de main, changeant d'épaule,
Chacun porte
Le linge usé de son espoir.

Les gens s'en vont, les gens d'ici,
Par la grand' route à l'infini.

L'auberge est là, près du bois nu,
L'auberge est là de l'inconnu,
Sur ses dalles, les rats trimballent
Et les souris.

L'auberge, au coin des bois moisis,
Grelotte, avec ses murs mangés,
Avec son toit comme une teigne
Avec le bras de son enseigne
Qui tend au vent un os rongé.

Les gens d'ici sont gens de peur:
Ils font des croix sur leur malheur–

ÉMILE VERHAEREN: DER AUSZUG, DEUTSCH VON LUDWIG SCHARF

Mit Sack und Pack, mit Katz und Hund
– Wovon sie leben, tut niemand kund –:
so ziehen nach Sonnenuntergang–
die Leute von hier die Straße entlang:
Den Mund geöffnet zum Windaufsaugen
Zum Regenschlucken, zum Nebelrauchen.

Die Leute von hier haben weniger als nichts.
Vor ihnen im Dämmer des Abendlichts
Liegt farblos und still
Die Straße nur, die nicht enden will.

Jedweder trägt an einem Stock
Im blaukarierten Schnupftuch-Pack,
Abwetzelnd Schulter, Hand und Rock –
Jedweder trägt bald links, bald rechts
Im Schnupftuch-Pack
Seiner Hoffnungen ärmlichen Bettelsack.

Sie ziehen von hier um die Abendzeit
Die Straße entlang zur Unendlichkeit–

Die Herberg dort beim Wald sich findt,
Wo die fremde kalte Welt beginnt,
Auf ihren Dielen
Die Ratten mit den Mäusen spielen.

Dort an verschimmelter Wälder Flucht
Von schwammzerfressenen Mauern umstellt,
Mit zersplissenem Dach, dort am Ende der Welt,
Steht die Herberg durchschauert von Frost und Wind,
Mit dem Knochen, den sie im Schildarm hält–

Die Leute von hier sind furchtsam und bang,

Et tremblent,
Les gens d'ici ont dans leur âme
deux tisons noirs, mais point de flamme,
deux tisons noirs en croix.

Par l'infini du soir, sur la grand' route
Voisi venir les ricochets des cloches
Là-bas, au carrefour des bois.

C'est les madones des chapelles
Qui, pareilles à des oiseaux au loin perdus,
Rappellent.

Les gens d'ici sont gens de peur.
Car leurs vierges n'ont plus de cierges
Et leur encens n'a plus d'odeur:
Seules, en des niches désertes,
Quelques roses tombent inertes
Sur une image en plâtre peint.

Les gens d'ici ont peur de l'ombre sur leurs champs,
De la lune sur leurs étangs,
D' un oiseau mort contre une porte,
Les gens d'ici ont peur des gens

Les gens d'ici sont malhabiles,
La tête lente et les vouloirs débiles
Quoique tannés d'entêtement,
Ils sont ladres, ils sont minimes
Et s'ils comptent c'est par centimes,
Péniblement, leur dénûment.

Sie schlagen ein Kreuz, wenn ein Unglück sie traf,
Und zittern noch lang.
Ihr Lebensfeuer ward längst zerrieben:
Zwei kohlende Spähne sind liegen geblieben
In glutleerer Brust übers Kreuz gelegt.

Durch den endlosen Abend die Straße einher.
Kommt dämmrig Geläute, ein klagendes Heer,
Am Kreuzweg der Wälder rückwärts gefegt.

So rufen aus stiller Kapelle Madonnen,
Verflogene Vögel, den Nesternentronnen,
Den Wandrer nach Haus.

Die Leute von hier sind furchtsam und bang.
Denn ihre Marie'n sind der Kerzen beraubt.
Und duftlos ward ihr Weihrauch lang:
Einsam in öder Nische Raum
Um ein bemaltes gipsern Haupt
Fällt wirbelnd welker Rosen Traum.

Die Leute von hier, sie fürchten schier
Den Schatten, der über die Felder geht,
Das Mondlicht, das auf den Teichen steht
Den Vogel, der sich zerschlug an der Tür,
Sie fürchten die Leute — die Leute von hier.

Und täppisch sind sie und ungeschickt,
Langsam der Kopf, ihr Wollen schwach,
Wenn auch von Starrsinn zäh wie Leder —
Nicht einer weiß, wo der Schuh ihn drückt:
In kleinster Münze rechnet jeder
Mühselig seine Armut nach.

Leur récolte, depuis des chapelets d'années,
S'égrena morne en leur granges minées,
Leurs socs taillèrent les cailloux,
Férocement, des terrains roux,
Leurs dents s'acharnèrent contre la terre
A la mordre, jusqu'au coeur même.

In löchrigen Scheunen jahrein, jahraus
Fiel dumpf ihrer Garben Kornflut aus,
Unwirsch im roten Erdgefurch
Schnitt glatt ihr Pflug den Kiesel durch,
Ihre Zähne rissen im Grund sie fest,
Bis der letzte Tropfen ihm entpreßt....

Avec leur chat, avec leur chien,
Avec l'oiseau dans une cage,
Avec pour vivre, un seul moyen
Boire son mal, taire sa rage,
Les pieds usés, le coeur moisi,
Les gens d'ici.

Mit Sack und Pack, mit Katz und Hund,
Mit dem Vogel im Käfig, zur Abendstund,
Mit dem Elend, das sie hinuntergeschlungen,
Mit der Wut, die sie würgend niedergerungen,
Das Herz verschimmelt, die Füße verstümmelt —
So ziehn sie von hier,

Quittant leur gîte et leur pays,
S'en vont, ce soir, par les routes, à l'infini

Verlassend Heimat, Herd und Haus
In die unbekannte Welt hinaus.

Les mères traînent à leurs jupes
Leur trousseau long d'enfants bêlants,
Brinqueballés, brinqueballants,
Les yeux clignant des vieux s'occupent,
A refixer, une dernière fois,
Leur coin de terre morte et grise,
Où mord la lèpre comme la bise
Où mord la rogne comme les froids.

Die Mütter schleppen am Rocke müd
Ihren Kindertroß, der bläkt und plärrt,
Herüberfällt und hinüberzerrt —
Indes der Alten Auge sich müht,
Noch einmal blinzelnd hinzuschaun
Nach dem Erdenwinkel voll totem Graun,
Wo der Aussatz frißt mit der Gier des Nordost,
Wo der Zehrwurm nagt wie ein Winterfrost.

Suivent les gars des bordes,
Les bras usés comme des cordes,
Sans plus d'orgueil, sans même plus
Un seul élan vers les temps révolus
Et le bonheur des autrefois,
Sans plus la force en leurs dix doigts
De se serrer en poings contre le sort
Et la colère de la mort.

Die Burschen der Höfe folgen anjetzt
Mit Armen wie Glockenstränge verwetzt,
Ohn' jeglichen Stolz, ohne Sehnsucht gar
Nach dereinstigem Glück, nach der Zeit, die war —
Ja, ohne auch nur soviel Spannkraft als not,
Die Hand zu verkrallen,
Und als Faust dem Schicksal entgegenzuballen
Und dem Zorngott Tod.

Les gens des champs, les gens d'ici
Ont du malheur à l'infini.

Die Leute der Felder, die Leute von hier
Haben Unglück bis ins Unendliche schier.

Leurs brouettes et leurs charettes
Brinqueballent aussi,
Cassant, depuis le jour levé,
Les os pointus du vieux pavé:
Quelques-unes, plus grêles que squelettes,
Entrechoquent des amulettes
A leurs brancards,
D'autres grincent, les airs criards,
Comme les seaux dans les citernes,
D'autres portent de vieillottes lanternes,
D'autres apparaissent, comme les proues
De vieux bateaux cassés, — et leurs deux roues,
Ou l'on sculpta jadis le zodiaque,
Semblent rouler le monde entier dans leur baraque.

Ihr Karrenwerk, ihr Fuhrwerk fährt
Nicht minder hin und her gezerrt
Und bricht schon früh vom Tage an
Der alten Straße Holperbahn:
Die einen wie Skelette dürr
Mit Klirrgehängen im Geschirr,
Die andern in den Achsen prasseln,
Wie Kübel, die in Brunnen rasseln,
Dann andre nahend mit Laternen,
Urvätergut aus Zeitenfernen —
Und wieder andre kommen gar
Wie Vorderteile alter Wracke:
Hinrollt ihr uralt Räderpaar
Mit dem Tierkreis auf dem Felgenrund
Die ganze Welt in ihrer Baracke.

Les chevaux las ballent au pas
Le vieux lattis de leur carcasse,
Le conducteur s'agite et se tracasse,
Comme un moulin qui serait fou,
Lançant parfois vers n'importe où,
Dans les espaces,
Une pierre lasse
Aux corbeaux noirs du sort qui passe.

Die müden Gäule ziehn im Schritt
Ihr klapprig Beingehäuse mit.
Der Fuhrmann zappelt ohne Ruh,
Wie wenn er ein närrisches Mühlrad wär',
Und schmeißt manchmal ins Ungefähr,
In die Lüfte hinein,
Einen müden Stein
Den eilenden Raben des Schicksals zu.

Les gens d'ici
Ont du malheur — et sont soumis.

Die Leute von hier sind Unglücksleute,
Des Unglücks willenlose Beute.

Et les troupeaux rêches et maigres,
Par les chemins rapês et par les sablons aigres,
Également sont les chassés,
Aux coups de fouet inépuisés
Des famines qui exterminent:
Moutons dons la fatigue à tout caillou ricoche,
Boeufs qui meuglent vers la mort proche

Ihre Herden, mager, dürr und schlapp
Von der Weide, die sauer, dem Futter, das knapp,
Auch sie sind aus dem Land vertrieben
Von den unaufhörlichen Geiselhieben
Des Hungers, der sie aufgerieben.
Die Schafe stolpern müd durchs Gelände,
Die Rinder brüllen, als ging's an ihr Ende,
Die Kühe mit aufgedunsenen Bäuchen

Vaches hydropiques et lourdes
Aux pis vides comme des gourdes
Et les ânes, avec la mort crucifiée
Sur leurs côtes scarifiées.

Und Eutersäcken gleich Lederschläuchen,
Die Esel mit dem gekreuzigten Tod
Auf ihrer Gerippe zerfleischter Not.

Ainsi s'en vont bêtes et gens d'ici,
Par le chemin de ronde,
Qui fait dans la détresse et dans la nuit,
Immensément, le tour du monde
Venant, dites, de quels lointains,
Par à travers les vieux destins,
Passant les bourgs et les bruyères,
Avec, pour seul repos, l'herbe des cimetières,
Allant, roulant, faisant des noeuds
De chemins noirs et tortueux,
Hiver, automne, été, printemps,
Toujours lassés, toujours partant
De' l'infini pour l'infini.

So ziehen Getier und Leute von hier
Rundum durch die Nacht
Den Weg, den die Not um die Erde macht —
Gott weiß, aus welchen Fernen gekommen,
Durch welche verjährten Geschicke geschwommen,
Über Dorf und Heide, Markt und Stadt,
Des Friedhofs Gras als Ruhestatt.
Hingehend, hinrollend, durch Wind und Regen,
Verknäuelt auf schwarzen gewundenen Wegen,
So Winter wie Sommer, zu jeglicher Zeit,
Immer müd und erschöpft, immer wanderbereit,
Ohne Rast, ohne Ruh —
Aus dem Elend wieder dem Elend zu.

Tandis qu'au loin, là-bas,
Sous les cieux lourds fuligineux et gras,
Avec son front comme un Thabor,
Avec ses suçoirs noirs et ses rouges haleines,
Hallucinant et attirant les gens des plaines,
C'est la ville que le jour plombe et que la nuit éclaire
La ville en plâtre, en stuc, en bois, en marbre, en fer, en or
— Tentaculaire.

Aber dort in der Fern —
Unter Himmeln, die trächtig von Blitzen stehn,
Mit der Thaborstirn,
Mit den Schlünden, die roten Atem verwehn,
Bleifarben am Tag, von der Nacht erhellt,
Anziehend, behexend das Volk vom Feld,
Aus Kalk und Stuck,
Aus Eisen und Holz,
Im Marmorschmuck
Und im Glanze des Golds,
Vielhundertarmig hingekauert,
— Die Großstadt lauert.

FRANZ KAFKA: BETRACHTUNG.

I

Es ist möglich, daß einige Leute Mitleid mit mir haben, aber ich spüre nichts davon. Mein kleines Geschäft erfüllt mich mit Sorgen, die mich innen an Stirne und Schläfen schmerzen, aber ohne mir Zufriedenheit in Aussicht zu stellen, denn mein Geschäft ist klein.

Für Stunden im voraus muß ich Bestimmungen treffen, das Gedächtnis des Hausdieners wachhalten, vor befürchteten Fehlern warnen und in einer Jahreszeit die Moden der folgenden berechnen, nicht wie sie unter Leuten meines Kreises herrschen werden, sondern bei unzugänglichen Bevölkerungen auf dem Lande.

Mein Geld haben fremde Leute, ihre Verhältnisse können mir nicht deutlich sein, das Unglück, das sie treffen könnte, ahne ich nicht, wie könnte ich es abwehren. Vielleicht sind sie verschwenderisch geworden und geben ein Fest in einem Wirtshausgarten und andere halten sich für ein Weilchen auf der Flucht nach Amerika bei diesem Feste auf.

Wenn nun am Abend eines Werketages das Geschäft gesperrt wird und ich plötzlich Stunden vor mir sehe, in denen ich für die ununterbrochenen Bedürfnisse meines Geschäftes nichts werde arbeiten können, dann wirft sich meine am Morgen weit vorausgeschickte Aufregung in mich, wie eine zurückkehrende Flut, hält es aber in mir nicht aus und ohne Ziel reißt sie mich wieder mit.

Und doch kann ich diese Laune gar nicht benützen und kann nur nach Hause gehn, denn ich habe Gesicht und Hände schmutzig und verschwitzt, das Kleid fleckig und staubig, die Geschäftsmütze auf dem Kopf und von Kistennägeln zerkratzte Stiefel. Ich gehe dann wie auf Wellen, klappere mit den Fingern beider Hände und mir entgegenkommenden Kindern fahre ich über das Haar.

Aber der Weg ist zu kurz. Gleich bin ich in meinem Hause, öffne die Lifttür und trete ein.

Ich sehe, daß ich jetzt und plötzlich allein bin. Andere, die über Treppen steigen müssen, ermüden dabei ein wenig, müssen mit eilig atmenden Lungen warten, bis man die Tür der Wohnung öffnen kommt, haben dabei einen Grund für Ärger und Ungeduld, kommen jetzt ins Vorzimmer, wo sie den Hut aufhängen, und erst bis sie durch den Gang an einigen Glastüren vorbei in ihr eigenes Zimmer kommen, sind sie allein.

Ich aber bin gleich allein im Lift und schaue auf die Knie gestützt in den schmalen Spiegel. Als der Lift sich zu heben anfängt, sage ich:

»Seid still, tretet zurück, wollt ihr in den Schatten der Bäume, hinter die Draperien der Fenster, in das Laubengewölbe?«

Ich rede mit den Zähnen und die Treppengeländer gleiten an den Milchglasscheiben hinunter wie stürzendes Wasser.

»Flieget weg, euere Flügel, die ich niemals gesehen habe, mögen euch ins dörfliche Tal tragen oder nach Paris, wenn es euch dorthin treibt.

Doch genießet die Aussicht des Fensters, wenn die Prozessionen aus allen drei

Straßen kommen, einander nicht ausweichen, durcheinander gehn und zwischen ihren letzten Reihen den freien Platz wieder entstehen lassen. Winket mit den Tüchern, seid entsetzt, seid gerührt, lobet die schöne Dame, die vorüberfährt.
Geht über den Bach auf der hölzernen Brücke, nickt den badenden Kindern zu und staunet über das Hurra der tausend Matrosen auf dem fernen Panzerschiff.
Verfolget nur den unscheinbaren Mann und wenn ihr ihn in einen Torweg gestoßen habt, beraubt ihn und seht ihm dann jeder die Hände in den Taschen nach, wie er traurig seines Weges in die linke Gasse geht.
Die verstreut auf ihren Pferden galoppierende Polizei bändigt die Tiere und drängt euch zurück. Lasset sie, die leeren Gassen werden sie unglücklich machen, ich weiß es. Schon reiten sie, ich bitte, paarweise weg, langsam um die Straßenecken, fliegend über die Plätze.«
Dann muß ich aussteigen, den Aufzug hinunterlassen, an der Türglocke läuten und das Mädchen öffnet die Türe, während ich grüße.

II Was werden wir in diesen Frühlingstagen tun, die jetzt rasch kommen? Heute früh war der Himmel grau, geht man aber jetzt zum Fenster, so ist man überrascht und lehnt die Wange an die Klinke des Fensters.
Unten sieht man das Licht der freilich schon sinkenden Sonne auf dem Gesicht des kindlichen Mädchens, das so geht und sich umschaut und zugleich sieht man den Schatten des Mannes darauf, der hinter ihm rascher kommt.
Dann ist der Mann schon vorübergegangen und das Gesicht des Kindes ist ganz hell.

III Man sehe die Überzeugungskraft der Luft nach dem Gewitter! Meine Verdienste erscheinen mir und überwältigen mich, wenn ich mich auch nicht sträube.
Ich marschiere und mein Tempo ist das Tempo dieser Gassenseite, dieser Gasse, dieses Viertels. Ich bin mit Recht verantwortlich für alle Schläge gegen Türen, auf die Platten der Tische, für alle Trinksprüche, für die Liebespaare in ihren Betten, in den Gerüsten der Neubauten, in dunklen Gassen an die Häusermauer gepreßt, auf den Ottomanen der Bordelle.
Ich schätze meine Vergangenheit gegen meine Zukunft, finde aber beide vortrefflich, kann keiner von beiden den Vorzug geben und nur die Ungerechtigkeit der Vorsehung, die mich so begünstigt, muß ich tadeln.
Nur als ich in mein Zimmer trete, bin ich ein wenig nachdenklich, aber ohne daß ich während des Treppensteigens etwas Nachdenkenswertes gefunden hätte. Es hilft mir nicht viel, daß ich das Fenster gänzlich öffne und daß in einem Garten die Musik noch spielt.

IV Wenn man in der Nacht durch eine Gasse spazieren geht und ein Mann von weitem schon sichtbar — denn die Gasse vor uns steigt an und es ist Vollmond —

uns entgegenläuft, so werden wir ihn nicht anpacken, selbst wenn er schwach und zerlumpt ist, selbst wenn jemand hinter ihm läuft und schreit, sondern wir werden ihn weiter laufen lassen.
Denn es ist Nacht und wir können nicht dafür, daß die Gasse im Vollmond vor uns aufsteigt und überdies, vielleicht haben diese zwei die Hetze zu ihrer Unterhaltung veranstaltet, vielleicht verfolgen beide einen dritten, vielleicht wird der erste unschuldig verfolgt, vielleicht will der zweite morden und wir würden Mitschuldige des Mordes, vielleicht wissen die zwei nichts voneinander und es läuft nur jeder auf eigene Verantwortung in sein Bett, vielleicht sind es Nachtwandler, vielleicht hat der erste Waffen.
Und endlich dürfen wir nicht müde sein, haben wir nicht soviel Wein getrunken? Wir sind froh, daß wir auch den zweiten nicht mehr sehn.

Oft wenn ich Kleider mit vielfachen Falten, Rüschen und Behängen sehe, die über schönen Körper schön sich legen, dann denke ich, daß sie nicht lange so erhalten bleiben, sondern Falten bekommen, nicht mehr gerade zu glätten, Staub bekommen, der dick in der Verzierung, nicht mehr zu entfernen ist und daß niemand so traurig und so lächerlich sich wird machen wollen, täglich das gleiche kostbare Kleid früh anzulegen und abends auszuziehn. V
Doch sehe ich Mädchen, die wohl schön sind und vielfache reizende Muskeln und Knöchelchen und gespannte Haut und Massen dünner Haare zeigen, und doch tagtäglich in diesem einen natürlichen Maskenanzug erscheinen, immer das gleiche Gesicht in die gleichen Handflächen legen und von ihrem Spiegel widerscheinen lassen.
Nur manchmal am Abend, wenn sie spät von einem Feste kommen, scheint es ihnen im Spiegel abgenützt, gedunsen, verstaubt, von allen schon gesehn und kaum mehr tragbar.

Ich stehe auf der Plattform des elektrischen Wagens und bin vollständig unsicher VI
in Rücksicht meiner Stellung in dieser Welt, in dieser Stadt, in meiner Familie. Auch nicht beiläufig könnte ich aussprechen, welche Ansprüche ich in irgend einer Richtung mit Recht vorbringen könnte. Ich kann es gar nicht verteidigen, daß ich auf dieser Plattform stehe, mich an dieser Schlinge halte, von diesem Wagen mich tragen lasse, daß Leute dem Wagen ausweichen oder still gehn oder vor den Schaufenstern ruhn. — Niemand verlangt es ja von mir, aber das ist gleichgültig.
Der Wagen nähert sich einer Haltestelle, ein Mädchen stellt sich nahe den Stufen, zum Aussteigen bereit. Sie erscheint mir so deutlich, als ob ich sie betastet hätte. Sie ist schwarz gekleidet, die Rockfalten bewegen sich fast nicht, die Bluse ist knapp und hat einen Kragen aus weißer kleinmaschiger Spitze. Die linke Hand hält sie flach an die Wand, der Schirm in ihrer Rechten steht auf der zweitobersten Stufe

Ihr Gesicht ist braun, die Nase, an den Seiten schwach gepreßt, schließt rund und breit ab. Sie hat viel braunes Haar und verwehte Härchen an der rechten Schläfe. Ihr kleines Ohr liegt eng an, doch sehe ich, da ich nahe stehe, den ganzen Rücken der rechten Ohrmuschel und den gebogenen Schatten an der Wurzel.
Ich fragte mich damals: Wieso kommt es, daß sie nicht über sich verwundert ist, daß sie den Mund geschlossen hält und nichts dergleichen sagt?

VII Wenn ich einem schönen Mädchen begegne und sie bitte: »Sei so gut, komm mit mir« und sie stumm vorübergeht, so meint sie damit:
»Du bist kein Herzog mit fliegendem Namen, kein breiter Amerikaner mit indianischem Wuchs, mit wagrecht ruhenden Augen, mit einer von der Luft der Rasenplätze und der sie durchströmenden Flüsse massierten Haut, du hast keine Reisen gemacht zu den großen Seen und auf ihnen, die ich weiß nicht wo zu finden sind. Also ich bitte, warum soll ich, ein schönes Mädchen, mit dir gehn?«
»Du vergißt, dich trägt kein Automobil in langen Stößen schaukelnd durch die Gasse, ich sehe nicht die in ihre Kleider gepreßten Herren deines Gefolges, die Segensprüche für dich murmelnd in genauem Halbkreis hinter dir gehn, deine Brüste sind im Mieder gut geordnet, aber deine Schenkel und Hüften entschädigen sich für jene Enthaltsamkeit, du trägst ein Taffetkleid mit plissierten Falten, wie es im vorigen Herbste uns durchaus allen Freude machte und doch lächelst du — diese Lebensgefahr auf dem Leibe — bisweilen.«
»Ja, wir haben beide recht und, um uns dessen nicht unwiderleglich bewußt zu werden, wollen wir, nicht wahr, lieber jeder allein nach Hause gehn.«

VIII Denn wir sind wie Baumstämme im Schnee. Scheinbar liegen sie glatt auf und mit kleinem Anstoß sollte man sie wegschieben können. Nein, das kann man nicht, denn sie sind fest mit dem Boden verbunden. Aber sieh, sogar das ist nur scheinbar.

JULIUS MEIER-GRAEFE: DIE ROMREISE

Die ersten Augenblicke in einer fremden Stadt sind alles andere, nur nicht ungemischter Genuß, mag man sich auch noch so darauf gefreut haben, ja vielleicht gerade, wenn die Vorfreude sehr groß war. Zumal wenn die Reise ins Ausland ging. Um sich gleich heimisch zu fühlen, muß man Globe-Trotter sein oder Kommis. Auch wenn das Heim, das man im Stich ließ, noch so wenig paradiesisch war, und wenn das Neue noch so viel verspricht, immer ist der erste Eindruck eine Unruhe, ein Unbehagen. Und dieses Unbehagen ist um so größer, je reicher das Innenleben des Menschen ist und je gründlicher er seine Eindrücke zu verarbeiten pflegt. Man fühlt sich unsicher vor dem Fremden, weiß noch nicht, wohin damit, zweifelt, wo man anfangen soll, wie die Ordnung in das Vielerlei hineinzubringen ist, das einem im ersten Augenblick nur als unruhiges Chaos entgegentritt. Sicher steht ein Genuß bevor, aber diese Überzeugung liegt in einem fernen Stadium des Bewußtseins, sie stammt von zu Hause, wo alles ganz anders war und wo man sich das Neue ganz anders dachte, wie das Kind den König mit goldener Krone. Wen faßte nicht, und käme er aus der Wasserpolackei in die strahlendste Stadt der Welt, bei der Ankunft gemeines Mißtrauen? Man sieht nicht die Spur von dem, was man sofort sehen zu müssen glaubte. Wo ist die geträumte Jungfrau, die uns Willkommen lächelt? Man sieht nicht mal in der Art des Sehens, auf das man gestimmt war, sondern fühlt seine Augen und die übrigen Sinne ganz brutal traktiert von allerlei unvorhergesehenen Zudringlichkeiten. Was man zu sehen hoffte, war in Wirklichkeit gar nichts Sichtbares, sondern eine Vorstellung, und man vergaß, daß Vorstellungen erst aus der Erfahrung gewonnen werden. Diese Erfahrung kostet einen Kampf, sei es auch mit den schönsten Freuden. Einen brutalen Kampf. Er ist um so grausamer, je lieblicher uns nach dem Sieg das Überwundene erscheint. Der Genuß kommt, wenn das Neue nicht mehr neu ist, zuweilen erst, wenn wir wieder fort sind, wenn wir daheim wieder auf demselben Platze hinter dem Ofen sitzen, von dem wir uns vor der Reise wegsehnten, nicht eher jedenfalls, als bis unsere Sinne aufhören, sich stoßen zu lassen und uns zu stoßen, wenn wir nicht mehr körperlich erschüttert werden, wenn es gelungen ist, das Äußere zu einem Inneren zu machen. Dann plötzlich steht leibhaftig die Jungfrau vor uns und heißt uns lächelnd willkommen und ist wirklich noch tausendmal schöner, als wir je geträumt haben. Das Schöne ist, daß wir sie selbst entzauberten. Diese Tücke des Fremden und das Unbehagen vor ihr muß man sich unendlich vervielfacht denken, um den Zustand eines Künstlers zu erkennen, der zum erstenmal aus dem Norden nach Italien kommt, um dort zu arbeiten. Denn er legt mit der Reise nicht nur eine Entfernung zurück, die mit der Distanz zwischen zwei Polen kaum groß genug bezeichnet werden kann, sondern begibt sich auf einen Kreuzzug, wo es schlechterdings um Tod und Leben geht. Wohlverstanden, wenn er wirklich Künstler, nicht Kommis oder Globe-Trotter sein will. Ihm ist die Jungfrau, nach der er sich sehnt, nicht gleichgültig gesinnt, sondern feindlich, denn er will mehr als einen Gruß von

ihr. Und manchem wurde sie die marmorne Braut, deren Umarmung tötet. Viele gehen der Entscheidung aus dem Wege. Es gibt bei uns große und sehr bewegliche Künstler, die überall waren, nur nicht jenseits der Alpen. Sie versprechen sich nichts von der Reise. Warum auch sollten sie? Die Welt ist groß. Andere bleiben aus Trägheit fern und aus Mangel an Einsicht, viele aus einer Schwäche, die man beinahe Feigheit nennen könnte. Sie trauen den alten nicht, wenn sie sie nicht gar Welsche nennen, fürchten, daß die Eigenart nicht gefestet genug sein könnte, um dem Stoß zu widerstehen, und die Erinnerung an viele Landsleute, die mit einem Sack voll Talent hinzogen, und nach Jahren leer wie ausgetrocknete Schläuche zurückkehrten, warnt sie zur Genüge. Die aber täuschen sich. Ihr Mut reicht auch nicht für den starken Bau auf heimatlicher Erde, sie gehen nur der Katastrophe aus dem Wege, die ihre Nichtigkeit mit dem Prestige des Tragischen umfloren konnte, und verkümmern dafür langsamer hinter dem Ofen.

Rom hat in der deutschen Kunst einen schlechten Ruf. Man macht es für den mäßigen Start im 19. Jahrhundert verantwortlich. Aber noch fehlt der Beweis, daß die Generation eines Cornelius in Deutschland weiter gekommen wäre. Vielleicht hätten die Franzosen mehr Recht, der Siebenhügelstadt zu zürnen, weil sie das reaktionäre Kunst-Institut Frankreichs, die Ecole de Rome, beherbergt. Doch scheint es ungerecht, einer Stadt anzurechnen, was ihr von Fremden zugetragen wurde, und die Pensionäre der Villa Medici dürfte mehr der Umstand, daß ihr Ehrgeiz überhaupt nach Pensionen strebt, bedrücken, als der Aufenthalt in dem köstlichen Parke des Monte Pincio. Das Unheil verschuldet der Irrtum, daß man als Künstler hier beginnen könne, der Aberglaube, die Helligkeit des Himmels, der nie die Arbeit unterbricht, die Schönheit der Modelle aus Saracenesco und die Freiheit, sich ihrer zu bedienen, und endlich erhabene Vorbilder genügten, um die Muse zu erobern. Unter dem Ideal einer solchen Fürsorge, die nur die Lehre im Auge hat, nicht den Schüler, verbirgt sich grober Materialismus. Des Künstlers Seele muß ein Behälter mit starken Wandungen sein, um aufnehmen und — was leicht vergessen wird — um ausstoßen zu können. Der wächst nicht, wenn man ihn vorzeitig mit einem Inhalt belastet, der nicht den Trieben des Beginnenden aufs innigste entspricht. Vielleicht sollte alle Kunstpädagogik nur dahin zielen, dem Künstler die Ohnmacht aller Rezepte darzutun und ihn dahin zu bringen, sich selbst zu suchen, was ihm frommt. Rom taugt nicht für Unreife. Sie laufen sich müde und fallen dann in den bekannten römischen Schlaf, dessen Spuren schon die Bildnisse der Opfer verraten. Man findet hier alles, nur nicht den Anschluß an die Dinge, den muß man mitbringen, nur nicht den Widerstand, nicht Römer von heute zu werden. Erst wenn die Wandungen der Seele stark genug geworden sind, um elastisch fortschnellen zu können, was sich als Ballast erweist — auch wenn es das Größte wäre — wenn der Organismus nicht nur empfangen, sondern greifen kann, dann erst ist Rom eine gute Schule, dann unter Umständen die gebenedeiteste Stätte. Rom ist für Menschen, die etwas erlebt haben, für die Unruhigen des Nordens, die von tausend kleinen Lüsten gepeinigt, starke Arbeit ersehnen und keine Zeit

dafür finden, die zu voll sind, um sich leeren zu können, denen der Abstand mangelt. Denen, die mitbringen, gibt Rom, den Armen nimmt es den Rest. Ich glaube nicht recht, daß hier immer der Ehrgeiz gestachelt wird. Die berühmten großen Beispiele liegen zu weit zurück. Man kann nichts mit der Sixtina oder dem Kolosseum anfangen. Den Ehrgeiz weckt mehr Paris. Es ist aktueller und bietet tausend Fäden, an die man sich festhaken kann, um mitzulaufen. Das gar nicht Aktuelle Roms erscheint daneben fast unpersönlich. Vielleicht ist es die am wenigsten italienische Stadt. Neapel liegt ein paar Stunden weiter unten und wirkt ganz südlich, fast orientalisch, jedenfalls unangenehm originell. Florenz liegt ein paar Stunden weiter hinauf und hat schon typisch nordischen Charakter, eine auf das Dunkle gestimmte Kuriosität, zu der die farbigen Bewohner kaum noch eine vitale Beziehung unterhalten. Rom ist größer als sein Gesicht. Man kann es ebensowenig besehen wie Paris. Was im Reiseführer darüber steht, sind verhältnismäßig belanglose Einzelheiten. Das Auge überblickt vor ihren Toren weite Gefilde. Es ist sicher noch niemandem eingefallen, daß im Grunde jede Stadt ihre Campagna besitzt.

Was Rom dem Künstler geben kann, ist nicht in zwei Worten zu sagen, denn es wurde noch zu selten so versucht, daß wir die rechte Meinung darüber haben könnten. Man hat von unendlich seltenen Ausnahmen abgesehen, immer nur Spezialitäten mit Rom und seiner Kunst getrieben, nahm seine Schönheit aus einem Detail und wunderte sich, daß die Nachbildung nichts von dem Genius loci enthielt. Dem Persönlichen aber wird nie einfallen, die Schönheit oder Häßlichkeit eines Objektes zu denken, geschweige zu malen oder zu meißeln. Dem Künstler gelingt, auch aus einem Berliner Stadtbild etwas Wundervolles zu schaffen. Seine Kunst ist nicht das Ding, sondern der Standpunkt dem Dinge gegenüber. Ihn aber kann er mittelbar wohl aus der Umgebung gewinnen, nicht aus diesem oder jenem, sondern aus dem Geiste der Umgebung. Und wäre es nur der Anstand der Seele dieser Stadt, es wäre schon genug, um manchen überreich zu beschenken. Der Starke wird sich diesem Geiste Roms, dessen Wohltat er in den Schwingen seines Idealismus fühlt, nicht unbewußt überlassen, sondern ihm nachgehen und die geheimen Quellen suchen, aus denen die ewige Stadt sich speist, und wird nicht ruhen, bis er das Zauberwort gefunden, das den Schweigenden die Zunge löst. Gelänge es einem von uns, so böte sich der Welt ein Schauspiel sondergleichen, und unübersehbare Frucht müßte daraus werden. Wir haben uns fast schon daran gewöhnt, dem italienischen Quell fern bleiben zu müssen, haben aus unserer Weltgeschichte, soweit sie nicht platonisch betrieben wird, die größere Hälfte des Globus ausgeschieden, und wer sähe nicht, wieviel solches Opfer bedeutet. Man nennt den Mangel unserer Rasse Eigentümlichkeit und ist womöglich noch stolz darauf, schmiedet Theorien, daß was in Italien wächst, nur den Lateinern zufällt — die ungeachtet dessen sich auf nichts weniger als auf das Italische beschränken — und nimmt das Streben des größten deutschen Denkers für dichterisches Blendwerk. Der Zauber ist aber vielleicht gerade nur von einem aus der deutschen Rasse, aus unserer Kultur zu lösen, gerade weil

er ihm entgegengesetzt ist. Die kraftvollste Mischung kann kein Franzose bringen, dafür gehört er zu eng dazu. Er geht kaum außer Landes, um in Rom zu sein. Von den uralten Heiligen der Gotik, die römisch — nicht romanisch — blieben, bis zu Maillol, von Poussin, um keinen früheren zu nennen, bis zu den jüngsten Nachkommen Ingres' läuft eine Linie. Wir stehen bewundernd davor wie an dem niedrigen Ufer eines lieblichen Flusses, auf dem goldene Gondeln mit geschmückten Fremden treiben, und mögen recht haben, daß keinem von der Rasse Holbeins und Rembrandts so leicht die Teilnahme an diesem langgeübten Spiel gelingt. Unsere plumpen Schiffe würden sich garstig neben den zierlichen Fahrzeugen ausnehmen, und wer weiß, ob auf dem Flusse, der sich, soweit der Blick reicht, immer mehr verengt, noch Platz für uns wäre. Warum nicht träumen dürfen, es ließe sich aus dem ewigen Stein der Antike ein neuer Quell schlagen? Wer wagte zu zweifeln, daß noch tausend Quellen darin verschlossen sind? Andere als der, an dem sich Frankreich lagerte. Der ist von keinem Willen gegraben worden. Keine Persönlichkeit hat ihn erwirkt. Er ist Teil der Rasse der Antike selbst, Erbe. Neben dem Überkommenen müßte ein Übernommenes entstehen, das der Norden mit starker Hand dem fremden Boden entreißt, mit dem er sich paart, wie sich einst, zu Beginn der größten Kunst-Epoche unserer Ära, der Norden mit dem Süden paarte. Wie es sein könnte, ist nicht auszudenken. Triviale Phantasie wird sich ein Zwitterwesen darstellen. So nicht! Rubens nahm Tizian, um Rubens zu werden. Nicht uns vervielfachen, wir haben schon vielerlei genug, uns einigen, das Eigene an Fremden vergrößern, reinster Rembrandt werden, indem wir die Antike umfangen, klassisch werden in uns, in unserer eigenen Rasse unerkannten Schönheit. England zeigte, wie es nicht gemacht werden darf. Zuweilen meint man Englands Schicksal über uns zu sehen. Der neue Kurs steuert mit vollen Segeln auf die gespickte Wüste zu. Auch uns bedroht jener gefräßige Enthusiasmus, der nicht an Illusionen glaubt und Künste wie Kolonien gründet, der alles anfaßt, ohne zu erfassen. Der Sehnsüchtigen Blicke zielen nach Paris. Es ist zweifelhaft, ob das gegenwärtige Frankreich so bald wieder die Kraft zu einer künstlerischen Regeneration findet. Sie haben drüben viel auf anderen Gebieten zu tun und sitzen in der Kunst an übervollen Tafeln. Ein Vorteil bleibt uns vor dem reichen Nachbar. Wir fühlen Kraft in uns. Für einen Eroberungszug kann sich unser Mangel, die Einseitigkeit unseres Wollens, zum Vorzug wenden. Wir haben noch den Willen zur Tat, könnten ihn wenigstens haben, sind nicht von dem fädenreichen Gewebe der Skepsis gehindert, das drüben die feinsten Geister umspinnt. Unser Blut ist dickflüssig und hält die Masse zusammen. Ein Held kommt leicht darüber hinaus. Unsere barbarische Zurückgebliebenheit könnte Segen werden, wenn einer die große Ferne vom Ziel zum Anlauf für einen Sprung nähme. Eines einzigen siegreiches Wagen vollbringt das Werk, dessen Wucht die dämmernde Kunst des Volkes zum Licht emporzwingt.

HANS VON GUENTHER:
DIE ZEHN SONETTE VON DEN FRAUEN

I. Nun Sänger sag, wem kannst du sie vergleichen,
Mit welchem Regenbogenkleid umhüllen?
Doch wisse es, mit Tüchern und mit Tüllen
Entfernst du dich aus diesen Sternbereichen.

O sing das Lied von all den heißen, bleichen,
So schönen Frauen ohne alle Hüllen,
Und bis die letzten Töne sich erfüllen
Wirst du das Ewge Sinnbild schon erreichen.

O sing das Lied vom ungemeßnen Stolze,
Von einer Tür, die geht am späten Abend,
Von sehr viel Sehnsucht und von Haß und Rache.

Kannst du den Ton — so wird aus dürrem Holze
Aufblühen eine Blüte licht und labend —
Und so beziehe deine letzte Wache.

II. O Lilith, deine großen Augen wissen
Von mehr als Liebe und von mehr als Küssen.
Du sahst den Raum, dies Schattenspiel von Flüssen,
In mehr als einer Hinsicht durchgerissen.

Dein Mann bemüht sich eifrig und beflissen,
Zu unterweisen dich in den Genüssen,
Du aber schlägst die Augen auf nach Grüßen
Aus deinem Tal von Orchis und Narcissen.

Wie eine Rose hast du dich entfaltet,
Du Traum der ewig rastlosen Gestade,
Du unverhüllte Sehnsucht jeder Ferne.

Und während er mit deinem Leibe schaltet,
Träumst du von einer himmelblauen Gnade
Und glaubst zu sehen deine Silbersterne.

III. O Eva, sahst du nicht in dem Gemahle
Die unverstandne Sehnsucht auferstehen
Nach einem großen, heiligen Geschehen,
Nach des Kristalles blau entbrannter Schale?

Ihn lockt dein Leib, der ach so süße, fahle,
In der Entrückung wieder dich zu sehen,
Im alten wilden Taumel zu vergehen
Der heißen Nächte überm schwülen Tale.

Du lockst ihn groß mit den Begierden, welche
Ihn so sehr reizen, wieder zu willfahren
Und zu vergessen alles dunkle Sehnen.

Und wenn sich deine Glieder brünstig dehnen —:
Im Wellenspiel der seligen Gefahren
Versinkt er tief im wollustreichen Kelche.

IV. O Aphrodite, Grenze der Betörung,
Du männermordende, du sehr begehrte,
Du Gleichnis, das ein Jeder noch verehrte,
Der süßesten, der blühendsten Zerstörung.

O wenn du rufst in lieblicher Verstörung,
In reizendem Versagen und Gewähren, —
Wer opfert nicht den schwellenden Altären
Im Taumel dieser seligsten Erhörung.

Du wußtest alle Flammen zu entzünden
Und alle, alle sie dir zuzuneigen,
In jeder zu entbrennen gleiche Triebe.

Und so im Widerspiel entsühnter Sünden
Ist dies der Welten wundervollster Reigen
Von Tod und Taumel, Bitterkeit und Liebe.

V. O Eurydice, Torheit jeder Grenze,
Und ganz wie sie, so sinnvoll und verschwiegen,
Die du nicht wußtest, deinen Leib zu wiegen,
So daß er überträfe alle Tänze.

Ein Karneval der unbekannten Lenze
Wird im Kristalle deine Lichter biegen
Und sie bis zur Unkenntlichkeit besiegen,
Und darum schmücken dich entlaubte Kränze.

Du warst das Bild der trunkensten Gesänge
Und doch stieg dir ein Lachen in die Kehle:
Du wußtest nicht die Schönheit zu verwenden.

Und Orpheus stieg hinauf die dunklen Gänge,
Und wie ein Pfeil, so traf es seine Seele,
Und riß die Leier ihm aus seinen Händen.

VI. Cleopatra, — es winken schon die Schatten,
Die dich gesättigt und die du getötet:
Denn weil die Herrin später nie errötet,
Begräbt sie nimmersatt die Ewigsatten.

Sie dehnt den Leib, den wollustreich und matten
Und ihre lustverstellte Stimme flötet:
»Auf daß ihr, Glückliche, euch nie erhöhtet,
Sei jener Rausch vergessen, den wir hatten.«

Mit weichem Arm hält einen sie umschlungen,
Der ganz von ihrem süßen Leib durchdrungen
Aufs Lager zu ihr sinkt, aufs vielbewährte.

Und da sie tief die Leidenschaft entzündet,
Und seine Wollust ganz in sie gemündet,
Ruft schon ein Wink den Sklaven mit dem Schwerte.

VII. O Viviane, reizende Erscheinung,
Blume des Waldes, die sich selbst entsprossen,
Warum, wenn du den Leib dem Licht erschlossen,
Hast für das letzte Licht du nur Verneinung?

Und warum fliehst du höhere Vereinung,
Wenn du schon weißt, daß du noch nichts genossen,
Nicht weißt, warum dir Nachts die Tränen flossen,
Was so durchglühte die erhitzte Meinung?

Den braunen Leib — o Reh der tiefsten Gründe —
Was wehrtest du ihn dem verzückten Meister,
Der doch nach deiner Süßigkeit verschmachtet?

Was wußtest du von Seligkeit und Sünde?
Und kanntest du das Wunder aller Geister,
Warum hast du das Irdische verachtet?

VIII. Rognjäda — unvergleichliche und schöne,
Erstehe wieder ganz, wie du gewesen,
Nicht wie ein Traum, o hab dein altes Wesen,
Als wundervolles Lied betörter Töne.

Tu auf die Wettertüre gleich dem Föhne,
Errichte deine Stärke zum Genesen,
Führ uns hinauf, uns, die wir hier verwesen,
Ein stolzes Weib, die stolzen Göttersöhne.

Laß uns den Segen spüren im Gewitter,
Den Segen, der das Blut entflammt und reinigt, —
Mach uns gefahrvoll die ersehnten Pfade!

Aus Knappentum erstehe dann der Ritter,
Nicht durch ein müdes Lied, das rührt und peinigt,
Nur durch die Tat der Liebe. Sie ist Gnade.

IX. Ninon, dein Kleid ist ein Gewirr von Spitzen,
Ninon, du sprichst, wie andre zärtlich singen,
Ninon, du hassest – Flammen sieht man dringen,
Ninon, du liebst – der Himmel steht in Blitzen.

Du kommst – wer bleibt auf seinem Sessel sitzen?
Du gehst – indes die Sterne dich umringen,
O du Akkord aus Veilchen und Syringen,
O süße Glut, wen wirst du nicht erhitzen?

Auch dies ist Liebe, o ihr Herrn und Damen,
Wenn auch nicht zeugend von dem Wundersamen,
So doch ein Psalter – jeder kennt den Namen.

Und läßt sie einen nur ein wenig hoffen,
So ist er wie von ewgem Licht getroffen,
Und seinem Rausche stehn die Himmel offen.

X. Es steigt der Rauch der morgendlichen Wiesen,
Und sich verschlingend bildet er Gewänder,
Und alle Sehnsucht der durchfahrnen Länder
Wird plötzlich namenslos und ist erwiesen.

Gesichter werden groß, wie die von Riesen, –
Ein Glück geraubter Rosen oder Bänder, –
Und wie ein Heilger oder Heilgenschänder
Umfaßt der Geist den Traum von Paradiesen.

Und alles ist so wahr, wie unverständlich,
In allem liegt der gleiche Sinn verborgen:
Sich der Erinnerung anzuvertrauen.

Und wunderbar beseelt und sehr unendlich
Schreiten sie hin durch deinen roten Morgen:
Die vielen süßen, wundervollen Frauen.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Dem Herausgeber wurden diese Bücher geschickt: Vom Verlag ZEITLER-Leipzig: Altfranzösische Schwänke, deutsch von E. Lebus, gedruckt in 500 num. Ex. Francois Villon, des Meisters Werke, übertragen von K. L. Ammer, gedr. in 700 Ex. Gust. Flaubert, Erinnerungen eines Narren, deutsch von R. Soomer, gedr. in 500 Ex. Godard D' Aucourt, Themidor, Meine Geschichte und die meiner Geliebten, deutsch von H. Töpfer. — Vom INSEL-VERLAG-Leipzig: Hans Bethge, Die chinesische Flöte. Zeiten, Ein Buch Gedichte von A. W. Heymel. Heinrich Stillings Jugend, eine wahrhafte Geschichte. Arthur Rimbaud, Leben und Dichtung, deutsch von K. L. Ammer. Die Erzählungen aus den Tausend und Ein Nächten, deutsch von F. P. Greve, Band 7. Rainer Maria Rilke, Neue Gedichte. Enryalus und Luoretia. a. d. Lateinischen des Aeneas Sylvius Piccolomini von Konrad Falke. — Vom Verlag GEORG MÜLLER-München: E. T. A. Hoffmanns Sämtliche Werke. Hergbn. von C. G. von Maassen. Erster Band. Heinrich Bebels Schwänke. Übertragen von Albert Wesselski. Zwei Bände. J. G. Schnabel, Der im Irrgarten der Liebe herumtaumelnde Kavalier. Neu herausgegeben von Paul Ernst, gedr. in 750 num. Ex. Deutschlands Lyrik, das Zeitalter der Romantik. Eine Sammlung von Hans Benzmann. Maultrommel und Flöte, Neue Verse von O. J. Bierbaum. Die Novellen des Girolamo Morlini, übersetzt von A. Wesselski, mit 6 Bildern von F. von Bayros. — Vom Verlage AXEL JUNCKER-Stuttgart: Der Weg des Verliebten, Gedichte von Max Brod. — Vom Verlage S. FISCHER-Berlin: H. von Hofmannsthal, Prosaschriften, Erster, Zweiter Band. Peter Altenberg, Märchen des Lebens. — Vom Verlag J. BARD-Berlin: Constantin Somoff, gedr. in 550 num. Ex. — Vom Verlage SANSOT ET CIE-Paris: Goethe, Satyros, Quatre Elegies Romaines et le Journal, traduits par Georges Polti et Paul Morisse. Louis Thomas, Yvette, Fragments de mes Mémoires. Arthur-Lévy, La Culpabilité de Louis XVI et de Marie-Antoinette. — Vom Verlage MERCURE DE FRANCE: Mérejkowsky, Le Tsar et la Révolution. A. Thalasso, Anthologie de l'amour Asiatique. — Vom Verlag LEON VANIER: M. Golberg, La Morale des Lignes.

HYPERION

veröffentlicht Verse und Prosa von: Hugo von Hofmannsthal. Richard Beer-Hofmann. Arthur Schnitzler. Peter Altenberg. Hermann Bahr. Eduard Graf Keyserling. Gerhard O. Knoop. Thomas Mann. Heinrich Mann. Gustav Meyrink. Kurt Martens. Robert Musil. Robert Sheffer. René Schickele. Rainer Maria Rilke. Richard Dehmel. Emil von Gebsattel. Wilhelm von Scholz. Maximilian Dauthendey. Robert Walser. Max Brod. Max Mell. Hans von Guenther. Benno Geiger. Karl Vollmöller. Carl Sternheim. Eduard Stucken. Friedrich Freksa. Leo Greiner. Julius Meier-Graefe. Rudolf Kassner. Carl Einstein. Wilhelm Weigand. Paul Wiegler. Rudolf Kurtz. Paul Ernst. Kurt Singer. Otto Freiherr von Taube. Franz Blei. Und Bilder von: Hans von Marées. Goya. Manet. Renoir. Heine. Somoff. Mayrshofer. Corinth. Slevogt. Walser. Guys. Van Gogh. Gaugin. Puy. Guerin. Rhysselberghe. Maillol. R. Wilke. Pascin. Gulbransson. Mathes. Lambert. Rodin. Preetorius. Laboureur. Hofer. Amiet. Hodler. Klimt. Tiemann. Toulouse-Lautrec u. A.

HYPERION

erscheint in sechs zweimonatlichen Heften Gross-Quart von 6½—7 Bogen Umfang mit jeweils 10—14 Bildbeigaben in Originaldruckverfahren oder Lichtdruck, farbigem Kreidedruck u. Strichätzung. 900 Exemplare werden auf Velin gedruckt. Das Jahresabonnement beträgt für diese Ausgabe M 48.—. Fünfzig Exemplare werden auf Kaiserlich Japan gedruckt. Das Jahresabonnement für diese Ausgabe beträgt M 100.—. Zu dieser Ausgabe werden drei Einbanddecken in Ganzleder gegeben. Der Betrag hierfür ist in dem Abonnementpreis von M 100.— inbegriffen. Drei Einbanddecken in Halbleder für die gewöhnliche Ausgabe werden später zu beziehen sein. Einzelne Hefte werden nicht verkauft. Bestellungen nimmt jede gute Buchhandlung entgegen.

VERLAG HANS VON WEBER, MÜNCHEN

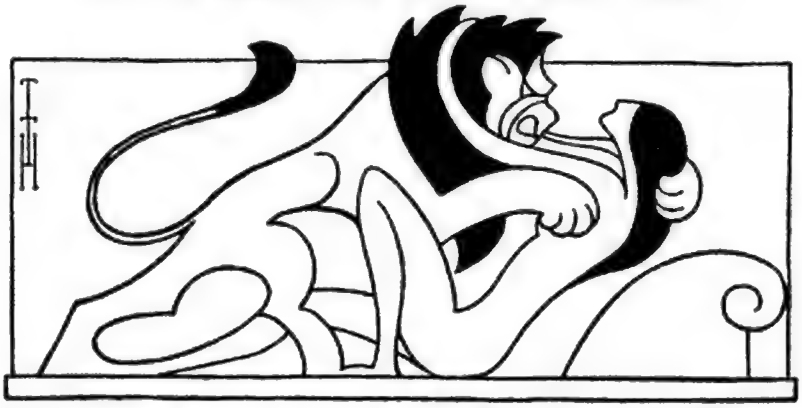
REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN

Der Nachdruck von Stücken aus dieser Zeitschrift ist nicht gestattet. Unaufgefordert eingesandten Manuskripten oder Zeichnungen ist das Rückporto beizulegen. Sendungen sind an die Redaktion München, Hubertusstraße 13 zu richten. Einlaufende Bücher werden hier angezeigt, sie zu besprechen steht im Belieben der Herausgeber.

Das zweite Heft des Hyperion gelangt acht Wochen nach diesem ersten zur Ausgabe. Es wird etwa 15 bisher unveröffentlichte Zeichnungen enthalten von: Manet, Gaugin, Van Gogh, Toulouse-Lautrec, Rysselberghe, Guerin, Maurice Denis, Pierre Bonnard, Roussel, Laboureur.

FRIEDRICH HEBBEL · JUDITH

Neudruck der ersten Ausgabe mit 10 Vignetten und 10 Vollbildern von Thomas Theodor Heine



Luxusausgabe: 100 numerierte, vom Künstler signierte Exemplare auf Kaiserlich Japan in Ledereinband nach dem Entwurfe von Th. Th. Heine zum Preise von 30 Mark.

Büttenausgabe: 1000 Exemplare auf Van Gelder-Bütten, mit den Vollbildern auf echtem Japan zum Preise von 10 Mark.

JACQUES CAZOTTE

BIONDETTA, DER VERLIEBTE TEUFEL

Eine Novelle. Mit handkolorierter Umschlagzeichnung und Rahmen von Thomas Theodor Heine

1000 Exemplare auf italienischem Bütten, in englischem Bütten broschiert 3 Mark. In japanischem Orangekarton gebunden 4 Mark 50 Pf.

Luxusausgabe: 50 numerierte Exemplare auf Kais. Japan in goldgedrucktem Orangelederbande nach Heines Zeichnung, in dunkelblauer Kapsel zum Preise von 15 Mark.



ADALBERT VON CHAMISSO

PETER SCHLEMIHLS WUNDERSAME GESCHICHTE

Neudruck des ersten Druckes. Mit 11 Vollbildern, 23 Silhouetten und Einbandzeichnung von Emil Preetorius. 1000 Exemplare auf echt italienisches Bütten gedruckt, die Vollbilder auf Kaiserlich Japan, in goldgepreßter, türkisgrüner Kartonnage, zum Preise von 6 Mark. 100 numerierte Exemplare wurden auf Kaiserlich Japan gedruckt und in graugepreßtes Ganzleder gebunden zum Preise von 18 Mark.

AUBREY BEARDSLEY

BRIEFE UND KALENDERNOTIZEN

Mit den vier Zeichnungen zu E. A. Poe.

Beardsleys Briefe, die eine reiche Quelle zur Kenntnis seiner Persönlichkeit erschließen, sind einzeln und fragmentarisch da und dort veröffentlicht worden. Die hier angekündigte Sammlung wird etwa 196 Briefe, zum Teil ganz unbekannte, sowie die sehr merkwürdigen Notizen Beardsleys enthalten, des weiteren die vier Zeichnungen des Künstlers zu E. A. Poe. Der Preis des Exemplars auf Velin beträgt ca. 12 Mark. 20 Exemplare werden auf Kaiserlich Japan abgezogen und in Leder gebunden. Der Preis eines solchen Exemplars wird ca. 25 Mark betragen.

FJODOR SOLLOGUB, DAS BUCH DER MÄRCHEN

Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Hans von Guenther. Mit Umschlagzeichnung, Frontispice usw. von Otto zu Gutenegg.

Broschiert in Büttenumschlag zum Preise von 2 Mark. Auf Velin gedruckt, Ledereinband mit reicher Goldpressung, zum Preise von 5 Mark. 50 numerierte Exemplare auf Kaiserlich Japan in goldgepreßtem Einbande aus Leder in Purpur und Dunkelblau, in Kapsel zum Preise von 15 Mark.

VALERIUS BRJUSSOFF
DIE REPUBLIK DES SÜDKREUZES

Novellen. Autorisierte Übersetzung aus dem Russischen von Hans von Guenther. Umschlag, Titel und Initialen von Otto zu Gutenegg.

Broschiert in Büttenumschlag zum Preise von 3 Mark. In goldgepreßtem Ganzleinenbande gebunden zum Preise von 4 Mark 50 Pfennig. Fünfzig numerierte Exemplare wurden auf Van Gelder abgezogen und in goldgepreßtes Leder gebunden zum Preise von 15 Mark.

FÜR TEXT UND BILDER VERANTWORTLICH FRANZ BLEI, MÜNCHEN, HUBERTUSSTR. 13.
FÜR DIE ANZEIGEN HANS VON WEBER, MÜNCHEN, ADALBERTSTR. 76.

HYPERION

ZWEITES HEFT

1908

DAS ZWEITE HEFT:

Max Dauthendey: Die Mondscheinrune. Robert Gournay: Drei Gespräche mit einer Kaltsinnigen. Goethes Briefwechsel mit Mannlich und ein Brief der Charlotte v. Stein. Richard Dehmel: Nachtgebet. Kurt Martens: Caritas Mimi, eine Novelle. Paul Wiegler: Deutsche Politik. Peter Heyden, Gedichte. Paul Claudel: Die Musen, eine Ode. Deutsch von K. L. Ammer. Max Brod: Ein Lied. Norbert Jacques: Der heidnische Sonntag, eine Novelle. Ein Gedicht von Hölderlin, in Musik gesetzt von Otto Vrieslander. Zwei Zeichnungen von Vincent van Gogh. Zwei Lichtdrucke nach Zeichnungen von Paul Gauguin. Lithographie nach einer Bleistiftzeichnung von Toulouse-Lautrec. Zwei Originalholzschnitte von J. Laboureur. Lichtdruck nach einer lavierten Zeichnung von C. Pissaro. Zwei lithographierte Federzeichnungen von Cervelli. Ein Lichtdruck nach einem Originale von Max Mayrshofer. Selbstbildnis von Aubrey Beardsley aus dem Jahre 1894.

MAX DAUTHENDEY / DIE MONDSCHEINRUNE

Die Nacht öffnet ihr Tor,
Du kannst in den Himmel gehen,
Wo Wege voll silberner Leuchter stehen,
So weit die Augen sich dehnen
Kannst du dich nach Ewigkeit sehnen, —
Kommt der Spaziergang dir nicht doch
Noch viel zu endlich vor?

Einer läuft über den nächtlichen Fluß
Mit trunkenem Fuß über dunkelnde Flut,
Auch dieser Weg dünkt ihm gut.
Warum nicht auf dem Kopf in den Häusern wohnen
Die kopfüber im Wasser am Ufer tronen?
Kopfunten stehen die Häuser im Wasser drunten.

Ich höre Schritte unter den Pflastersteinen,
Ich höre Einen mit seinen Sohlen an meinen,
Ich hör ihn tiefen Atem holen im Sonnenschein drunten,
Während meine Haare im Nachtwind stehen
Spüre ich Sonne von unten an meinen Zehen.

Der Mond hat sich aufgemacht,
Einäugig ist die Nacht.
Kommt Einer durch die Luft gerannt?
Niemand hat ihn mir je genannt,
Hält mir eine ganze Vase
Mit Blumenduft an die Nase.

Hat je ein Herz geschlafen am Tag oder Nacht?
Hat nicht stets ein Herz im Wachen zugebracht?
Es gibt nur einen Schlaf, der ist sechs Fuß tief
Unter der Erde, wo man hinfährt
Ohne Geste und ohne Gebärde.

Im mondhellen Schein
Wachsen die Berge zum Fenster herein.
Gehst du in Berge hinein, hörst du's schallen,
Dort vergruben Nachtigallen ein Lied jede Nacht
Und Frösche quaken im Berg. Es ist gleich
Ob die Liebe quakt oder lacht.

Der Mond, der grinsende Zwerg, tut, was er will,
Die Finsternis macht er zum Bild, malt Mauern
Und Dächer, Gedanken und Sehnsucht,
Und läßt nichts dauern, verschiebt alle Schatten,
Die um Dinge kauern, und macht
Wehe Narren, die Häuser anstarren,
Über die dunkel die Bäume trauern.

Keine Fliege ist wach, und Fliegen und Menschen,
Die täglich wimmeln,
Liegen irgendwo wie tot,
Oder wohnen in Narrenhimmeln,
In Himmeln, die von Blut und Müdigkeit rot.

Des Einen Blut tut dem Andern not und gut,
Und mit geliebten Blut ist gut wandern.
Oft wandern zwei Blute die ganze Nacht,
Doch geht ein Blut ohne den Andern,
Dann wehe der Müdigkeit
Von der nichts dich befreit,
Allein zu wandern wird jeder Schritt eine Meile breit.
Zum Tag wird die Nacht dem
Und der Tag zur nachtschlafenden Zeit.

Wie ist das Grün weggekommen von jedem Blatt?
Hat's jemand in seine Tasche genommen?
Wer weiß noch, daß der Tag grüne Blätter hat.
Da waren Schwalben und Sperlingschaaren
Am Morgen und Abend mit Nahrungssorgen,
Im falben Mondschein ist Herbst jetzt im Wald,
Wo grün der Sommer noch gestern war,
Sind Bäume wie Köpfe mit finsterem Haar.

Ich geh auf den krummen Schultern
Der stummen Erde,
Ich sehe meine Gebärde irgendwo,
Sie treibt eine Herde von fremden Gebärden
Vor sich hin, und ist nicht traurig und ist nicht froh.

Die Nacht hat Sorgen,
Sie muß sich stets
Vom Tag etwas borgen.

Sie sendet die Seelen der Schwalben und Spatzen
Im Traum hinaus, läßt sie Traummücken fangen,
Und die Nacht läßt sich atzen.

Was haben die Flußfeuer ausgedacht?
Sie haben ein Feuer im Fluß angemacht.
Eine Kerze im Fenster am Berggipfel oben
Hat Feuer ins Wasser unten geschoben.
Jemand an das Wasser anklopft
Mit einer Hand, aus der Feuer tropft.
Weil er keinen Eingang fand wird mir bang,
Seine Fingernägel wachsen,
Wachsen wie Nägel der Toten in Gräbern lang.
Ach ja, die weißen Toten sind die Feinde vom roten Blut,
Weil Neid zum Leben am Wehesten tut.

Ich backe aus dem Mond mir gern ein Brot,
Esse Scheibe um Scheibe,
Und trage wie's Jahr zwölf Monde im Leibe.
Hunger gibt dir auf alles ein Recht,
Und nur dem wird's schlecht
Und wird's übel genommen,
Der nie will zu seinem Hunger kommen.
Hunger ist nicht zu trauen,
Hunger läßt nicht mit sich handeln,
Hunger kann dich zerkauen und in Erde verwandeln.
So sind die Worte der Schlauen.
Aber die Wolkenlosen,
Die mit bloßen Füßen im Mondschein gehen,
Und mit den Ohren an Sterne anstoßen,
Fragen: Wer hat das Wort Hunger genannt?
Wir haben dies Wörtlein nie gekannt.

Nimm sie beim Wort, der Mond geht heim.
Kaum zog er sich ohne Seil hinauf,
Dauerts kein Weil', biegt er sich ins Geäst hinein,
Liegt wie ein Ei bei dem Baum,
Wie ein bleierner Hauf.
Und Kieselsteine sind nicht in den Kissen
Derer, die's Ende der Mondrune wissen.

ROBERT GOURNEY: DREI GESPRÄCHE MIT EINER KALTSINNIGEN

BALTHASAR UND MARIA: ERSTES GESPRÄCH

B. .... es war gerade das Buhlerische, das mich auf sie aufmerksam machte. Ein Licht über ihr, und im Gespräch glitt plötzlich die Ecke ihres Abendgewandes, sie trug sich immer sehr frei, von der verhüllten Schulter. Nun brach aus dem dunklen Tuch plötzlich das weißliche rosige Licht der Haut, der zarte Schatten am Schlüsselbein blieb doch in der Fülle bestehen und lockte, und sie sprach unbekümmert weiter, daß ich die stete und restlose Zuwendung, die ihre Unterhaltung trotz allem behielt, wie die Ruhe eines gewaltigen Schiffes empfand, um das die Wellen aufgeregt sich heben. In einem solchen Moment war sie ganz kolossal, die Zerbrechliche! so leicht war mit dieser Geste alles ins Sinnliche gerückt! und doch blieb Ton und die Richtung des Gespräches ungestört.

M. Sie war sehr schön?

B. Sie wissen, daß in solchen Dingen nichts sich sagen läßt. Was mich als schön ergriff, fand ich auch später immer unvergleichlich. Sie wissen, in so gespannten Dingen ist alles Notwendigkeit für den einzelnen, Zufälligkeit für den andern. Aber ich liebte sie nicht.

M. So war sie nicht schön?

B. Es sind nicht alle schön, die wir lieben. Ich muß Ihnen sagen: sie war wohl schön, aber wenn ich nur dachte, ich hätte Verlangen zu ihr, so war sie mir grauenhaft häßlich.

M. War sie sehr herausfordernd?

B. Ist das Buhlerische herausfordernd? Es ist doch nur wie eine Sache da! Ist ein laszives Buch herausfordernd? Es meint doch nur. »Denk an dich«, so gut wie ein moralisches. Mehr wollte sie nicht. Es war nur ein großer Ernst, daß sie sagte: »Sieh da mein Freund, wir sind doch mehr, in Aufrichtigkeit gesprochen, als das, was wir uns mit Absicht vorführen. Nicht weniger.« So zwang sie mich oft ihr ins Auge zu sehen und einzugestehen, daß es Wollust gebe. Mehr war es nicht, was sie für gut befand.

M. Aber Sie litten doch viel von ihr?

B. Weniger, Maria, weniger als ich unter diesem dürren Anhören leide, an dem Sie in den letzten Tagen sich sättigen. Das ist freilich schlimm, wenn Sie so unentwegt von den andern Frauen hören können.

M. Warum sind Sie so sicher, daß ich ohne Anteil zuhöre? Verlangen Sie ein Wort des Einverständnisses, daß alle diese Genüsse sehr lieblich sind, die in Ihren Erzählungen quirlen? So sprechen wir doch von etwas anderm!

B. Und doch werden wir gleich wieder sein, wo wir waren. Das ist unvermeidlich.

M. Oh —. So ist es schon den ganzen Abend! Warum, beim Kommen schon, waren Sie so gepreßt? Eine Stimmung, in der alles sich unerträglich zuschärft!

Warum reißen Sie jetzt so heraus aus mir, was mich nur in Ihrer Gegenwart bestimmte, ging, wenn Sie gingen und so wenig mir blieb, im gewöhnlichen Tage, daß mir die Stunden, in denen ich Sie sah, später erschienen wie die Gespräche einer Fremden mit einem Bekannten? Sie haben sehr Unrecht."

– –

B. In unserer Lage können nicht beide schweigen, einer muß der Schwächere sein, um des andern willen. Und doch ist es vielleicht nicht möglich, das Schweigen zu brechen. Sie sind allen Dingen der Liebe so fern – und es läßt sich nur mit den Mitschuldigen über sie reden. Es darf nicht fraglich sein, daß man um sie weiß und mehr noch, daß man sie geliebt hat. Maria, man muß die Liebe sehr tief lieben, um das Wollüstige ruhig zuzugeben . . . das in ihrem Innersten ist.

M. Sie können sich nicht beklagen. Wir sehen uns in den letzten Wochen fast jeden Tag. Immer sprachen Sie mit einer Bedeutsamkeit, die über die Sache hinwegzielt. Ich habe nicht einmal fortgesehen. Aber ich habe Ihre Kälte so gut verstanden, die ruhigen Bewegungen um einzuschläfern! Wie oft haben Sie dann zugestoßen – es muß Sie verdrießen allmählich.

B. Es wird mich nicht verdrießen. Sie machen so gut erstarren, was ungefügt und den Moment ganz an sich reißend dem übrigen Leben sich sonst entzieht. Sie haben sehr recht, es war viel Werbung in den vielen Bildern: daß Sie einmal einfielen und sagen möchten: »So geht es weiter, nicht anders,« – und das mußten Sie voller Herausforderung tun, ob ich Ihnen folgen könnte oder zu weich und empfindungslos dazu wäre. Aber Sie sahen Bild auf Bild und die klugen, die spitzigen Fragen ließen mich fabeln, Sie warteten noch auf das beste Wort, sich zu verraten.

M. Oh wie zogen Sie durch die Wüste! Wie sah ich Sie erlahmen und doch vom Wort getragen, der falsch gedeuteten Aufmerksamkeit ganz hingegeben, schleppten Sie sich fort! Es war nur ein Wort von mir, nein eine Betonung, was dem allen ein Ende machen konnte, nicht wahr? Irgend etwas! Man mußte nur davor schreiben können: »und ich, auch ich . . .!«

B. Ihr Triumph! Merkwürdig und verkehrt war es, Ihnen von Frauen zu reden, und wie sie mit Männern waren, davon zu erzählen, wie von schönen Dingen, nicht wie von gefährlichem, das uns plötzlich ins Blut fährt und wild mit uns wirtschaftet. So hätte ich kommen sollen: Knien, bitten, strömen, – ach Gott, bei soviel Begriffen über Liebe wäre das doch sehr ridicul gewesen!

M. Mon cher, man muß sich nicht mit jeder Frau in dieser Weise zu schaffen machen. Lassen wir es doch bei den verwegenen Plaudereien und erfreuen wir uns unserer Schwindelfreiheit."

B. So plaudern wir. Sie haben kein Recht in solchen Angelegenheiten! Nichtwahr, plaudern wir. Nichts besser, als plaudern in solchen Zwielichtigkeiten, wo jedes Wort schon an sich das Recht hat, als Pointe zu gelten. Plaudern wir! Plaudern wir! Und dabei habe ich hier gesessen, und habe von dem leidenschaftlichen geredet, wie jemand der alles Gut weggibt um besseres zu gewinnen. Wie kann man ohne schleichende Krankheit so sprechen, wenn man nicht gleiche

Glut erzeugt, in der sich alle Vorgeschichte vergißt! So ist das alles sinnlos und vergiftet den Schwätzer.
M. Mir scheint, da ist noch genug Leidenschaft. Glauben Sie nicht, daß sie mir gelte! Sie nehmen Frauen, wie man Hindernisse nimmt.
B. Das ist alles so klug gesagt, daß man aus den Gründen nicht herauskommt.
M. So bringen Sie Gründe. Ihre Erzählungen waren alle sehr schön. Aber konnte das genug sein schließlich: Sie verlangten, sie liebten, sie waren sehnsüchtig, sie genossen ihr Glück? was ist da besonders im Spiel? Lächeln Sie nicht, aber ich verstehe Ihre Geschichten, fürchte ich — nur wenn ich den Sinn höre. Ich bin doch schwer von Begriffen.
B. Überbeschwert, ja.
M. Das besondere — es ist alles so entsetzlich tot, gerade, wenn es beginnen soll zu leben. Als ob sich nicht mehr darüber sagen ließe, wie über sonst eine Leidenschaft. Das Leben hört auf, wo es am lebendigsten werden soll in diesen Geschichten. Vielleicht, daß das Eigentliche der Liebe verschwiegen wird, weil es selbstverständlicher ist als die Luft, die wir atmen — oder ist es nicht zu sagen. Da muß etwas sein, danach bin ich neugierig. Gebe ich Ihnen nicht viel zu? Ist das nicht ein Erfolg all Ihrer Geschichten? So sprechen Sie!
B. Jetzt fortfahren. Sie werden die Gefahr nicht einmal teilen, die dabei ist.
M. So sprechen Sie. Nicht wahr, es ist da ein Geheimnis, etwas was selbst, das . . . das technische tiefsinnig macht? Etwas was aufhebt. Irgendetwas fließt in alles ein und das ist es. Sonst wäre das Ganze Trubel und abscheulich. —
B. O wie rechnen Sie das gut heraus.
M. Wenn man davon wüßte . . .
B. Es gehört genug Mut dazu, noch einmal davon zu beginnen. Aber gut, nun haben wir doch zum wenigsten offenes Spiel, und wir spielen um viel. Sehr viel.
M. Wie Sie wollen.
B. Sie sollen im Grunde nichts anderes hören als bisher. Nur Sie können regeln, was ich Ihnen bringen werde. Den Sinn aller dieser Dinge sollen Sie geben — anders ists nicht möglich! Ich werde sprechen, aber Sie müssen — schweigen. Sie könnten auf eine Weise schweigen . . . Verstehen ist hier etwas, das ist nicht das Wort . . .
M. So drohen Sie? Glauben Sie nicht, ich sei ungewaffnet.
B. Waffen, wo es nicht Kampf gibt.
M. Ach doch mehr, einen Frieden, den könnte wohl nichts brechen.
B. Nun — Friedlichkeit.
M. Mehr glaube ich. Gewarnte Wachsamkeit! Wenn ich Sie sprechen höre, so ist die Liebe das Tosen, das plötzlich entsteht, durch seine Gewalt alles ergreift und schweigen, hören und zittern lehrt. Es duldet nichts — aber plötzlich verschwindet es und nun diese lächerlichste aller Stillen! Ohrensausen! Ach, dann wird wieder ein solches verschlingendes Durcheinander entfesselt und so fliegt nun der Eilfertige hin und her zwischen der Fülle der Leere und der Leere der Fülle.

Denken Sie, plötzlich höbe sich die Decke über uns mit einem entsetzlichen Knattern, der Boden wiche, die Fenster klirrten nach außen. Und wir, von dem Taumel dieser Sinnlosigkeit ergriffen, zerfetzten, zerrissen uns mit, ohne Halt, einfach so — Darauf wäre alles wieder in Ruhe — als ob nichts dagewesen wäre. Aber da man von solchen Unterbrechungen ex coelo weiß, so behagt es nicht mehr, an einem Faden zu spinnen. Nichts ist so tötlich wie das Unbegreifliche! Wir sitzen da, halb schlafend, immer ein wenig geöffneten Mundes und warten unserer selbst enthoben zu werden.

B. Man müßte Sie lehren! Ihre Geborgenheit, Ihre totale und sogar ein wenig — Ihre Geborgenheit müßte man brechen! Sie schrecken, zeigen, daß Sie nicht alles von sich wissen. Nicht wahr, wie ein Mensch auf der engen Plattform eines Turmes, der sich zwischen undurchdringlichen Wänden geborgen fühlt. Aber plötzlich — da stürzen die Bohlen nach außen, lautlos, und er sieht sich schwankend frei. Haben Sie es so gewollt, daß Sie nichts wissen von den elementaren Gefahren? Das alles so klar liegt — durch eine Bretterwand!

M. Das eben sollen Sie mir beweisen: Die Bedürfnisse, die ich nicht erkenne.

B. Eine gute Parade! daß man nichts braucht! Wovon man sagt, man braucht es, ist alles jenseits des Beweisbaren! Es muß immer zweifelhaft sein und fraglich und unser Leben berühren, wie der flache Stein sich ein paarmal über den glatten See schnellt — wenn man ihn recht wirft. Für Sie ist der Genuß was selbstverständlich zur Stelle ist. Das ist der Genuß — die Selbstverständlichkeit der Befriedigung. Wie prächtig, das ganze Haus als Badezimmer eingerichtet.

M. So ist es nicht —

B. Oh es ist gut und es ist schön, und es ist einwandfrei und eben darum ist es nicht — diskutabel.

M. Nun gut! Sprechen wir von etwas anderm. Sie sind heute sehr rasch mit mir. — Haben Sie sich den Koffer angesehen?

B. Den Amerikanischen? Er ist recht wohnlich. Aber ich habe noch einen, kleineren freilich, gesehen, der mit Messing beschlagen ist, aus grünem Leder.

M. In solchen Sachen kann man nicht knapp und einfach genug sein.

B. Skelettarische Ästhetik. Ein amerikanischer Koffer ist im übrigen recht geräumig.

M. Ach über alle Mathematik heraus! In einen solchen Koffer geht viel mehr als hineingehen darf. Man findet immer mehr darin als man sich erinnert, je eingepackt zu haben. Es ist sicherlich Aberglauben, daß er einen Boden hat — oder die Koffer sind nach allen Seiten unermeßlich. Mir macht es immer den Eindruck. Ich kann gar nicht genug von den Tieren haben.

B. Ein gutes Zeichen, wenigstens diese Verbindung zum Unbegreiflichen.

M. Noch Tee. — Man kann seine Hüte darin unterbringen und seine Ölbilder. Es gibt nichts Überflüssiges mehr für eine Reise. Er macht von allen Dingen selbstverständlich, daß sie uns begleiten. Nicht wahr?

B. Die Amerikaner haben doch schon ihre Tücken! Ein einziges Paar Socken —

ein indiskutables Bekleidungsstück des Mannes mit Ihrer gütigen Erlaubnis — ein einziges Paar Socken, die sich in einem halb ausgepackten Koffer von dieser Art verloren haben sollten — schon die bloße Sage hat einen Freund von mir beinahe um den Verstand gebracht. Sie wissen, ich habe viele Freunde.

M. Meinen Sie?

B. Es war keine captatio benevolentiae. Er war nicht besser als alle andern.

M. So ist es Ihre Art! Also ein Paar Socken. Eine sehr bizarre Geschichte von Ihrer eigensten Fabrikation, wie ich vermute.

B. Oh, es ist eine Geschichte, die sich der Frage nach wahr oder falsch schon entziehen wird — meine Freunde sind es nur darum, weil nur von ihnen ich solche Geschichten erzählen kann und die andern sind eben nur gute Bekannte. Denn man kann nichts von ihnen sagen, als was sie zufällig selbst zu reden geben.

M. Nun, zwei Socken sind ein sehr zukunftsreiches Thema.

B. Mein Freund hat mir erzählt, er sei auf der Reise eines Abends in ein vorzügliches Hotel gekommen, irgend wo, ich glaube in London. Er war zum Diner eingeladen, kommt danach in sein Appartement zurück, zieht sich um und geht in das Wohnzimmer. Da hört er, nebenan im Schlafzimmer, von dem ordnenden Mädchen ein Geräusch. Ihm fällt plötzlich ein: Meine Socken! Sie müssen nun das Charakteristikum des Trefflichen vernehmen. Er trieb ungeheueren Aufwand für seine Socken. Sonst liebte er nichts und hatte nichts geliebt. Er besaß alle und jede Art von Socken, hatte selber noch viele dazu erfunden und so unbedingt er sich sonst nach der Linie des gerade Gebotenen anzog, so toll war er mit seinen Socken. Gerade an diesem Tage nun hatte er zwei besonders schmiegsame und seltene Lieblinge an seine Füße gezogen, ach mit wieviel zärtlicher Akkuratesse! und war mit den beiden reizenden und sich so nahe stehenden Geschöpfen besonders freudig ausgewandert. Diese beiden Söckchen waren aus Kaschmir, hatten rote Tupfen und einen allfarbenen, breiten Saum, blau und rot und rosa überwogen darin, und auf der schimmernden Seite gewebt, war er getönt als sei er durch Milch gezogen. Da hineinzuschlüpfen war dem Freunde eine unsägliche Wonne gewesen. Aber wie immer war er etwas undankbar beim Ausziehen und legte die Söckchen zwar säuberlich zusammen, aber doch irgend wohin. Er war in solchen Sachen durchaus Lebemann. Aber das Zimmermädchen konnte die Lieblinge nun anfassen, irgend wohin weiterbefördern, untersuchen, zerreißen, stehlen. Er stürzte hinüber. Die Socken waren weg. Man suchte sie. Man suchte sie systematisch. Das Dienstmädchen war zufällig halb schwachsinnig, jung, schmal, von der Kindheit her ohne Reserven für die Umwandlung zur Frau. Also verlegen, fahrig, neugierig und nach kurzer Zeit unkeusch in einer ennervierenden Weise. Mein Freund wurde durch das gemeinschaftliche Suchen mit dieser graublassen Dame bald bis zum Äußersten gebracht. Er war sehr penibel. Das Mädchen kommt endlich auf die Idee, die Söckchen könnten im Koffer sein. Der schöne amerikanische Koffer stand in der Ecke, auf sechs nicht ganz niedrigen Bänkchen. Beide schauten nun in den Abgrund, vornüber gebeugt und nach allem weißlichen

haschend, was da in der Tiefe sich regte. Da rutschte ein Bänkchen, der Koffer neigte sich nach vorn. Sie wissen, die Koffer schließen automatisch. Nun, die beiden lagen darin, an sich ist das nichts weiter! Daran ist gar nichts komisches, man teilt den Raum ein und wartet, bis das automatische Schloß wieder geöffnet wird.

M. Natürlich.

B. Natürlich, aber wissen Sie was das heißt: so ins Dunkle stürzen? Mit drei, vier Drehungen und Wendungen? Mein Freund war im übrigen ein Mann, der eigentlich nur die Horizontale und die Vertikale anerkannte. Genug, er wußte nicht, wo oben war, wo unten. –

M. Und das Zimmermädchen?

B. Sie schien noch die Orientierung behalten zu haben, aber es konnte ihm nichts helfen. Die Sache war zu einfach, um sie begreiflich zu machen. Es war eine gräuliche Lage.

M. Freilich. Gar kein Licht?

B. Sie wissen, die Koffer sind beinahe luftdicht. Es war eine vollkommene Schwärze. Das Zimmermädchen war zunächst sehr geschmeichelt mit einem so vornehmen Herrn in einer so engen Dunkelheit zu sitzen. Es krabbelte ein bischen und zog sich dann in guter Haltung in eine Ecke. Er aber war verzweifelt. Er wußte nicht im mindesten, wie er im Raume war. Er hielt sich tausendmal vor, daß seine Beine unten sein müßten, sein Kopf oben. Wer garantierte ihm, daß diese Bestimmung der Natur wirklich erfüllt war? Es konnte ihm nicht helfen, daß er seinen Körper wie ein Haus in Stockwerke einteilte und seine Füße nicht nur Parterre sondern Keller nannte. Er fühlte sich in seiner Raumvorstellung ganz auf sich reduziert – und eben darum kam er sich vor wie ein Gespenst. Die Angst stieg ihm zu Kopf. Er fühlte sich sieden. Je länger diese gräßliche Unsicherheit, das Fehlen der natürlichsten Begleiter, des Bewußtseins andauerte, desto mehr verblich ihm seine eigene Existenz. Er klopfte gegen die Wände. War das Boden oder Deckel? Das Gehäuse, schien ihm, drehte sich. Dann fiel es wie rasend, er im tollsten Schwindel mit. In der Bodenlosigkeit des Sturzes verlor der Widerstand des Koffers endgültig allen Sinn. Nun fiel er allein im leeren Raum. Aber das war noch alles Panik, die einen Gegenstand hatte. Nun schien ihm bald das Fallen wie eine Täuschung – eine leere Täuschung aus der himmelweiten Zeit, wo er noch oben und unten und tausend andere schöne Dinge dieser Art empfand. Er war ganz allein im Raum, er stand still und log sich den Fall mit dem Fehlen aller Unterlage zurecht. Das hielt er sich mit großer Deutlichkeit vor. Er begann zu keuchen. Ihm ward übel, er wagte nicht die Hand auszustrecken, so unvorstellbar war ihm in dieser Nichtigkeit etwas, was er im gewöhnlichen doch ohne weiteres tat. Er verharrte unbeweglich.

Mein Freund war nun einer der räumlichsten Menschen, die man sich denken kann. Die Welt war ihm ausgefüllter Raum und auf dieser gewissen Unterlage, die er wie einen unbedingt gehorsamen Sklaven mißhandelte, schuf er sich mancherlei tolle Freuden, tiefsinnige und liebevolle Verbindungen aller der Sachen, die in

diesem Raume auf und abwandeln. Oh, er war der brückenreichste aller Menschen, voller Kunst in endlosen Ketten ein Ding für das andere einzusetzen und so auszudrücken, ohne Gleichen in der Bildlichkeit der Erkenntnis, die besser als alle Erkenntnis anderer Art schien, so lange man ihn anhörte. Denn man fühlte wohl: Das letzte Ding zu dem er gelangte, werde das erste in diesem Zirkel der Symbolisierungen wieder treffen — so war es genug, daß er bald hier, bald dort ein Stück der Kette zeigte. Von Zeit zu Zeit nur ließ er die Fugen in diesen scheinbar endlosen Gebilden sehen — was andere Leute höchst ehrenhaft als Logik für sich nehmen. Der Raum aber umschloß alles, in diesem Sinn hatte er das stärkste Wirklichkeitsgefühl. Er sah die Welt wie eine große Herde am Abend, wenn das Gatter sie ganz einpfercht. So hatte er alle Sachen in der Tasche und war ganz selbstverständlich sicher, er werde sein ganzes Leben in der angenehmsten Geselligkeit zubringen können, aber auf den Raum, da er immer so ein letztes Ding, in den Wandlungen eine letzte nach der letzten suchte, sehr souverän, sehr vornehm, wie er war und immer in Gedanken an das, was nach dem jetzt gedachten gedacht werden müßte — auf den Raum, den guten, der ihm mehr eine Art Präsentierteller war, auf dem die verschiedenen Phänomene, die ihm besonders gut lagen, ihre Karte abgaben, hatte er nie acht gehabt. — Ist es langweilig?

M. Es ist nie langweilig, wenn man auf einen Hinterhalt gefaßt ist.

B. Aber nun fehlte er ihm, dieser Diener, der allzu sehr bei ihm sich eingenistet hatte und nun zeigte, wie übel jede Gewohnheit werden kann. Der Freund fühlte keinen Rahmen mehr und der Raum parodierte sich in seinen sonstigen Funktionen aufs Hämischste. Man kann im leeren Raum nicht fallen, das machte unser Armer sich immer wieder klar. Aber man tut es eben doch. Er übersah diese umgekehrte Metaphysik nicht. Sie hielt nicht mehr lange vor. Zuletzt war alles nur noch an Begriffen aufgehangen, dann war gar nichts mehr da. Er verlor den Raum ganz und alle seine Gefolgschaften und Freunde, er hat viele.

Und war auf sich gestellt auf eine Weise, die alle Heldenschaft verspottete, denn er war nun ohne alle Zukunft, Gegenwart, Vergangenheit und band sich durch nichts mehr mit dem Außen, der Verlassene. Alle Sensorien waren ihm leer, denn sie schämten sich ohne ihre Bekleidung — den Raum, der nun doch einmal schadhaft geworden war. Und ganz seiner Person überlassen, meinte der Freund er ertrinke in sich. Was er nun war, das war das Unmögliche anschaulich. Meer, ungeheures, formlos und klatschend, unsichtbar, und er war doch wissend, jedes in ihm zu sein und es ganz zu sein, dieses geteilte und geschlossene. Und in der Abgeschlossenheit sich selbst erlebender Erlebnisse, in diesem Lärm der Wort- und Bildberaubten inneren Bewegungen, schrie ihn die furchtbare Stille an, in dem diese Haltlosigkeit sich zusammenfand, bepinselt von dem Aberwitz ganz ungezielten seelischen Daseins. — Haben Sie einen Gedanken dafür, so ganz auf sich zu kauern? — und wie nun alles andere als lächerliches Bauwerk abfällt wie Stuck vom glatten Granit und so nun in sich verwiesen zu sein mit einer langsamen und abschließenden Gebärde. Er war allein, das ist schlimmer als Einsamkeit — dies Erlebnis macht

die Einsamkeit lächerlich, die doch noch immer die Geselligen kennt. Die Angst dieser Einsamkeit reicht an Blödheit, das Wasser fließt ihr zwischen den Lippen. Und sehen Sie, in dieser höchsten Not kam doch — das andere. Es war unmittelbar in ihm, irgendwoher, nun ging die gräßliche abgeschiedene Erkenntnis hinein in eine wunderbare Teilung, als striche etwas über ihn, und er schmolz. Nun konnte er wieder sehen, in einem sehr raumentfernten Sinn und etwas, was war wie das blanke Eigene, aber — jenseits. Er schmolz und starrte, starrte hinüber: wo er selber war und doch das andere und nun lebte er ohne von sich zu wissen in köstlicher Unwissenheit durch die Fülle im anderen, und die Verlassenheit, die sich so prall gemacht hatte, sank zusammen und ob er gleich nicht wußte war er es oder ein anderes, entrann er doch seiner hoffnungslosen Gefangenschaft, denn er konnte von sich sehen, weg dorthin und es packte ihn ein toller Durst sich ganz zu verlassen und zu jenem zu finden. Und er ergoß sich gepeitscht in diese vertraute Fremde und genoß die geheimnisvolle Geschiedenheit und doch Verbundenheit der andern Insel. Am Boden des Meeres gibt es keine Inseln mehr, nicht wahr, da ist alles Boden? Ah, was schierte da alles Spintisieren!
Sie machen schon lange ein zweifelhaftes Gesicht. Aber so muß man davon sprechen: parodistisch wie jetzt, denn es sind so zerbrechliche Sachen, daß man nur im Scherz bei ihnen verweilen kann. Maria, aber ich bitte Sie, lassen Sie mich weiter erzählen. Provozieren wir das Lächerliche, den Eingeweihten bleibt schon das Unheimliche, das versöhnt.

M. Bin ich eingeweiht? Das setzt ja eine ganze Philosophie voraus, die es nicht gibt.

B. Ah, Philosophie! Nein, das sind Geschehnisse. Die Erkenntnis wird noch lange davon in die Ecke fliegen, daß sie sie appretieren möchte. Eines Tages wird man sie freilich einfangen müssen — um sie noch ein wenig zu haben. Sie liegen noch ein wenig auf dem Bett, dann kommt erst gefestigten Schrittes die Gelehrsamkeit, die ist ja der Krankenwärter unserer Erlebnisse, nicht einmal der Arzt. Es ist so eingerichtet, daß sie auch der Totenmann ist, denn alle diese Kranken sterben! Und dann beginnt man in kahlen Räumen von ihrem Leben zu munkeln — nun erst, bis eines Tages alles totenstill wird, aus Rücksicht auf die neuen Kranken, die gebracht werden.

M. Chorus mysticus! Als ob in Begriffen nicht viel mehr Erlebnisse steckten und die größeren.

B. Ich wünschte fast es wäre ein Chor, dann trüge sich sogleich diese Geschichte und ihre Übergeschichte sehr verständig.

M. Ja wirklich, wie ging es unseren Koffervögeln?

B. Nicht wahr, die Geschichte kam so. Er war mit dem Zimmermädchen kollidiert in dem kritischen Moment, und sie hatte den Hilflosen angezogen nach der Bestimmung der Natur, aber ich versichere Sie, nicht räumlich. Nur ein Zusammenschießen der Gefühlsgruppen wie Christallisierung, und Mechanismus der Innervation. Sie sah die Lage durchaus irdisch und so zuckte dann durch das wilde Gefühls-

gebläse, den gasförmigen Riesenball innerer Gestaltung, der um ein Nichts raste, plötzlich jener Blitz, ein Zickzack. Nun wußte er um die Erlösung und er erfuhr ihre Vollendung. Denn das Chaos ging in eine feierliche gleitende Strömung über. Dunkles in satten Farben und dann sich darüber gießend Helles und Lichtes. Nicht im Raum, sondern von einer Seeligkeit beherrscht, die ihn stillte. Es war Ruhe in ihm, dem rastlos gewanderten, ewig tauschenden, ohne Entsagung lebte er in einem unbekannten Selbst und seinem vielfältigen Wechsel, den er nicht messen konnte, der aber in einer innersten Harmonie dahinstrich. Er sank im Schluchzen zurück und schlief.

M. Er hätte längst ersticken müssen.

B. Man öffnete den Koffer und sie entstiegen ihm. Das schwachsinnige Zimmermädchen verschämt, aber nicht ohne Genugtuung. Er war vollkommen ebenmäßig weiß im Gesicht, schrecklich abgemagert. Man legte ihn, der sich nicht rühren konnte, zu Bett. Während dreier Tage war er keiner Bewegung mächtig, so meinte der Arzt, und war sehr erstaunt von seinem allmählich aber kontinuierlich sich bessernden Patienten zu hören, diese drei Tage seien die lehrreichsten gewesen, die er je durchlebt habe. Von der Sache sprach er nicht viel, aber er war betroffen, als er hörte, daß sein Aufenthalt im Koffer nur zehn Minuten gedauert habe. Der Kellner war im Moment der Katastrophe ins Zimmer getreten und der schnell gefundene Schlüssel hatte die Beiden bald befreit.

M. Ah so.

B. Jawohl. Soll ich noch weiter erzählen?

M. Das Ende der Geschichte ist doch die Probe auf sie.

B. Ach, wenn Sie das sagen, ist sie schon mißglückt. Aber gut, halten wir durch. Mein Freund fing nach dieser Erfahrung kein neues Leben an, er wußte wie wenig das zu bedeuten habe. Es war eine Erfahrung, die sehr im Innern ihr Gebiet hatte und nicht nahe an dem, was ihm das Ausdrückbare war. Aber er behielt eine reizende Ironie aus diesem Abenteuer zurück. Er nahm alles nur noch in seiner Art ernst, aber nie im Ganzen. Er wußte — Stuck, und vor allem eins: Er konnte von nun ab im Dunkeln sitzen, mit geschlossenen Augen, im ganz Dunkeln und er tat es gern. Er tat es gern. Nicht oft.

M. Ich kann mir nicht denken, daß man sich davor fürchtet.

B. Wie sehr tapfer.

M. Die ganze Geschichte ist unmöglich — schlimmer: unrichtig. Er fühlte doch den Druck des Bodens.

B. Er hat ihn eben nicht benutzen können, der Arme. Nach seinem Sturz fehlte ihm die Empfindlichkeit für solche Indizien. Aber das ist doch nur Rahmen. Manches — nicht Wahre, aber Wirkliche, läßt sich nur dem Unwahren abzwingen. Nehmen Sie es so. Er mußte hart geschüttelt werden bis er sah. Das letzte konnte ihm nicht erspart werden, was wir nur durch emsig gefertigte Umhüllung sehen müssen, weil wir klug genug sind von vornherein daran zu glauben: an die Unentbehrlichkeit der Liebe.

M. Pourtant, das Dienstmädchen war zu bedauern.
B. Oh, was das anbetrifft, so bin ich mit ihm noch voller Mitleid.
M. Aber es gehört, ich verstehe wohl, mit zu Ihrer Kur?
B. Es ist darin recht nützlich.
M. Der Zerbrochene! Es ist doch nur Degradation. So meinen Sie mich auch — erlösen zu müssen, Allwissender?
B. Ich sehe, ich bin schlecht gefahren . . .
M. Ja wirklich, da wissen wir nichts voneinander — und fast glaube ich, nie werden wir es können!

— —

. . . Ach, ich habe wohl eingesehen, daß Sie von einer Armut sprechen. . . . Aber ich fürchte, Ihre Liebe ist auch nur ein Glück der Bedrängnis. Ich bin wohl berührt von Ihrer Geschichte, aber Sie haben mich nur bestärkt. Sehen Sie, Sie haben viel aufgeboten, um zu zeigen: Unsere Rettung durch die Liebe ist die unerbittlichste Notwendigkeit. Es ist zum Spaßen, das nicht zu sehen. Aber ich meine, sie ist nur ein Rückstoß, oder sie bezahlt uns die leichtsinnigen Schulden und nun gehören wir ihr. Es ist mir so schwer, das ausdrücklich zu sagen. Ich weiß kaum, wie ich es unversehens begreife, was ich jetzt sagen möchte. Die Liebe ist ein Entrinnen. So: ich will nicht den Tod, ich will nicht die Einsamkeit, die Sie mit parodischer Fürchterlichkeit erscheinen liessen, diese Schmerzen, die jede stille Minute bedrohen und deren Erinnerung sogar uns zittern macht, aber ich will die Liebe. Verräterische Trennung. Nehme ich die Liebe über mich, so lasse ich auch jene Dinge sich einmischen, die die unablässige Vernichtung bedeuten, das stetige »vor der Hand« des Lebens. Von da ab gibt es keine Tat mit ganzem Bewußtsein. Der Genuß ist doch nur am Ende des Schmerzes. Ich taumle vom unklaren Schwälen des Körpers gepackt, ich Blinder, in den lockenden. Und nun führt er mit sich, was mit solcher Hingabe und Schwäche notwendig seinen Zugang findet, verkappt, vermummt und in unedler Haltung. Welche Waffen habe ich gegen so notwendige Verzweiflung, die mein Leben zum Komödianten preßt, wenn ich das Vergessen im Genuß müd und feige über mich kommen lasse? So denke ich mir. Unlöslicher Zusammenhang der Preisgabe. Aber, Balthasar, ich, ich darf mit feingesponnener Achtung an ihnen vorbeigehen, an Tod, an Einsamkeit, denn ich weiß, die große Vergeherin meines Lebens, das ist die Liebe. Und ich lasse sie mit künstlicher Geschicklichkeit zur Seite. Oh, wie verschweige ich, daß ich um sie weiß! Ich grüße sie über Nichtbekanntsein hinaus, wie man grüßt, um zu vermeiden, daß man je sagen muß, was man denkt. Es ist gar nicht Feigheit. Aber ich weiß, wie trüb Liebeswerke sind für die Zeit der wachenden und bauenden Absichten. Das Leben zergeht durch sie in den ungeformten Gewalten. Es lohnt sich nicht mehr, es zu halten, zu fügen, über das hinaus, was verlangt wird. Die Liebe ist Selbsverspottung. So fühle ich sie. Man sagt, ich sei klug. Oh, viel mehr. Ich habe warme Begriffe um der Wärme willen, die mich nicht verlockt. Dies Versagen gibt auch tiefe Fülle. Mein Leben hat unersättliche Form durch diese Freundschaft.

Sehen Sie, dieser Mann kannte Angst. Auch die Angst darf in einem solchen Leben nicht sein. Sie haben recht, sehr recht: Die Angst steht am Beginn, sie wächst und wir über alle Begriffe hinaus werden von ihr entrafft. Da bewährt sich der Bund: Da ist der Tod, die Einsamkeit: sie ängstigen uns – und nun kommt die schleichende, hinterrücks umschlingende, die plötzlich eng neben uns ist, die warme, wir sinken in sie zurück, die Liebe. Wenn sie uns entläßt, so gibt sie uns wieder jenen Despoten, denen wir gefügig sind durch die Liebe. Zergehen, um wieder zu zergehen – Taumel von Toten.
Seien wir still davon. Das Verschwiegene, mein Freund, glauben Sie mir, ist auch da und fruchtbar. Aber es ist ein anderes Dasein, man muß damit umgehen können – mit den verschwiegenen Gewalten. Das ist Weisheit, stille und die unmittelbarste. Ich bin davon ausgeschlossen, mehr darüber zu sagen. Das schon war wie – erpreßt.
B. Verzeihen Sie mir.
M. Ach, Sie Lieber. Sie haben mir das Schweigen ja zugeteilt, so wollen wir schweigen. Das Verschwiegene – es kann in allem erscheinen.
B. So geben Sie mir alles und nichts.
M. Wie kann es anders sein. Bleiben Sie mit mir in dem Hellen.
B. Sie sind die Starke – und dennoch . . . adieu, gute Nacht.
M. So nicht. Adieu, gute Nacht. Sie kommen doch bald?

ZWEITES GESPRÄCH.

B. Maria, ich bringe Ihnen hier Ihre Bücher.
M. Oh! . .
B. Warum erschrecken Sie?
M. Brücken zwischen uns.
B. Ach, Bücher sind doch eher die indirekten Anreden. Man wagt nicht von dem andern zu sprechen, und so sagt man vorsichtig: »Lesen Sie dies Buch« und denkt: »Du bist dies Buch, hierin und darin«. Man wagt noch nicht seine Kenntnis zu verraten.
M. Brücken sind für die Getrennten, Sie haben recht.
B. Aber die Getrennten nicht immer für die Brücken.
M. Das ist doch schon ein schlimmes Wortspiel!
B. So geht es mir oft, wenn das Wichtige drängt.
M. Daran erkenne ich Sie. Wenn Sie nicht offen sein wollen, sind Sie . . .
B. – versteckt. Kein gutes Zeichen für die Offenheit.

– –

M. Sind nicht die Ziellosen die Offenen allein?
B. Sie haben Recht, die verschwiegenen Ziele verderben.
M. Und Sie?
B. Maria!
M. Lieber Balthasar, Sie sehen, daß ich mich weit getrieben fühle. Als sie verschwunden waren, nach unserem letzten Gespräch: Ich war zerschunden von Ihrer

Geschichte. Meinen Sie, diese unfaßliche Überlegenheit, ich meine diese unergreifliche Sicherheit könne mich überzeugen? Es ist schon genug Vergangenheit, um davon reden zu können. — Sie mußten doch sehen, daß ich zitternd geantwortet habe, indem ich von der Ruhe sprach, dem Verschweigen, das in diesen Dingen mir das Rechte scheint. Glauben Sie vielleicht, es sei die Furcht vor dem Zweifel gewesen? Es war etwas Stärkeres. Ich fühlte mich nicht versucht . . .
B. Ein solches Wort . . .
M. Oh, nach diesem Gespräch gebe ich Ihnen nicht mehr ein Recht auf Umschreibungen. Später erst sah ich, wie es war. Sie haben sich gründlich verspielt. Bedenken Sie! Sie können in Ihren Leben, in Ihren Überzeugungen nur noch zurücknehmen. So steht es mit Ihnen. Ich muß geben. Glauben Sie nicht, ich spräche von mir, wie ich bin — fraulich genommen. Daran denke ich nicht, und ich flehe Sie an, denken Sie einen Moment nur auch nicht so.
B. Maria, so können Sie immer sprechen, um mich zum Schweigen zu bringen. Aber Sie treffen mich nicht durch Ihre Unverhülltheit.
M. Sie haben wohl, bis jetzt, Recht. Oh, ich weiß, wir müssen, durch dieses Mißverständnis hindurch. Ich flehe Sie an, gedulden Sie sich einen Moment. Sie glauben nur, wir seien im Elementaren, im Körperlichen — da haben Sie das Wort. Vielleicht wissen Sie auch, was ich sagen will, aber ich — weiß es doch anders als Sie.
B. Maria, Kind, ich bitte Sie! So außer sich!
M. Ihre cynische, cynische Geschichte! Hören Sie zu. Als Ihre Stimme die Geschichte begann, war mir, als wäre es ein Gespräch ganz wie früher, wie ich es wochenlang genoß: Leicht, wechselnd und immer die Rundung des Tons, das fließende Wort als Unterpfand, das schon alles stimme, was wir sprachen, und daß man es ohne — ohne »richtig« ohne »unrichtig« genießen dürfe.
B. Und so sprechen Sie jetzt schon wieder, Liebe.
M. Ich bitte, hören Sie mich. Denn plötzlich drang zwischen allen den pfeilenden Worten in mir auf, während Sie die Geschichte drängender werden ließen, wie sinnlos jedes Wort zwischen uns eigentlich immer gewesen war. Wie alle Vorstellungen sich geformt hätten nach etwas, was gar nicht im Denken liegen kann. Wie sie alle, gegen ihre begriffliche Natur, von einer schrecklichen Gefügigkeit, Schmiegsamkeit gewesen seien, wie sich alles, was sonst gegeneinander sich kehrt und sich ausschließt, in unseren Worten sich fand und aneinander glitt . . .
B. Unterhaltung! . . . .
M. . . . Und keine Vorstellung sich etwas versagte. Sondern alle Dinge eilten herbei und verloren sich ineinander. Ein Rattenfänger trieb sie zusammen, er machte sie leer und nur noch bewegt, die Schemen, die ergrauenden, und ich weiß nicht wo die Dinge geblieben sind, die in unseren Gesprächen aufstanden. Sie waren ohne Wesen. Sie starrten mit lächelnder Miene. Und verschwanden zurücktretend und verdrängt.
B. So viel Ernsthaftigkeit!
M. Als ich nun Ihre Geschichte hörte, dachte ich, so dürfe es nicht fortgehen. Was

machte Sie mir in diesen Gesprächen so seltsam und so unentbehrlich? Die Gegenwart des Mannes? oh über die lebhaften Frauen!
B. Maria, ich bitte Sie.
M. Es war mehr als eine sanfte Erwärmung .....
B. Ich höre Sie nicht an. — —
M. O Sie Uneigennütziger! Ich verdächtige Sie nicht, habe es nie weniger getan als jetzt.
B. Ich bin ganz ratlos, was ...
M. Wir wollen doch wenigstens unsere Routine jetzt nutzen, um zu einem Ende zu kommen. Oh, Sie müssen davon wissen. Diese vernichtenden Gespräche durch Nichts, diese Jagd durch leere Hülsen, die doch unsäglich anziehend war — Sie erinnern sich, gegen alle Regel gab es warme Köpfe in unseren Unterhaltungen. —
B. Wir verstanden uns. — Ja nun, der Knoten?
M. Hier ist kein Schauspiel. Wir wissen nicht, wie unser Dialog ausgeht und manchmal habe ich ein Grausen vor dem Schluß. — ... Hören Sie — diese heißen Gespräche in der Luft von Leichen, diese Gespräche, die den Inhalt unwiederbringlich machen, diese tödlichen Gespräche, die aus dem Mord lebendig wurden —
B. Maria!
M. Wie wir alles gleiten, flimmern, in der Harmonie sich widersprechen, in der Stille schreien, in der Behauptung sich verspotten ließen — zusammen ...
B. Sie werden ...
M. Flüchtiger Wust, in dem wir uns nicht irrten, weil uns nichts etwas anging. Ungeheure Gedanken, dennoch, durch frevelhafte Unbeteiligtheit an allem und jedem. Und alles gleich, gleich ... und alles gleich ...
B. Sie erschrecken mich .....
M. Und wir doch gespannt, bis zum äußersten gespannt und hinterher laß, fertig, zum äußersten laß ... und begierig, so es weiter zu treiben.
B. Maria, ich flehe Sie an, sprechen Sie! Ich begreife zu wenig, und bin voller Befürchtungen.
M. Still. — Das ganze ist nur ein Phänomen. Es sollte uns vielleicht nicht mehr darum sein, daß es in uns erscheint — gerade in uns. Ach, ich finde nicht das Wort, es gegen uns zu wenden. Ach, was war, begreife ich nur, ich verstehe mich nicht durch das, was ich tun will. Nur durch das, was ich tat! Ich bin mir nie meine Zukunft. Meine Geschichte nur. Diesen Moment war es vielleicht nicht so. Aber jetzt ist schon alles wieder beim alten. Balthasar, ich habe Furcht, Angst. Bis zu den Gesprächen war ich wirklich still. Ich ging ruhig mit allem um und es war so griffest und so deutlich, wie ich mein Leben und meine Wünsche wollte. Wovon ich schwieg, davon schwieg ich mit jenem tiefen Sinn. Wovon ich sprach, dem vertraute ich und war seiner sicher. Nun suche ich Worte ...
Ich muß es Ihnen anders sagen. Ich las, bevor Sie gestern kamen, mich zwingen wollten ...
B. Zwingen?

M. Sie verließen, was bisher war, auch äußerlich und ich mußte Ihnen folgen. Man sprach gestern anders als sonst. Hören Sie. Ich las das Buch. Den alten Apulejus. Es ist kalt geschrieben, was ich las, ein wenig spärlich, die Erscheinung nennend ohne ihre Bedeutung zu geben. Aber vorgestern verstand ich, ich verstand. Derselbe Weg. So sprach ich gestern von dem, was ich sein wollte — zum erstenmal in meinem Leben. Zum erstenmal war ich es nicht.
B. Wie Sie immer emporjagen. Könnte sich das nicht anders entscheiden, als durch »Explikation«, »explizieren« . . .?
M. Ich teile dieses Vertrauen nicht. Ich darf es nicht teilen. Balthasar, ich bitte Sie, nur um zu einem reinen Gefühl zu kommen; Sie müssen diese Geschichte des Apulejus hören!
B. Ich bin voller Spannung.
M. Schon längst ermüdet wohl.
B. Das ist beinahe feindselig.
M. Ich fühle auch etwas wie Mattheit. Hören Sie, dann ist vielleicht alles schnell zu Ende. Es ist die Schilderung des Rom unter Antonius Pius — die Zeit. Sie lasen doch das Buch, Sie erinnern sich nicht, was ich meine?
B. Kaum. Steht es nicht unter den neuentdeckten . . . . .
M. Aber Sie kennen ja seine Art, Sie werden übersetzen können . . .
B. »Zu jener Zeit mißachtete man in den besseren Ständen alle natürlichen Befriedigungen der Liebe. Nicht bloß was die Natur zur Zeugung gebietet, sondern sogar jeden körperlichen Genuß. Man ließ dies dem niederen Volke, das solche Dinge tut, ohne zu wissen, was es tut, und die guten Familien pflanzten sich fort durch Adoption. Denn die Liebe war den feineren Menschen in diesen Tagen zu Kopfe gestiegen . . .«
M. »In den Kopf.«
B. »In den Kopf gestiegen und dort hatte sie neue Mittel gefunden — nicht Kinder zu erzeugen, wohl aber die größten Genüsse zu geben, denn das Wollüstige hatte den ganzen Kopf gleichsam durchsäuert und wer dachte, war von Verlangen bewegt, auch ohne daß er es wußte. Und während die Körper schlaff waren, standen die Gehirne immer in glänzendem Fieber, denn die Vorstellungen zogen sich immer zur Brunst. Alle Vorstellungen wandten sich so und man war zwar leer, aber dennoch waren es überraschende Gedanken und neuartige, die man dachte. Und während sie immer schneller sich folgten, kam über sie, was eigentlich sie bewegt hatte, und das war die Erfüllung, wie der Erguß. Und wer das genossen hatte, war der Liebe des Körpers fern, in eine scharfe Vergiftung eingetaucht . . . . .
M. In eine schrille Vergiftung.
B. Und unaufhörlich auf dem Weg zur Liebe. Alles geistige war damals sehr hoch geschätzt und zu jener Zeit veranstaltete man gesprächige Gastmähler, die hießen »die schnellen« und da nutzte man diese Gesetze und in der Folge solcher erkrankten Gespräche, ganz hindrängend zu jenem Einmündenden von tausend noch so verschiedenen Seiten her, genoß man dialektische Brünste. Und weil bei manchem

der Körper mitspielen wollte, so brachte man faule Fische in die Gemächer, die Niederlagen der Frauen vorzutäuschen, und für die Männer standen Sklaven hinter blauen Vorhängen, die mußten sich selber . . .

M. . . . . Es macht mir jetzt nicht mehr den Eindruck, wie in der Erinnerung bei dem letzten Gespräch.

B. . . . eine seltsame Stelle.

M. Und das bei Apulejus.

B. Ich dachte immer schon, er sei aus Skepsis naiv.

M. Ich glaube die Skeptiker aus Naivetät sind häufiger.

B. Sie meinen mich?

M. So weit habe ich Sie doch gezogen, daß Sie mich etwas auf den Kopf fragen.

B. Sie haben Unrecht. Aber ich gebe zu, daß wir jetzt anders reden müssen, wie mit Annahmen, obgleich...

M. ... obgleich...?

B. ... nicht ohne Kompromisse. Aber dabei muß ich Sie im Stich lassen, denn ich verteidige mich gegen Sie, wenn ich mich gegen Apulejus wehre. Ganz vorsichtig natürlich.

M. Ich habe mich freilich ganz vergessen. Die Geschichte hat mich recht ernüchtert, jetzt.

B. Oh, es ist nichts natürlicher. — Aber mich machte sie trunken.

M. Balthasar!?

B. Sehen Sie mein armer Freund, der in die Kiste fiel, oder es war ein Koffer? das war eine moralische Erzählung für jedermann. Die Liebe ist eine instinktive Flucht vor den ärgsten Gipfeln der Einsamkeit, die einzige Rettung in der Bedrängnis vor ihr. Fertig. Heutzutage ist ja die Einsamkeit der Popanz — früher war es der Tod, der ist jetzt obsolet.

M. Der war einmal — Popanz für die großen Kinder. Und gestern haben Sie es auch mit mir versucht.

B. Ja, ich weiche zurück. Das ist vielleicht alles an zweiter Stelle. Sie sind mir jetzt auf der Spur. Mit dieser Geschichte haben Sie mich gestellt, in einer feinen Ahnung, und wie zur Strafe. Ich spreche nur von mir. Sie glauben, ich habe so ein inflammiertes Gehirn, ein Gehirn, wie etwas saugfähiges, in dem Wasser emporsteigt. Und ich hätte die Dämme eingerissen, hinter denen Sie das Land bauen, die ewig zugeschlagenen Tore, hinter denen die geheimnisvolle Gefahr wohnt, die Segen bringt, so lange sie Geheimnis ist. Das sei bei mir alles zerschlagen.

M. Ich bin verlegen, da Sie es so stark sagen. Sie müssen nachsichtig sein, denn ich begreife das ganze nicht mehr, es ist mir schon wie entwischt. Sonst geschieht mir das nicht mit meinen Worten, sonst halte ich damit ganz sicher fest....

B. .... Maria, Sie sind die Frau, vor der ich mich verantworten muß, jetzt kommt der gleiche Taumel — gleich wie Sie, vor mir, plötzlich über mich hinwegsprachen. Sehen Sie zu. Bin ich nicht ganz kalt? Und doch bin ich unter einer vorbrechenden Notwendigkeit — unvermutet etwas Schließliches!

M. Ich kann Ihnen nicht gewachsen sein....
B. Maria, ich komme ohne gewisse — Zuschärfungen nicht aus, die mir der Genuß gibt. Ich war ursprünglich wortgeleitet und -zufrieden wie wenige. Die Evidenzen taten bei mir die Pflicht, daß es eine wahre Freude war, und wenn ich an meine Beschaffenheit damals denke, so höre ich den unablässigen Laut einer großen Fliegenklatsche. Dann ward ich zweifelhaft, ich sah tausendfach Richtiges, nur »richtig« und »falsch« und nie war in der endlosen Folge etwas gewonnen. Eins wie das andere war klar oder nicht klar — sonst nichts. Haben Sie da nicht Goya liegen?
M. Fridolin hat ihn mir geschickt....
B. Und der böse Dieterich. Christoph von Schmid. Kennen Sie das? ein exzellenter Jugendschriftsteller. Rosa von Tannenburg? Vorzüglich. Genofeva? Eine der moralischsten Idyllen, die es je gab.
M. Balthasar, Sie haben Tränen!
B. Maria, und eines Tages glitt ich in das dunkle Land. Ach diese Nichtigkeiten trafen nie die Sache, sondern nur sich selbst, wie wenn man ein Sieb aus dem Wasser hebt und glaubt, das flüssige sei jetzt eingeteilt wie das Sieb. Nun war ich bei vielen Frauen und in der dunklen Umklammerung fühlte ich mich geleitet von lichtem Genuß zu lichterem und es schienen immer richtigere Genüsse zugleich, und voll wesentlichen Inhalts. Sie waren wie wachsende Erkenntnis im Wachsen meiner genießenden Kunst. — Sie nennen es Verderbtheit, was von da ausstrahlte. Es ist wahr, ich dachte nicht mehr an runde Wahrheiten, denn im Geschaukel des für und wider und fruchtloser Verdeutlichung kam über mich, wie ein Schreck am Anfang, jenes genießende Licht. Ich sah eine unzweideutige Verwandtschaft, wie zwischen gering und vornehm, in jenen logischen Zuspitzungen und dem was der durchdringende Genuß gibt. Aber dann war das logische Spiel Zeitvertreib oder Betrug, Daseinsbetrug. Nichtssagend. Aber der messerscharfe Genuß gab, was im Denken nur gaukelte. Ich war. Kämpfen wir nicht im Denken in einer eigentümlichen Weise um Dasein? Ach Ausdrücklichkeit, sie kann nur verstümmeln, was ich meine....
M. Sprechen Sie zu Ende.
B. Ja, bei diesen kalten Dingen beginnt Ihre Wärme. Ich meine — um Dasein, nicht wahr. Wir erfassen einiges, halten es vor uns mit Worten: Behauptungen, Systeme, möglichst weit gespannt, damit wir sie im einzelnen in diesem kurzen Leben nicht durchlaufen können und den Mißerfolg sehen. Man sagt, sie seien um der Wahrheit willen geschaffen.
M. Etwas anderes? Eitelkeit?
B. Jetzt kommen Ihre Mißverständnisse. Sie haben Recht — um der Wahrheit willen. Denn unser Leben kommt aus dem Richtigen, unser Leben, das wir suchen! Das Präzisierte, das ist unsere Welt und wir hören nicht auf in ihm uns die Welt zu geben. Aber unsere Hast dabei, unser Nichtsehenwollen? Wir wissen im Innersten: alles zerrinnt hier. Und damit — die Genüsse! Diese Genüsse!

Wir würden unglücklich, käme nicht eines Tages die Erkenntnis zu uns, daß alles aus dem Genuß der Liebe und seinen Regeln stammt. Daß unser Denken nur seine Abschwächung ist. Seine Schärfungen sind Übung am Untauglichen, Gleichgültigen — übertragene Fertigkeit. Unser Denken ist eine Heimatlosigkeit, leer und unbefriedigt, bis wir wieder Stufen gehen, zu jenen Genüssen der Vergessenheit und des Unzweifelhaften. Und dies zu lehren, betreiben wir als eine geheime Kunst. Sophisten. Epikuräer. Wer darum weiß, gibt dem Denken einen geheimen Zug, und manche sogar, die jene Erkenntnis in ihrem Leben haben, aber nicht darum wissen, sind von den Geschicktesten, denn auch ohne Tam tam macht die Liebe ihre Besorgungen. Und die Begriffe sind bei uns auch verständig und verständlich, sie wissen, wo sie eigentlich ihre Krippe haben und nehmen es nicht mehr, als seien sie Pfähle, in die Erde gerammt, sondern wie die farbigen Kreise, die im stillen Wasser sich miteinander binden, und sie sind nicht mehr mißgünstig, sondern sind mit Anmut gefügig zu allem. Denn sie wissen, daß es ein Rom gibt. O geheimes Zulächeln, kapriolenhafte Zufriedenheit, allerliebste Frechheit, derbfäustiger und fauchender Wille, daß von dem Gefühl ihres Ursprunges die Köpfe behender würden, daß sie in Gesundheit jenen Übergang machen zur Liebe, nicht durch apuleijschen Diebstahl. Es ist immer die Türe offen, wo alles Schwere, Verwindete und Objektive und was den Abschluß der Erkenntnis sich stiehlt oder borgt und also der Evidentia nicht ziemlich ist, sich heiligt und endgültig wird und vergnügt. Oh allerliebste Evidentia mit schwarzem Überwurf und rosigen Fußknöcheln! Du tanzest, denn wenn nichts mehr sich festlegen läßt, so schwer und hoffnungslos ist die Besinnung in deinem Dienste, so hast du unversehens durch deine Heimat und Herkunft lächelnd Recht, wirklich Recht, denn niemand kann dir nachweisen wie. Flatternde, Vielfältige! Braune, mit viereckigem zarten Gelenk, rosige dennoch, duftende mit länglichem herzförmigem Gesicht, herzige, weiche und unerbittliche, gar Untröstliche, Neckende, mit goldenen Armbändern und dem hohen Schuh, sieben und die Handschuhe sechseinhalb .....

M. Das bin ja ich.

B. Nicht wahr? wie durch den Nebel!

M. Ich halte es mit dem schwarzen Überwurf. Ihre Evidentia hat allzu viele Seiten.

B. Je nach dem man steht. Sie ist eins.

M. Eins! Sie haben von Ihrer Evidentia wenig gelernt. Die Stimmung des Zugreifens, die am Ende von allen Ihren Worten steht, ist nicht Recht haben. Die »Liebe!« Abstraktion wuchernde! Die Männer lieben und die Frauen. Ich lasse Sie nicht wie gestern gehen, in einer halben Kränkung ich, und Sie mit lächelnder Bedenklichkeit. Dazu habe ich zu viel in diesen Tagen erfahren. Wir könnten uns ja Beide noch ins Schickliche retten. Aber es würde nichts mehr ändern können. Wir müssen uns herausfinden unter allen Umständen. Ich habe kein ruhiges Gefühl zu Ihren schnellen Worten und muß jetzt glauben, Sie wären unzufrieden, wenn ich es hätte. Oh, Ihre schreckliche Kunst, nicht nur den anderen zu entgleiten

sondern auch sich. Könnte ich Ihren Spott versteinern! Ach, und doch fühle ich Ihr Wesen mir deutlich geprägt und kann mit Ihnen still sein, auch wenn Sie Ihre Ränke spielen lassen — Ihre Wahrheit. Aber ich will Sie nicht zu mir ziehen. Ich bin nichts vor Ihrer notwendigen Doppeldeutigkeit. Es ist sicher Ihr Wesen, wovon Sie sprechen, sonst vielleicht gar nichts. Jedes ist Aufrichtigkeit und doch in einer geheimen Beziehung Geste, Unverbindliches ... Wie gibt das Einigung, Klarheit — Ausweg?

B. Meine eigenen Waffen ....

M. Ich strecke sie ja. Ist meine Stimme nicht ganz blechern und ohne Halt? Ich bin wie atemlos. Ich wage nicht tief zu atmen. Ich möchte Ihnen etwas sagen. Etwas was vor mir steht und was ich Ihnen entgegenhalten müßte... Ich komme nicht zu mir, geschweige denn ....

B. Maria geben Sie mir Ihre Hand.

M. Nicht einmal das. Sie vertauschen doch sogleich die Situation, es beharrt nichts, es schleicht davon zum — Notwendigen.

B. Sie sind bitter.

M. O ich begreife ja jetzt so gut, was es heißt: »Die Männer — nicht wahr so sagt man — denken.«

B. Das wollte ich nicht...

M. Ich wollte etwas sagen von Frauen. Etwas im Ganzen. Von Männern natürlich, wie anders kann man sonst vernünftig von Frauen sprechen. Aber doch die Frau müßte darin unüberwindlich sein — das Unüberwundene. Lieber Balthasar, ja wirklich, Sie erzählen doch die offenen Geschichten, da verliere ich, wir haben ja gesehen: Ihre Siegermiene nach Apulejus! Und wie gut Sie es besser wußten — nach Apulejus. Wenn das der Ursprung ist — ach, wie ist da zu widerlegen, dann sitze ich nur ganz allein bei dem Mahle und Sie sind aus dem niederen Volke und lehren mich Moral, Moral der verbrannten Vorgeschichte und daß nur eines bleibe.

B. Ihre Geschichte wird Ihnen schon recht geben — wenn es sich um Recht handelt.

M. Sicher nicht, sondern nur um Unterschiede, das Rechthaben der Frauen. Ganz offen: ich flüchte mich damit. So hören Sie mich.

B. Ja.

M. In einer kleinen Stadt im Süden, in Kalabrien glaube ich, hatten die Freudenhäuser eine seltsame Sitte, deren Herkunft unbekannt war, aber sie gilt noch jetzt als heilig. Denn wenn die Männer aus den unteren Gemächern mit der Dirne, die sie gewählt haben, zu den Betten gehen, die im oberen Stock sind, müssen sie beim ersten Treppenabsatz an einer tiefen, lichtlosen Nische vorbei. Im Rahmen dieser Nische sitzt eine Frau, abgewandt, das Gesicht in dem kühlen Dunkel. Niemand redet sie an und man geht an ihr vorbei ohne zu sprechen und leise. Wenn aber ein Fremder kommt, sieht die Erscheinung und fragt nach ihr, der Tor, so antwortet der Älteste, der da ist, den Finger auf dem Mund und nachdrücklich und scheu: »Das ist sie« — das letzte Wort betont: »Das ist sie.«

B. Sie sehen mich an.
M. Was denken Sie davon? – Keine Frau verwindet diese Geschichte. Wer denkt daran, daß auch die Frau an dem ersten Treppenabsatz vorbei muß, die zu den oberen Gemächern mit dem Manne geht? Mit dem Manne, vorbei an der Frau. Ich kann sie nicht vergessen, Balthasar, ich weiß nicht wie... diese Frau.
B. Der Stolz der Sittsamen?
M. Wäre es so bei mir, wie könnte ich solche Gespräche dulden. Es ist mehr, es ist besseres. Sie sagten das eben sehr hart. Das freut mich, ich sehe, ich habe Sie gepackt.
B. Ich widerspreche nicht. Nach dieser Geschichte weiß ich, wie schön es sein kann, Ihnen nicht zu widersprechen.
M. Das ist viel. Und gerade heute schwanke ich, wie viel ich noch habe – zu behaupten.
B. Maria, aber ich muß Ihnen sagen: ich liebe Sie, Maria, aber ich weiß nicht, was es ist, dies Bessere und ich fürchte, ich kann es nicht wissen, nach dem, was wir uns heute sagten, von einem Dritten gezogen, das wir zusammen sind und das uns beherrscht und das zu erkennen wir uns wechselnd treiben. Unlösliches. Das Sagbare ist gesagt. Ich weiß mir jetzt auch ein Besseres. Ich müßte Sie küssen um gewiß zu sein, daß ich in diesem Gespräch war. Sie sehen, meine Lehre ist auch ernsthaft.
M. O nein. Gute Nacht, heiliger Evidentius.
B. Gute Nacht, durchtriebene Freundin, wirklich gute Nacht.

DRITTES GESPRÄCH.

M. Sie waren seit Tagen nicht da.
B. Donnerstag zuletzt. Es gab bis zum Ende der Woche viel zu tun.
M. Wie ist es draußen?
B. Kalt und neblig, vor der Zeit dunkel. Das Wetter ist umgeschlagen.
M. Es soll Licht gemacht werden.
B. Jetzt ist es ja noch ziemlich hell. – Haben Sie die Gojamappe jetzt ganz durchgesehen?
M. Ja. Und ich bin noch nicht heraus aus dem Erschrecken über ihn. Ein Leben für etwas, was man das Unnötige nennen soll: der nutzlosen Erschütterung, über die man verstummt.
B. Ich dachte wohl, Sie seien milder geworden gegen stürmische Dinge nach der letzten – Bewegung.
M. Sie lassen nicht ab und eben, wie ich von Goja sprach, erschrak ich vor mir selbst. – Wie ich wieder hierüber sprach zu den hoffnungslosen Verstrickungen, in die Sie mich gesponnen haben! – in bloßen Worten, in allgemeinen Sätzen, so schien es. Sie selber wissen, daß sie vergiftet waren. Etwas – wie Untergang. Ein Abschluß, ein irgendwie – ein Abschluß.

B. Sie kennen die Gefahren so gut, so lassen sie sich auch meiden. Es steht Ihnen doch alles frei, wenn Sie um alles so gut wissen.
M. Nein, solche Gespräche sind das durchsichtige Schicksal, wir führen sie wie zufällig, und am Ende erst sehen wir unerbittliche Notwendigkeit, daß sie so sich schlossen. Wir glauben die Worte zu fügen, halb wie Launen, aber unser Wesen geht in ihnen seinen Weg mit einem unbekümmerten Schritt. Als wandelten wir im Hellen, aber in der Tiefe folgte ein murmelnder Zug. Wir hören die Laute dumpfen Geschehens herauf, in unklarer Wirrnis gestoßene Stimmen. Und während wir noch sprechen, wie jetzt, Wort an Wort sprechen, in eindeutiger Kette, voll Gefühls unserer Sonderung und Absicht, hören wir: die vielen Stimmen dort unten sagen nichts anderes wie wir. Aber ihre Vielheit und ihre Entfernung offenbaren erst unsere Knechtschaft. Nun haben sie einen Klang in sich, der uns fremd ist und unsere Worte werden wie abergläubisch. Nun halten sie an, da unten, und wir, ganz mit ihnen verbunden, verstummen auch. Eine große Besessenheit bleibt zurück über den Worten allen, aus all den Stimmen und wir hier oben waren nur eine davon — etwas Unentrinnbares hat all das geleitet. So ist es mir mit unsern Gesprächen. Diese Nacht erschienen sie mir so. Nur Begleitung zu etwas Zwingendem, was uns bevorsteht, nur Begleitung diese Gespräche! Die wir mit so viel Absicht vorbringen, die wohl überlegten wechselnden Reden....!
B. Maria, sie sprechen ganz verloren, aber sie haben wohl Recht — für sich. Und Sie mußten sehen, ich war nicht weniger gepackt als Sie von der logischen Gewalt des Augenblicks, aber ich kenne diese zwingenden Gespräche nicht lange, sie sind nichts wie die wohl ausgefüllte, die verstandene Minute. Sie können ja nicht mehr sein. Nichts als eine Köstlichkeit des Zufalls und ich bitte Sie Maria, glauben Sie nicht, sie seien mehr gewesen, sondern — ich liebe Sie so sehr.....
M. Ich denke mir, wo ist jetzt Ihre Fröhlichkeit? wo ist der Lächelnde? Sieger schon vor der Schlacht?
Sie überredeten ein wenig, der Sache eigentlich sicher. Nur ein wenig zubereiten mußte man, und Sie waren recht väterlich gegen mich, die ich doch gegen den Vorgeschmack schon Schaudern fühlte, recht väterlich — um desto besser später Liebhaber zu sein.
Sie kannten mich gut, kluger Balthasar, Sie wußten, wo Sie anfangen mußten zu verderben — nicht bei meinen Bedürfnissen, sondern in meinen Gedanken.
Und ich ward schwer von Ihren Worten, furchtsamer Freund. Ich sah, wie sie mich selbst aus sich heraustrieben, ich klammerte mich an Diskussion, das allerspitzeste kontra, das best überlegteste pro, um den Kopf mir klar zu halten. Ich zerging doch. Sahen Sie nicht meine Qual in jener überaus kulturhistorischen Fabel des Apulejus?
Und ich ward schwer von Ihren Worten, erschrockener Schwärmer, aber Sie sagten, ganz mit sich beschäftigt, heimatlich endlich, angeregt aufs allerbeste von meinem weinenden Sinken durch diese lächelnde Öde bestochener Worte — ich sah in dem, was Sie sagten nur: Das ist dein Weg, wie schön, daß gerade daher auch mein

Lieblingsspaziergang geht, erhole ich mich ein wenig von der Liebe, zu der du jetzt wanderst.
Grad daher. Denn hätte nicht zufällig die Einsamkeit die Führerin sein können und nicht der Geist?
B. Maria, — man kann nicht etwas gemeinsam bereuen. Das Fürchterlichste ist die Reue des Mitschuldigen zu fühlen. Wenn ich Sie höre, glaube ich an Schuld. Es ist mir dann, als ob Ihre Stimme Sie verzehre. Aber hören Sie eins: Mein Leben mag Verrat gewesen sein — daß das pathetisch klingt, ist unentschuldbar — an allem Verrat, was nicht Trieb ist und nicht Zufall, — so glauben Sie. Ein tiefster Verrat. Ich habe allem, was nicht brünstiger Genuß ist, sondern geformte Haltung des Lenkens, des Willens und des Gefühls das Werkzeug entwendet. Und mit diesem Werkzeug bauten auch Sie Ihr Leben. Sie dachten ganz gläubig gegen das Denken, das war Ihr Starksein. Sie dachten, der Begriff ist Reinheit, der einzige Bruder der Seele. Ich betete zu Astarte und zu ihrem letzten Diener machte ich Ihren guten Gott — den Begriff. Es sprang nun wahrlich flink für Astarte — Evidentia. Er war von allen die ihr servierten, der servilste, — Ihr Gott.
M. Ah, Sie sind seiner sicher genug, und Ihrer selbst.
B. Umso besser gelang mir jene Opfergabe.
M. Schon wieder ganz sicher — und gesichert!
B. Er nahm es mir nicht übel, der Sprungfertige. Denn wahrlich jene Kunst, die Sie preisen, die gefährlichen Dinge zu verstellen, so gleichmäßig vorbeizugehen an ihnen, ihnen, die sich dem Gedanken doch so tief einschmiegen, daß es scheint, durch diese Umarmung schwebe Gesang über dem Worte — o ich habe doch tiefe Wohltaten aus dieser Vermischung, die mich überaus weit führen, fort, und nicht der Liebe angehören und nicht dem Gedanken: Musik und Bilder, Schönheit und daß wir angefaßt werden von dem Unbegreiflichen, als erkläre es uns die Welt.
M. Der Angeklagte, er verliert sich in dem Genuß seiner Verbrechen. O ich sehe, Sie fanden sich schon ganz wieder. Sie fanden sich vor mir wieder, wie Sie sich vor mir verloren haben. Sie sind es, der nichts bedarf . . . .
B. Maria!
M. Still, glauben Sie mir, noch nie war ich so zum Scherzen aufgelegt wie jetzt — die ganzen Tage schon, die ich auf und ab in diesen Räumen ging. — Aber ich möchte gerne wissen, wie Sie Ihre Meinung zu Ende bringen wollten, Sie glitten ganz ab — zur Hauptsache. Ich lasse mir auch jetzt noch zu Ende erzählen . . . Sie sprachen doch davon, es seien nur gemachte Schranken, die uns keusch hielten, wertloses, wenn ich auf den Ton höre, die Ihre Stimme auch jetzt noch in den Gesprächen hat. Die ablehnende und ungefällige Würde, die jedes Gedachte zeigt, alles durchsichtige und gemessene, war nur erschlichen, gestohlener Schmuck der wahrhaft niederen Seelen. Aber da Sie das Beweisen für sich haben, läßt sich der Kult des Geistigen, wie anrüchig er auch ist, behaupten. So sagten Sie doch.
B. Nun — verzeihen Sie mir, ich glaube, mehr ist hier nicht zu sagen.

M. Nun wollten Sie sagen — für mich — das Denken warne vor den gestaltlosen, vielgründigen Mächten, vor dem Bund der Liebe, des Todes und des Schicksals, es ist ja die Kunst erhobenen Zeigefingers. Es warne. Denn, wenn es in die Nähe des Genusses und seiner Erfahrungen komme, dann müsse es zittern, wie ein Übeltäter, der unter seine Gerichtsbarkeit geraten soll.
Denn es ist nicht, — nicht wahr, das ist es nicht, — nicht König, mein lieber Baltasar. Es weiß, es wird von dem Genuß entlarvt in seinem Mangel und unter die Diener gesteckt.
B. Ich kann Sie nichts mehr lehren.
M. Ja, ein Lehrer haben Sie sich immerfort gefühlt, aber Sie sind doch nicht recht zufrieden mit Ihrer klugen Schülerin.
B. Das ist schon grausam, wirklich.
M. O. Balthasar, lassen Sie mir ein wenig den Schmerz um all das, was ich verlasse, er ist noch ungeberdig, und ich bin noch ungeschickt, im geheimen ihn mit mir gehen zu lassen, den Schmerz. Ich kann ihn nicht missen. Er ist doch aus der Heimat — der Fremde Ihrer Evidentia, er soll im neuen Leben Salben geben — für dessen Schmerzen. Wie sich alles verschlingt. Es ist doch wohl etwas Schlimmes geschehen und im ganzen genommen mußte es nicht so kommen, aber freilich, da ich Sie traf, den Verwandten der Mittel, aber alles verrückenden Mischenden, war es wohl notwendig. Wir glitten und sprachen, als ob wir noch glitten. Aber nun schleichen die Worte wirklich sich von mir, die mich sonst auffingen und mir sagten, daß sie mich hielten und führten. Die Entlarvten, sie haben noch einmal nach der alten Weise sich mit mir vergnügt, und doch taten sie zum erstenmal ihre Pflicht, denn sie vernahmen die drohende Stimme der glühenden Meisterin deutlich — durch Sie. Als ich mit Ihnen sprach, verlor ich mit jedem Worte doch, mit dem ich, so schien es, gewann, ganz überzeugt, da sei noch zu beweisen. Ich verlor, denn ich sprach mit Ihnen und Ihrer geheimen Wissenschaft.
B. Sie sehen zu viel —
M. Erinnern Sie sich der seltsamen Geschichte von der abgewandten Frau? Sie schien mir noch voller Sinn, voll Deutlichkeit und doch — wie Nebel. Es war das letztemal, daß ich mein Leben gleichsam mit Gestalten führte. Aber es zog schon alles eilig an mir vorüber, wie Erscheinung, die man nicht halten kann. Denn es war schon sehr fern, verwischt und darum vielleicht gerade eine runde Überzeugung. Spürten Sie nichts davon? Wie aufgelöst war es im Grunde! Ich hatte wohl schon zugegriffen.....
B. Maria, das Zuspitzen zerstört Sie, dies unersättliche Deuten!
M. Mich drückt, — Ihr Genuß. Es ist etwas Schreckliches, das entgeistert mich. Sie wissen nicht, wie es ist, daß man mit dem Unantastbaren gelebt hat. Wenn man es verliert, bleibt nur die Irrheit oder die Frechheit. Wenn man es nie besaß, kennt man freilich nur Spiel. Ach, was hatten Sie in diesen Gesprächen zu gewinnen, Balthasar? in die Sie mich so eifrig brachten!
B. Es könnte so sein. Vielleicht nur Erfahrung, die den andern eines Tages zu-

lächeln wird. Obgleich . . . o Liebe, Sie verlieren sich und alle Wirklichkeit. Wir wollen miteinander reden.

M. Diese Wirklichkeit! Sie ist doch nur landläufige Entschuldigung, daß man keine Existenz hat. Ich brauche sie noch nicht. Freilich, nun ist alles ineinandergetaucht, in Grau zusammengeschwommen. O, nun müßten die Farben mir aus einem andern Himmel kommen, aber er tut sich nicht auf.

B. Stimmungen, Maria, Vorbereitungen.

M. Vergiftungen vielleicht. Ich weiß nicht. Balthasar, ich bin wie in einer schweren Krankheit müde. Balthasar, bei einem Arzt steht . . .

B. Nicht mehr Geschichten, Liebe.

M. Sie sind nicht, wie sie früher waren, da bildeten sie ab, jetzt sind sie brutal von dicker Wirklichkeit. Da steht: »Die allzu tiefen Träume gehen immer ins Blut und den Schläfer packen sie bei dem Geschlecht.« Wie aufrichtig habe ich geträumt, darum überwanden Sie mich. Die bodentiefe Hingabe an das Versagen und seine riesenhafte Welt zog mich den roten Weg. Wäre ich schmiegender gewesen. Hätte ein wenig hier genommen, ein wenig da — es wäre wohl ein warmes Nest gewesen und Sie hätten an mir keine Freude gehabt.

B. Ich bin nicht mehr im Spiel. Ich bleibe nur in den Schattenrissen mit Ihnen, den hoffnungslosen Umrissen, ich kann nichts lernen, sehe ich. Aber waren auch nur Ihre Geschichten früher wirklich anders?

M. Sie waren keine Geschichten, solange ich mir das geheime Verstehen verschwieg, das jede in sich trug. Sie waren schon eigentlich — so lange. — Wie war es doch damals? Was wissen die Frauen von ihrer Jungfernzeit! Wie war es als die Tore noch still geschlossen waren, luftfarbene, daß sie sie nicht sahen und stießen doch nicht daran? Wie war es als sie hindurchgingen? Es geschah mir in diesen Tagen zum Unheil. Alles ist unverändert, aber es gibt nicht Schwere mehr. Es bleibt alles nur so zusammen. Sie verstehen mich nicht. Hätten Sie mich ergriffen, die ahnungslose, während Sie noch von andern Frauen sprachen, mich mit Endgültigkeit ergriffen. Ich würde wenigstens an den Zufall glauben. Aber ich war die Starke in diesem Gespräch, das Stärkere. Nun sehe ich nichts, wie Schicksal, durchsichtiges in unseren Worten und unbegründete Unerbittlichkeit dennoch. Oh, hätten Sie mich ergriffen, dafür hätte ich Ihnen dankbar sein müssen, so besäß ich wohl das Haltende — das neue Haltende. Jetzt ist es zu spät. Oh, die Gespenster von Erinnerungen, die nichts mehr sind. Diese grundlose Gegenwart ohne Anfang, Fratzen, die mich nicht entschlüpfen lassen. Schwebe — ich schwebe zwischen den Gärten. Ich begreife nichts mehr, die Nackte ich, die Geplünderte, die Verlockte, nur Unterschiede. Ein kaltes Wort. Oh, eine Kälte der weißen Glut. Ich sehe Sie nicht mehr Balthasar! Es ist kein Licht —

GOETHES BRIEFWECHSEL MIT CHRISTIAN VON MANNLICH UND EIN BRIEF DER FRAU VON STEIN

Der Maler und Galeriedirektor Christian v. Mannlich war zu Anfang des Jahrhunderts mit der Aufgabe betraut worden, die Kunstschätze bayrischen Besitzes zu ordnen, zu verteilen und aufzustellen. Die großen Bestände der Galerien von München, Düsseldorf, Mannheim und Zweibrücken waren noch reichlich vermehrt worden durch die Säkularisierung der süddeutschen Klöster und den Zuwachs aus Wittelsbachischen Schlössern. Mannlich wandte sich an Goethe um Rat, wie solches Werk am besten getan werden könne. Goethes Antwort ist nach dem vorhandenen Konzept vom 6. August 1807 in der Weimarer Ausgabe der Briefe unter No. 4948 veröffentlicht worden. Goethes am Schluß dieses Briefes geäußerte Bitte um Medaillen, die Friedrich Müller einkaufte, führte zu dem weiteren Briefwechsel, der bisher verschollen war, von dessen Existenz wir nur aus Tagebucheintragungen wissen: Am 19. November 1804: »v. Mannlich, München, Raphaels und Medaillen.« — Am 27. Juni 1806: »Brief an Herrn v. Mannlich nach München wegen der neuangekommenen Medaillen.« — Am 15. August 1806: »An v. Mannlich, Dank für die letzte Medaillenzusendung und Bestellung einer neuen.« — Am 23. Januar 1807 an Cotta: »Wollen Sie wohl die Gefälligkeit haben, die Summe von 110 Gulden 4 Kr. Rheinisch an Herrn Gallerie-Direktor v. Mannlich in München für meine Rechnung zahlen zu lassen und eine solche zur Last zu schreiben.« — Am 1. November 1807 an Cotta: »... 147 Gulden Reichsgeld an Herrn v. Mannlich zu zahlen.« Die »Bemühungen der Münchner in Absicht auf den Steindruck« erhalten den Briefwechsel noch bis in das Jahr 1814 aufrecht, aus dem ein Briefkonzept vom 28. April in der Weimarer Ausgabe der Briefe unter No. 6807 gedruckt ist. Ein früherer Brief an J. H. Meyer vom 15. Dezember 1812 erwähnt die »von Herrn v. Mannlich übersendeten Steindrücke.«

Von dem Briefwechsel Goethes mit Mannlich sind bislang nur die beiden Briefkonzepte Goethes vom 6. August 1804 und vom 28. April 1814 bekannt gewesen. Einen dritten Brief Goethes an Mannlich fand H. Heinz Braune in einem Aktenbündel der Münchner Pinakotek und veröffentlichte ihn im 2. Hefte des V. Jahrgangs der Süddeutschen Monatshefte, S. 177. Im handschriftlichen Nachlasse Mannlichs haben sich nun neun weitere Briefe Goethes an Mannlich gefunden wie auch die Konzepte der Briefe Mannlichs an Goethe. Der erste dieser neun Briefe entspricht dem unter 4948 gedruckten Konzept. Der von Goethe im Tagebuche angeführte Brief vom 27. Juni 1806 befindet sich nicht unter den aufgefundenen Briefen. Bis auf diesen einen Brief dürfte der Briefwechsel nunmehr vollständig vorliegen, den wir hier zum Abdruck bringen. Den im Konzept bekannten Brief vom 6. August 1804 drucken wir nach dem vorliegenden Originale ab, den Brief vom 26. April 1805 nach einer Veröffentlichung in den S. M., und den Brief vom 28. April 1814 nach dem veröffentlichten Konzepte wiederholen wir der Vollständigkeit halber. Die Reihenfolge der Stücke ist diese: 1. Mannlich an Goethe, Sommer 1804. — 2. Goethe an Mannlich, 6. August 1804. — 3. M. an Goethe, 13. August 1804.

— 4. M. an Goethe ‹undatiert, wohl aber Oktober 1804›. — 5. Goethe an M., 10. Oktober 1804. — 6. Goethe an M., 10. Oktober 1804. — 7. M. an Goethe, 28. Oktober 1804. — 8. M. an Goethe, 7. April 1805. — 9. M. an Goethe ‹undatiert, Frühjahr 1805›. — 10. Goethe an M., 6. April 1805 ‹erster Druck in den S. M.›. — 11. M. an Goethe ‹undatiert, Frühjahr 1805›. — 12. Goethe an M., 5. August 1805. — 13. M. an Goethe, 18. August 1805. — 14. Goethe an M., 23. Januar 1806. — 15. M. an Goethe, 15. Februar 1806. — 16. Goethe an M., 15. August 1806. — 17. M. an Goethe, 5. September 1806. — 18. M. an Goethe, 12. Dezember 1806. — 19. M. an Goethe, Dezember 1806. — 20. Goethe an M., 22. Jänner 1807. — 21. M. an Goethe, Februar 1807. — 22. Goethe an M., 8. Mai 1807. — 23. M. an Goethe 23. Mai 1807. — 24. M. an Friedrich ‹Maler-› Müller, 21. Mai 1807. — 25. Friedrich Müller an M., 1. Juli 1807. — 26. Goethe an M., 27. August 1807. — 27. M. an Goethe, 6. Oktober 1807. — 28. Goethe an M., 28. April 1814 ‹nach dem Konzept in der W. A. der Briefe›. — 29. Eine Aufstellung Mannlichs über seine Ausgaben und sonstigen geschäftlichen Transaktionen, die Medaillensendungen betreffend ‹undatiert, wohl August 1806›.

‹1› A Son Excellc Mr le Baron de Göthé Conseilier jntime de SAS Mongr le Duc Regnant de Saxe.Weimar.

a

Weimar.

Je prens la liberté de m'adresser a Vous dans une circonstance tres desagreable pour moi, Votre Suffrage peut m'en tirer, mais que je voudrois plutot le meriter qu'obtenir. je m'adresse donc a Vous Monsieur plein de confiance et, pour me tirer par votre appropation d'entres des mains acharnés à ma perte, ou assez ignorants et entetés pour ne pas Sentir et apprecier ma bonne volonté dans le plan que j'ai adopté dans l'arrangement de la Galerie electorale. Je joins ici la preface du catalogue qui va etre imprimé, avec tres humble prière de l'examiner, de le juger, et de me faire part de Vos idées. Si mon idée est nouvelle, elle ne m'a pas eté suggerée par l'amour de la nouveauté. j'ai toujours eprouvé dans les galeries arrangés par ecoles une Sorte d'ennuy, et de peine, ‹j'y ai toujours fait la triste decouvert, que dès le commencemens des ecoles la marche du genie de la peinture etoit retrograde› j'y ai toujours vu que les chefs, tel que Raphael, Michelange, Titien, Corregio, Albert Durer jouent le premier role, que leurs eleves etoient resté audessous d'eux et que le commencement d'une ecole etoit aussi le commencement de la marche retrograde. Qu'en imitant les uns les autres, les artistes s'ecarterent insensiblement de le Nature, et que le commencement de la monotonne maniere, il falloit le chercher dans la degeneration des ces differents ecoles même. Ayant reconnu, et prouvé par l'organe de la vue même, cette importante verité, par l'arrangement des tableaux, du commencement des arts, de leur progrès, de leur haute periode par les chefs des ecoles, et de la marche retrograde du genie aussitot que ces ecoles ont commencé, par leurs eleves, Je n'ai pas cru devoir suivre l'ussage

reçu d'arranger la Galerie electorale par ecoles, tant pour ecarter toute idée de la maniere meme que pour y substituer celle de la plus grande perfection possible dont la Galerie de Munic est susceptible. Les ouvrages, meme de Raphael, du Correge, du Titien et d'autres chefs d'ecoles, ne sont pas toujours de la même perfection, ils ne peuvent dont pas etre rangés avec avantage les uns a coté des autres, et que deviennent la plupart de leurs eleves et les eleves des eleves a coté d'eux? on voit par ci par la briller un tableau et les autres sont eclipsés. Ces reflections et l'experience m'ont mené a l'idée, de montrer la perfection apres avoir montré la marche des arts, tant pour la faire connoitre a l'amateur que pour y faire aspirer le jeune artiste: pour cet effet j'ai reunie dans les memes Sales tout ce que la Galerie electorale posede de plus parfoit de toutes les nations et dans tous le genres, sans avoir egards aux limites tracés par les Alpes les Pyrenées ou le Rhin. le Genie n'estil pas de tous les pays, de tous les terres? ne se montretil pas dans le grand comme dans le petit? et ne Service pas en manquer que de vouloir astreindre ses plus belles productions a des petits idées minutieuses et Scholastiques, qui influent sur la totalité de l'effet et sur l'ensemble d'une grande collection beaucoup plus que l'on ne pense. La Galerie de Munic est arrengé sur ce Plan. Elle a beaucoup des partisans eclairés – l'Electeur et le Ministre l'ont honoré de leur suffrage. Mais les detracteurs archarnés crient contre la faveur et sont d'autant plus outrés contre ce qu'ils apellent une innovation ridicul et pernicieuse. Et des detracteurs d'autant plus outrés qu'ils sont ecrivailleurs et qu'ils veulent absolument commencer une querelle Litteraire, et infecter les Gazettes de leurs partialité pour l'arrengement par ecole qu'ils protegent et dont ils veullent saisir la defense pour faire parler d'eux. Vous Monsieur, Vous pourriez me Sauver le desagrement de me defendre contre ces acharnés et desagreables adversaires, ce que je ne ferai qu'a la dernière extremité, Vous pouvez et leurs fermer la bouche a jamais, si mon plan a le bonheur d'etre approuvé par Vous. La Supperiorité de votre merite, votre justice, et vos profondes connoissances dans les arts, me font esperer que Vous accuillerez avec bonté ma priere, et me font attendre avec confiance la decision de cette affaire. Je n'ai pas osé Vous ecrire en allemens, quoiqu'allemans je n'ai osé me servir de cet idiome en m'adressans au plus grand et plus celebre ecrivain de notre langue. Daignez d'excuser mon importunité et de recevoir avec bonté les assurances de la plus haute consideration avec la quelle j'ai l'honneur d'etre
Mr. Vot . . . C. v. M.

Hochwohlgebohrner Insonders hochgeehrtester Herr. ⟨2⟩
Die von Ew. Hochwohlgeb. an mich gebrachte Streitfrage läßt sich, nach meiner und meiner hiesigen Freunde Überzeugung, nicht sowohl entscheiden als vergleichen. Da nämlich einerley Sache auf verschiedene Weise gethan, Ein Zweck auf verschiedene Weise erreicht werden kann, so möchten wohl, nach Beschaffenheit der

Umstände, beyderley Arten eine Sammlung von Gemählden aufzustellen gar wohl zulässig und diejenige welche Ew. Hochwohlgeb. erwählt, in gewissen Fällen, der andern vorzuziehen seyn.
Der Künstler mahlt eigentlich sein Bild nicht daß es in einer Gallerie aufgestellt werden soll, er mahlt es für einen Altar, für die Wand eines Saales, oder Zimmers und denkt es, oft als ein isolirtes, immer aber als ein abgeschlossenes Ganze. Daher wäre nichts wünschenswerther als fürtreffliche Sachen allein, in ruhigen Zimmern aufgehangen zu sehen. Weil aber hiezu, bey großen Besitzungen, ein ungeheurer Platz nöthig wäre, so ist es der Sache ganz gemäß, daß man das Vortreffliche zusammenbringe, indem die besten Meister, in ihren glücklichsten Augenblicken, sich der höchsten Kunst nähern, wo die Individualität verschwindet und das was durchaus recht ist, hervorgebracht wird.
Dem Liebhaber wird durch eine solche Einrichtung ein großer Genuß bereitet und dem Kenner Gelegenheit zu den interessantesten Vergleichungen gegeben. Findet man noch außerdem, durch eine Reihe von Bildern, die mehr ein Streben bezeichnen als ein Gelingen darstellen, zur andern Art von Vergleichung, welche man die historische nennen kann gleichfalls Gelegenheit, so bleibt, wie uns dünkt, nichts zu wünschen übrig und das Publikum hat eine solche Einrichtung wohl dankbar zu erkennen. Dieses ist im allgemeinen unsere Überzeugung, welche weiter ausgeführt, in der jenaischen allgemeinen Litteraturzeitung öffentlich erscheinen könnte, wenn Ew. Hochwohlgeb. nach geendigtem Druck, mir die Katalogen übersenden wollten. Wobey uns besonders angenehm seyn soll zu Ew. Hochwohlgeb. Beruhigung, nach unserem besten Wissen und Gewissen das mögliche beyzutragen. Der ich mich mit vorzüglicher Hochachtung zu unterzeichnen die Ehre habe
Weimar Ew. Hochwohlgeb ganz gehorsamster Diener
d. 6. Aug. 1804 J W GOETHE

Nachschrift
Erlauben mir Dieselben zugleich eine kleine, auf Kunst sich beziehende Bitte. Ich bin bey Gelegenheit der Übersetzung und Bearbeitung des Cellini, auf die kleinern plastischen Werke der neuern Kunst aufmerksam geworden und habe, um zu einem Anschauen der Verdienste manches Künstlers zu gelangen, eine Sammlung von bronzenen, gegossenen und geschlagenen Medaillen angelegt, welche sich von der Hälfte des 15. Jahrhunderts bis auf die neuern Zeiten erstreckt. Da ich nun besonders bemerken können, daß in den Pfälzischen Häusern sehr merkwürdige und kunstreiche Medaillen gegossen und geprägt worden, so nehme die Freyheit bey Ew. Hochwohlgeb. anzufragen: ob mir Dieselben vielleicht einiges davon verschaffen könnten, so wie vielleicht in München, wegen der Nähe von Italien, manches alte Stück auf Päpste, Cardinäle Fürsten und verdiente Leute besonders des 15. und 16. Jahrhunderts gegossen und geprägt, befindlich seyn könnte, welche der Besitzer einzelner Stücke dem Liebhaber um ein Billiges überließe, besonders weil dieses eine Art von Kunstwerken ist die man von dem historischen Standpunkte aus zu be-

trachten hat, da kaum etwas darunter vorkommt das man unbedingt fürtrefflich nennen könnte. Daß ich nur bronzene oder kupferne Exemplare wünsche, erhellt aus dem obigen.

GOETHE

Ce 13 Aoust. Lundi. je suis arrivée a Schleißheim pour arranger la Galerie. ⟨3⟩
Nachahmer Manirist. Piazzetta Tiepolo Vater und Sohn, Springer. van Achen. Rothmayer. Brandel, Stella Coypel. Watteau. Boucher. Le Prince etc. Hier siehet man die Ausartung aller Schulen der Manieristen, stehet da, wie ein in der Gesellschaft auf einer Lüge erdapter lügner. Zu meinem Vergnügen macht diese Zusammenstellung einen bessern Eindruck auf unsere Zöglinge als auf ihre Lehrer, welche ich zwar aber doch kühn genug war so manchen Götzen dem man Weirauch streuete, aus seiner Nische grob auf die Erde zu setzen. Daher komt größten Theils die Wuth mit welcher einige unserer Künstler und ihre Gönner unsere Liebhaber meine Aufstellung anfallen und alles angewandt haben um durch die Eintheilung nach Schulen, diesen ersten Saal zu vernichten. Die Kunst ist hier zu Lande, so wohl bey denen Künstlern selbst als unsern sogenannten Kammern bis auf das bloße Handwerk herabgesunken. Mein Streben ging folglich vor allen Dingen dahin den allgemeinen Kunstsinn zu veredeln und ihm eine bessere Richtung zu geben. Ich habe dieses vergebens bey denen vollendreten Künstlern versucht, nun habe ein Zeichenbuch für Anfänger herausgegeben, welches fortgesetzt werden soll, um wenigstens bey der jugend etwas zu thun. Der Jüngling der es sieht zeichnet erst seit zwey jahren nach der Natur nach Raphael, dieses Zeichenbuch ist sein erster Versuch in der Kupferstecherkunst. Jch habe die Ehre ein Exempl. von den zwey ersten Heften mit der gehorsamsten Bitte hier beyzulegen diese Kleinigkeit nicht zu verschmähen, und wenigstens durch mein Streben die Reinheit und Wahrheit wieder in Umlauf zu bringen in diesem schwachen Versuch zu erkennen und mit Güte aufzunehmen. Auch in Ansehung des Costums wird hier barbarisch gemalt. Unsere Bücherei ist auch nicht ganz tadelfrey, und weil Werke dieser Art sehr kostbar sind und nicht von jedem Künstler angeschaft werden können, so habe ich auf eigne Kosten einen kurtzen Auszug aus dem Werkchen schon vor einigen jahren drucken lassen, um einstweilen der Wahrheit entgegen zu gehen. Dies alles muß ich Ew Hochwohlgeb bekannt machen, damit die Ursache des Zwistes welche eine blose Galerieeinrichtung verursachte Hochdenenselben bekannt werde. Sprechende Beweise sind meinen Gegnern unerträglich. Bis hieher haben sie vergebens gesucht meinen Plan zu vereidlen der auch sehr warme Anhänger hat, und ongeacht aller Bemühungen dennoch bestehen wird, wohl aber Gefahr läuft im Auslande öfentlich als eine ungereimte innovation verschrien zu werden ... Jch bin bereits schon von einem sogenannten Reisenden, von hier aus, in der h. Eleganten Zeitung angegriffen worden. Alle meine untergebenen, so gar die Galerie Diener werden als Künstler angegrifen, jch allein verhindere die Fortschritte der Kunst in Bayern – etc. daß ich auf eine solche lüge nicht antwortete, versteht sich von selbsten, den ver-

dorbenen Geschmack nicht schätzen, und das Streben einen bessern einzuführen, heißt nach meiner Einsicht für wahre Kunst arbeiten und ihr aufkeimen befördern. Ew Hochwohlgeboren die so herrliche und sprechende Beweise gegeben haben daß wird auch Hochdero Absicht seyn, hat mich angetrieben einem so edlen Beyspiel zu folgen, und kühn mich jeder calomnie dem Neid dem verjährten Vorurtheil und der niedersten Boßheit auszusetzen um unter dem Schutz des besten Fürsten etwas gutes zu stiften. Nun bin ich ganz ruhig da auch Ew Hochwohlgeb den Catalogue und mein System, mit eigenen Zusätzen und Verbesserungen, bekannt zu machen die Gewogenheit haben wollen. So bald der Catalogue die Presse verlassen werde sogleich die ehre haben einige Exempl. an Hochdieselben abzuschicken, Nur muß ich zum Voraus die Schreibart entschuldigen, hätte ich hier einige Hülfe gefunden, wäre ich mir nicht ganz selbst überlassen gewesen, oder verstünde ich die Kunst zu schreiben, den wäre alles besser gewesen. An unsern Commissaire zu Rome habe schon geschrieben jede Gelegenheit zu benutzen um Münzen von der vorgeschriebenen Art ausfündig zu machen und an mich zu überschicken. Auch hier werde alles anwenden um vatterländische Medaillien zu erhalten, welche alsdann Ew Hochwohlgeb zu überschicken die Ehre haben werde. Über die Länge dieses Briefes muß ich gehorsamst um Verzeihung bitten, und der vollkomensten Hochachtung da ich die Ehre habe die Ehre hab zu verharren.

⟨4⟩Hochwohlgeb insonders Hochzuverehrender H. G. R.
Längst hatte Ew. Hochwohlgeb Schreiben beantwortet, aber die Furcht lästig zu werden hielt mich ab. Ich wolte die Ankunft des zweyten Transports der bronzenen Medallien erwarten, und dieser ⟨wahrscheinlich wegen der Quarantaine⟩ bleibt zu lange aus. Es ist ein glücklicher Zufall daß unter denen in Rom erkauften Medallien nur zwey waren die sich bereits schon in Ew. Hochwohlgeb. Sammlung vorfinden. Ich wünsche das der Zweyte Transport eben so glücklich ausfallen möge. Müller, mein Correspondent in Rom. der ⟨der auch unsrer Churbayrischer Comissionar ist⟩ als Churfürstl. Comissionaire dort unsere Kunstgeschäfte zu besorgen hat, glaubt mir einige Verbindlichkeit zu haben. Ich wolte seinen guten Willen zu Ew. Hochwohlgeb Vergnügen benutzen, und ließ ihn in der Meinung die Medallien wären für mich. Der Bischof von Hoeffelin, unser Gesanter in Rom macht die Auslagen in gleicher Meinung und alles geth in bester Ordnung, durch H. Seeligmann ist schon eine Anweisung nach Rom abgegangen. Nun wäre noch die Frage, welches zu beantworten freylich bis Ankunft des 2. Transports beruhen mus ob Ew Hochwohlgeb fortfahren wollen Medallien zu kaufen, im Fall ja, wäre meine unfürgreifliche Meinung H. Müller ⟨durch mich⟩ ein genaues Verzeichniß von denen Medallien zu überschicken welche schon vorhanden sind und er folglich nicht kaufen soll. dan abermal eine Sume auszusprechen welche H. Müller nicht überschreiten dürfte. Wolten Ew. Hochw. alsdann auch in Florenz aufkaufen lassen, wo ich aber niemand kenne, so müßte freylich H Müller freye Hand gelassen werden um sich dort einen Corespondenten zu verschaffen in welchem

Fall aber weder er noch ich für dessen ganz uneigennütziges Betragen Bürgschafft leisten könnten. Die Besondere Güte welche Ew Hochwohlg für mich haben mein Zeichenbuch auf eine vortheilhafte Art in der Jen. allg. Litt. Zeitung bekannt zu machen und mit Ihrem so schmeichelhaften Beyfall zu beehren, erkenne mit dem wärmsten Dank und Got gebe daß mein Catalogue welcher nun auch bald erscheinen wird eine gleiche Ehre verdienen möge. Müller schreibt mir vom 11 7bre dass er 73 Medalien, und eine kleine bronzerne Statue, ⟨unter welchen erstern sich nicht wenige vom ersten Range befinden sollen⟩ das glück gehabt habe ausfindig zu machen, und zu erkaufen. Her Bischof von Hoeffelin, unser Gesander am pepstlichen Hof meldet mir dass er diese Stücke wohl gezelt, dem Wechseler Torloni bereits übergeben und den Transport, und das weitere zu besorgen. aufgetragen habe. Da ich nun der Ankunft dieses Transports entgegen sehe so fragt es sich ob Ew Hochwohlgeb gesonnen sind daß ich das Kästgen bey jetzigen Umständen dem Postwagen anvertraue ⟨in so ferne nähmlich dieselbe bey dessen Ankunft noch so kriegerisch seyn sollten⟩ oder ob ich es so lange in Handen behalten soll, bis es mit Sicherheit an Hochdieselben abgehen kann. Ich erbitte mir hier über die nöthige Weisungund habe die Ehre mit der allervorkomensten Hochachtung zu verharren

Ew Hochwohlgeb. gehorsamst ergebenster Diner

Ew. Hochwohlgeb. ⟨5⟩
ersuche dero gefälligen Correspondenten in Rom die Erklärung zugehen zu lassen: daß auch die kleineren bronzenen Schüsselchen und Medaillen, auch alle nur einseitig gegossenen, runden, ovalen und viereckten kleinen Basrelieffe, welche von frühen Zeiten an in Florenz und Rom verfertigt wurden, für meine Rechnung um billige Preise können angeschafft werden.
Da aber in solchem Falle der Werth blos von der Liebhaberey abhängt, so ist eine unbedingte Commission für beyde Theile immer bedenklich. Ich erwünschte daher dass der Römische Freund dergleichen Kunstwerke, welche freylich gut gegossen und gut erhalten seyn müßten, überhaupt für 10 bis 15 Zechinen anschaffte und solche, wohlgepackt, an Ew. Hochwohlge. versendete, mit beygefügten Preisen der einzelnen Stücke, damit man erführe wie hoch dergleichen Dinge dort gehalten würden und man, wegen fernerer Aufträge, nähere Entschließung fassen könnte.
Mit besonderem Dank wiederhole ich diese Bitte und empfehle mich zu geneigtem Andenken
Weimar GOETHE
am 10. Octob. 1804

Hochwohlgebohrner Insonders Hochzuehrender Herr! ⟨6⟩
Eine Antwort auf die Anfrage des gefälligen Correspondenten zu Rom habe auf einem besondern Blättchen verfaßt, damit solches ohne weitere Beschwerde dorthin abgeschickt werden könne.

Was Ew. Hochwohlgeb. mir von Bayerischen und Pfälzischen Medaillen auch nur in Zinn verschaffen können, soll mich zu besonderer Dankbarkeit verflichten, so wie mir besonders angenehm seyn wird bald etwas von Ihren Bemühungen zu Verbreitung der Kunst und des Geschmacks näher zu sehen und zu betrachten.
Der ich mich mit ganz besonderer Hochachtung die Ehre habe zu unterzeichnen
Weimar Ew. Hochwohlgeb. ganz gehorsamster Diener
am 10. Octobr. 1804 J. W. v. GOETHE

⟨7⟩ Hochwohlgeboren Insonders Hochzuverehrender Hr. Geh. Rath
Jch habe häute bey meiner Ankunft in München Ew Hochwohlgeb geehrtestes Schreiben vom 10. dieses, und ein Päkchen unter meiner adresse Medalien enthaltend, angetroffen. Ersteres werde sogleich meinem Corespondenten in Rom mittheilen, und letzteres wird mit dem nächsten Postwagen so wie es ist, nach Weimar abgehen. Da ich keinen Lettre d'avis erhalten, auf dem Päkchen aber Medaglie di Metallo di Valore Zecchini 3. stehet so glaube gewiß daß dieses eine Probe von denen für Ew Hochwohlg bestimmten Münzen ist. Jch wünsche Herzlich daß dieser Versuch nach Hochdero Wohlgefallen seyn möge. Da ich morgen früh mit Tages Anbruch schon wieder nach Schleißheim zurückkehren muß, so überwiegt der Eifer Ew Hochwohlgeb so schnell als möglich zu bedienen, meine Neugirde und Kunstliebe, das Päkchen muß heute noch auf die Post und die Zeit ist so kurz daß das Päckchen so wie es ist und unerbrochen abgehen soll, Solte der Avis Brief in demselben enthalten seyn so bitte gehorsamst mir denselben zu überschicken. Jch erwarte Hierüber so wie über meinen letzten Brief die Medalien von Seniola betreffend, gütigste Weisung und Befehle, und habe die Ehre mit der vollkomensten Hochachtung zu verharren

Ew Hochw.

München d. 28. 8bre 1804 M.

⟨8⟩ Hochwohlgebohren Hochzuverehrender Hr Geheimer Rath
Vor allem muß ich Ew Hochwohlgeb danken für die Vortheilhafte Beurtheilung meines Zeichenbuchs. Diese bin ich Hochderoselben Güte schuldig, meine Kunst sucht zwar den Beyfall wahrer Kenner zu verdienen, doch konnte ich mir kaum schmeichlen, ihn bis auf diesen Grad zu erhalten. Hiebey habe die Ehre das III. Heft gehorsamst zu überschicken. Jch könnte zwar dieses Zeichenbuch nach Raphaels Werken noch weit ausdehnen indem noch ein ganzer Vorrath und unter andern das ganze Bild die Grablegung aus der Galerie Borghese besitze, allein zu weitläufig, weil ich nicht für den Locus sondern zum Vortheil der Kunst arbeite durfte dieses Werk nicht werden. Das IVte Heft ist der Anatomie, so wohl der Ostologie als Myologie gewidmet, wo denn auch Rücksicht auf Aesthetik genomen werden wird. So bald es erscheinet werde die Ehre haben Ew. Hochwohlgeb dieses Heft nebst dazu gehörigem Text zu überschicken. Auch habe ein kleines Werk über die

Aesthetik, und zwar über ihre Anwendung in Kunstwerken geschrieben. Der Gedanken ist sehr alt und sehr neu, und wenn ich nicht befürchtete Ew. Hochwohlgeb beschwerlich zu fallen, so würde das Manuscript ehe es in Druck erscheinen wird Ew Hochwohlgeb zur güttigsten Beurtheilung gehorsamst vorlegen. Freylich kann der Gedanken nur durch die dazu gehörige Kupferstiche bewießen werden, diese sind aber erst angefangen, und ich wünschte vor allem Ew Hochwohlgeb Einschts-volle Aeußerung darüber zu vernehmen ehe ich es bekannt mache. Einige unsrer jungen Künstler sind davon gantz eingenommen, der größte Theil verstehet davon kein Wort. Jch für mich glaube etwas sehr nützliches gefunden zu haben, und hätte ich das Glück nur einen Tag Ew Hochwohlgeb aufzuwarten, so hofte auch jeden Zweifel lösen zu können. Von Hochdero Erlaubniß hängt es folglich ab mein Manuscript zu empfangen und zu beurtheilen, als worum ich gehorsamst bitte. Der raisonirte Cataloge der Churfrstl Galerie ist unter der Presse, allein es geht damit wie mit allen andern Sachen dieser Art, bald ist kein Papir zu haben, bald ist es eine andere Ursache welche das Werk verzögert. Vortheile habe ich keine, Hinder-nisse tausend. Hochdero Güte hat mir neuen Muth gegeben und mich aufgemuntert so viel ich es vermag nützlich zu seyn. Unsere schon so lang erwartete Medallien sind noch nicht angekommen, H. Bischof von Hoeffelin Pfaltz Bayrischer Gesande in Rom schreibt mir d. 5t Merz 1805. jesper que les médailles que vous attendez depuis si longtems, seront a la fin arrivées. les officiers du bureau de poste ont assuré Mr Muller qu'il devoit etre tranquile et sans inquietude que le paquet pouvoit avoir souffert du retard, mais qu'il arrivera sans faut. Deme ungeacht ist noch nichts angekommen. Ew Hochwohlgeb welche die Original-Briefe von Müller in Handen haben können besser als ich selbst beurtheilen wie lange die Medaillen schon von Rom abgereist sind. Da ich nun fürchten muß daß die Sache zum Prozeß kommen wird, so muß ich Ew Hochwohlgeb gehorsamst bitten mir diese Briefe güttigst zurückzuschicken. Ich habe die Ehre mit vollkomenster Hochachtung zu verharren

Ew Hochwohlgeb

d. 7t April 1805

(M.)

Hch Wohlgebohren Hochzuverehrender H. G. Rath (9)

Endlich wird mir der Catalog von unserer Münchner Galerie überbracht. Der Drucker hat sich nicht übereilt, verwichene Ostern solte er schon fertig seyn, nun erscheint er gegen Ende des Jahres und ist mit den unverzeihlichsten Fehlern angefüllt. Jch eile ihn so wie er ist Ew Hochwohlgeb mit der gehorsamsten Bitte zu überschicken, diesen Versuch mit Güte und Nachsicht aufzunehmen, und mir Hochdero Urtheil über den Plan und Absicht der ganzen Einrichtung der Galerie, und die Art der Beschreibung der Gemälde güttigst mitzutheilen. Ich sehe diesem Urtheil (die Druck- und Schreibfehler sind eine Folge meiner Abwesenheit und der Nachlässigkeit von Ritterhausen) mit so viel mehr Verlangen entgegen da ich anjetzo an einem dritten Bande arbeite, welchem noch ein Vierter folgen muß in-

deme die ungeheure Menge Gemälde welche in Schleißheim aufgestellt sind, so wie die Schmelz, Miniatur, Pastell und Mosaische Gemälde nicht in einem Bande beschrieben werden können. Die Schleißheimer Galerie enthält zweydrittel Gemälde mehr als die hier beschriebene Münchner Samlung. In betracht der Altdeutschen, Flamandischen, Hollendischen und jtalienischen Bilder, welche gewöhnlich unter dem Namen altdeutsche Schule aufgestellt werden, ist sie wie ich glaube einzig in ihrer Art. Das hitzige Fieber der Menschheit, der verwünschte Krieg hat nun wieder alles zerstört und unsere Galerien sind leer. Dem ungeacht bearbeite ich indessen die Uebersicht, sobald dieselbe einigermaßen überdacht seyn wird ⟨und⟩ werde Gebrauch von der mir so güttigen als wichtigen Erlaubniß machen, und meine Gedanken Ew Hochwohlgeb zur Prüfung gehorsamst vorlegen. Müller hat abermal für die bestimmte Summe Medalien gekauft. Den ersten Transport hat das gelbe Fieber, diesen der Krieg verhindert zu gehöriger Zeit einzutreffen: so bald der Pack hier eintrifft, werden ihn sogleich nach Weimar abgehen lassen. Jch bitte nochmalen um gütige Aufnahme meines Catalogs und um gütige Nachsicht. Der ich die Ehr habe mit der allervollkommensten Hochachtung zu verharren

Ew Hochwohlgeb

⟨10⟩ Hochwohlgeborner, Insonders Hochgeehrtester Herr,

Eine Krankheit, an der ich diesen Winter wiederholet gelitten habe, verhinderte mich Ew. H. zu schreiben und zu danken, auch hoffte ich mitunter in guten Augenblicken auf das Vergnügen die Medaillen ankommen zu sehen, die ich Ihrer Vorsorge schuldig werden soll.

Die Müllerschen Briefe, wovon ich Nachricht genommen habe, liegen hier bey. Meine Vermuthung ist, daß das Paket durch die Anstalten gegen das gelbe Fieber, an irgend einer Gränze aufgehalten worden. Ein Laufzettel von Rom aus würde solches wohl aufspüren und weiter befördern da es ja doch keine Materien enthält, die Gift einsaugen und fortpflanzen.

Der dritte Rest des sehr verdienstlichen Zeichenbuches ist glücklich angekommen, und soll deren Anzeige alsobald erfolgen. Was dieselben mir noch sonst von ihren schriftstellerischen Arbeiten zuschicken wollen, soll mir höchst willkommen sein.

Bei Behandlung der Anatomie für Künstler an künftigen ästhetischen Gebrauch dieser Vorarbeiten zu denken, ist gleichfalls sehr verdienstlich. Die Großheit der Formen muß sich schon am nackten Muskel zeigen, wenn er sie dereinst mit Haut bekleidet auf weisen soll. Leider giebt die gewöhnliche, medicinisch-chirurgische Anatomie nur verwelkte und vertrocknete Muster.

Der ich mich mit lebhaften Wünschen für Ihr Wohl mit vorzüglicher Hochachtung unterzeichne

Weimar den 26. April 1805

Ew. Hochwohlgeb. gans gehorsamster Diener
J. W. v. GOETHE

Soeben komen von Schleißheim hier an, und hab endlich das Vergnügen die schon so lange vermißten Medalien in München anzutreffen. Jch Eile dieselben Ew Hochwohlgeb zu überschicken, Und H. Bischof von Hoefelin nachricht dessen zugeben um Ihnen ferneres Nachforschen zu ersparen. Solte Ew Hochwohlgebohren mit denen mir unbekanten Medalien und dem Preiße zufrieden seyn, so werde mich glücklich schätzen und mir fernere Befehle ausbitten. Jn Erwartung dieses da ich nur für wenige Stunden hier bin, habe die Ehre mit der vollkommensten Hochachtung zu verharren 〈11〉

Ew Hochwohlgeb

Hochwohlgeboren, Insonders hochgeehrtester Herr, 〈12〉
Die schon vor einiger Zeit in Weimar angekommenen Medaillen haben mich endlich hier angetroffen und ich verfehle nicht Ew Hochwohlgeboren dafür den verbindlichsten Dank zu sagen. Sobald ich zurück komme, werde ich sogleich den Betrag dafür übermachen, wobey ich bitte, daß Sie die Gefälligkeit haben mögen, was etwa an Porto und sonstigen Auslagen zurückstände, zu bemerken.
Die Sendung selbst ist zu meiner völligen Zufriedenheit ausgefallen, nur einige der Stücke sind schon in meiner Sammlung zu finden, und es würde mir sehr angenehm seyn, wenn der dortige Freund sich ferner die Mühe geben möchte bey vorkommenden Gelegenheiten an mich zu denken, wobey ich dann abermahls die Summe von Funfzehn Zecchinen bestimme.
Zugleich wünschte, daß beym Einpacken die Medaillen und Täfelchen in mehrere Papiere eingewickelt würden, daß man auch lieber noch etwas zwischen die Schichten legte. Es ist zwar dießmahl kein großer Schade geschehen, aber hier und da ist doch etwas an den höhern Stellen zerscheuert und die Papiere waren sämmtlich wo nicht durch, doch angerieben. Die Schwere des Metalles verursacht fraglich dergleichen.
Von meinem lebhaften Dank und Wunsch gleichfalls etwas Gefälliges erzeigen zu können, bleiben dieselben gewiß versichert, weshalb ich auch nicht um Verzeihung dieser abermahligen Bemühungen bitte und mit vorzüglicher Hochachtung unterzeichne

Lauchstedt bey Halle — Ew Hochwohlgeb ganz gehorsamster Diener
z. 5. Aug. 1805. — J. W. v. GOETHE

Hochwohlgeb Hochzuverehrender Hr. G. R. 〈13〉
Jch bin erfreut daß Ew Hochwohlgeb mit denen endlich angekomenen Medaillen zufrieden sind. Heute noch werde nach Rom schreiben und H. Müller neue Aufträge geben. Da aber Ew Hochwohlgeb schon eine Sammlung derley Medaillen besitzen, so wäre nothwendig, dem guten Müller eine Note mitzutheilen damit er nur diejenigen Stücke einkaufe welche in der Samlung noch fehlen. Auch mir wäre diese Vorsicht erwünscht indem ich hofen könnte um so gewisser Ew Hochwohl, einen kleinen Dienst zu leisten. Die Versorgung und bessere emballirung der noch

zu überschickenden Stücke will ich bestens anempfehlen, den als ich das Paquet empfing hatten sich einige Medallien durch das Wachstuch durchgewetzt, und ohne es zu öffnen, mußte ich es besser gepackt von hier abgehen lassen. H. Seeligmann zahlte ich für den mir gegebenen Wechsel v. H. Marin Torloni 85 fl 56 xr nebst Spesen und Gebühr wie seine beyliegende Rechnung ausweißet. Das Erst Päckche kostet von Rom nach München 2 fl. 20 xr.   das letzte 5 fl 30

Zusammen 93 fl. 46 xr ⟨recu le montant⟩.

Müller hat in einem seiner Briefe gemeldet daß er glaube in Florenz eine gute Ernde machen zu können, da er sich aber in diesem Falle einem Corespondenten anvertrauen müßte, und der Eigennutz dieser Herren in jtalien bekannt, so stehet zu befürchten, daß der Preiß höher steigen möge. jch bitte mir hierüber Hochdero Befehle aus und habe die Ehre mit der volkomensten Hochachtung zu verharren

d 18t August 1805

⟨14⟩ Hochwohlgeborner, jnsonders hochgeehrtester Herr,

Jn diesen unruhigen Zeiten so lange keine Nachricht von Ew. Hochwohlgeboren zu erhalten, hat mich um Ihretwillen in Sorge gesetzt. Schon vor Monaten habe ich dem hiesigen Hoffactor Uhlemann den Auftrag gegeben meine Schuld abzutragen, aber bisher noch keine Quittung erhalten. Es wollte verlauten, als wenn Sie München verlassen hätten, allein ich sehe aus Ihrem letzten Briefe so wie aus dem damit abgesendeten Werke, daß Sie auf Ihrem Posten geblieben und im Kriege wie im Frieden Ihrem schönen Geschäfte vorstehen.

Vorstehendes war einige Tage liegen geblieben, indessen ich unterrichtet wurde, daß die Kleinigkeit bey Ew. Hochwohlgebornen abgetragen ist. Nicht wie viel man schuldig bleibt, sondern daß man schuldig bleibt setzt in Verlegenheit. Möchte doch die neue Sendung bald aus Italien herüber kommen. Seit der letzten die mir im Sommer zukam hat sich meine Sammlung um nichts Bedeutendes vermehrt.

Ich empfehle mich zu geneigtem Andenken und hoffe gütige Aufnahme des Beykommenden. Lassen Sie mich nicht, wenn es Ihre Zeit erlaubt, ohne Nachricht von Ihren weiteren Vorschritten, wozu ich besonders bey gegenwärtigen friedlichen Aspecten alles Glück wünsche.

Weimar den 23. Januar 1806.   Ew Hochwohlgeb Ganz gehorsamster Diener
J. W. v. GOETHE

⟨15⟩ Ein hartnäckiger Fluß im Kopf welcher mich schon mehrere Wochen plagt und die Ankunft der Düsseldorfer Galerie haben mich bishieher abgehalten Ew Hochwohlgeb für das gütige Urtheil meines Katalogs gehorsamst zu danken. Der kleine Raum der Münchner Galerie macht nur eine Auswahl aus dem reichen Zufluß der Düsseldorfer Samlung möglich, und um diese aufzustellen müssen Gemälde von geringerem Werth abgenommen werden. Dieses wird mich nöthigen den zweyten Band des Katalogs durch einen Anhang zu vermehren. Zum Glück ist der französische Katalog noch nicht gedruckt, dieser wird erscheinen so bald die Samlung

zusammen gestellt ist wie sie wahrscheinlich, bis zur Erbauung einer neuen Galerie bleiben wird. Wir haben jetzt die reiche Zweybrücker Samlung, die von Manheim von München, und von Düsseldorf, jch bin lange Zeit in Schwaben Franken, in Bayren, Neüburg etc herum gereist, habe überall das vorzüglichste ausgewählt und auf einen Punkt nach München zusammen tragen lassen. Daß dieses ‹eine Art von Raub› meine Absicht seyn konnte, hofe ich werden Ew Hochwohlgeb von mir nicht glauben. Das Beste und reinste auszuwählen und in der Hauptstadt aufzustellen ist allerdings zweckmäßig und recht, aber eine Menge von 5000 Gemälde auf einen Punkt zusamen zu drängen um dadurch den Genuß ihrer Einwohner auf Kosten der Provinzial Städte zu vermehren, scheint mir auch in politischer Hinsicht nicht rathsam. Dieser Gegenstand von Ew Hochwohlgeb in öffentlichen Blättern beurtheilt und auseinander gesetzt, könnte ‹ohne uns zu nennen› meiner lieben alten Vaterstadt Augsburg, und Bamberg von großem Vortheil seyn, als wohin ich schon vorgeschlagen habe Provinzial Samlungen aufzustellen. Es ist hier die Rede, den Wohlstand und das Vergnügen dieser Städte zu vermehren, die Kunstliebe zu verbreiten, und ich fürchte nicht durch die Freyheit Ew Hochwohlgeb dazu aufzurufen, indiscret oder lästig zu seyn. Schon lange erwarte sehnlich die Münzen welche mir Müller durch Madame Widder überschicken wolte, allein diese Dame kam hier mit einer solchen Menge von römischem Putze an, daß wie sie mir sagte, das Päckchen unmöglich annehmen konnte. Jch habe sogleich an Müller so wie an den Bischof Hötlin geschrieben, und beide ersucht mir das Kistgen durch die Postexpedition sobald als möglich zu überschicken und ich erwarte es täglich. Durch den Krieg im Tyrol sind einige Briefe verlohren gegangen, und was das erste mal das gelbe Fieber gethan, that sein ‹unleserliches Wort› der leidige Krieg. Empfangen Ew Hochwohlgeb nochmalen meinen gehorsamsten Dank und die Versicherung der vollkomensten Verehrung mit der die Ehre habe zu verharren

München den 15t Feb 1806

Hochwohlgebohrner Insonders hochgeehrtester Herr. ‹16›

Bey meiner Rückkunft von Carlsbad finde ich die zuletzt übersendeten Bronce-Medaillen und verfehle nicht für die dabey gehabte Bemühung nochmals meinen gehorsamsten Dank abzustatten, indem ich hoffe, daß meine Schuld indessen abgetragen worden ist. Auch diese Sendung ist wie die vorhergehende sehr glücklich ausgefallen, indem ich dadurch abermals manch interessante Neue, und von dem was ich schon besaß, bessere Exemplare erhalten habe. Möchten Ew. Hochwohlgeboren eine nochmalige Bestellung dieser Art gefällig ergehen lassen, so würden Sie mich dadurch besonders verbinden.

Mit Sehnsucht erwart' ich den uns allen erwünschten und oft versprochenen Frieden um des allgemeinen Wohlseyns so wie besonders um der Künste willen, die uns zunächst interessiren. Möchte doch die Zeit bald kommen, in welchen die Besitzungen so sicher werden, das man aus dem Mittelpunkte nach der Peripherie zu das Gute

wirken kann. Die mir früher mitgetheilten Vorschläge liegen mir immer im Sinne und ich wünsche deren Ausführung zu erleben. Alles Gute anwünschend unterzeichne ich mich mit ganz besondrer Hochachtung

Jena — Ew Hochwohlgeb ganz gehorsamster Diener
den 15 August 1806. — J. W. v. GOETHE

⟨17⟩ Gleich bey Empfang Ew Hochwohlgeb erstem Schreiben wegen dem 2ten Transport alter Münzen, aus welchem ich errathen konnte daß dieser nicht der letzte seyn würde schrieb ich an Müller und unsern Gesanden H. Bischof von Hoeffelin, lobte den einen wegen der guten Auswahl seiner empletten ⟨obgleich ich noch nicht das mindeste davon gesehen habe⟩ und ersuchte den Andern, nochmalen eine gleiche Sume dem Müller vorzuschießen, welches bereits geschehen,, und wie mir der Minister unter d 23t August von Rom schreibt, hat Müller schon die interessanteste Stücke ausfindig gemacht und erkauft. Jch halte es immer noch für nothwendig letztern in den jrrthum zu lassen daß er für mich arbeite, weil er ⟨wie ich selbst⟩ glaubt und hoft, das ich ihn dafür belohnen könne, und dieser Glaube und Hofnung soll, wenn ich es vermag, nicht immer Glauben und Hofnung bleiben, sondern zur Gewißheit werden. Ich fühle wie ich soll den großen Dienst den er mir leistet, weil ich durch ihn das Glück genieße Ew Hochwohlgeb einiges Vergnügen zu machen. Jch habe anjetzo auser hiesiger Samlung, die berühmte Düsseldorfer Galerie einverleibt und in allem nur 160 Stücke von denselben aufstellen können weil nur das was besser als unsere geringere Gemälde war, aus Mangel des Raums hier aufgestellt werden konnte. Das übrige geht nach Schleißheim um die dort eingeführte Schulen Methode zu vervollständigen. Das alsdann noch übrige soll nach meinem Vorschlag zu Augsburg aufgestellet werden, wo in dem aufgehobenen Urselinnerinen Kloster ein vortheilhaftes Locale sich vorgefunden hatt. Auch habe zur Bildung des Geschmackes der Studenten nebst einer schönen Kupferstich Samlung ungefähr 80 Gemälde auf unsere Universität Landshut bestimmet und die allerhöchste mündliche genehmigung dazu erhalten. Doch komt es auf die Berichte und folglich auf das Wollen oder nicht Wollen der H. Local Comisäre an, an deren esthetischem Gefühl ich hinlängliche Ursache zu zweifeln habe. Der Beyfall Ew Hochwohlgeb würde diese Einrichtung die ich nützlich glaube ganz gewiß befördern, oder wenigstens ein großes Gewicht geben, und ich bitte, insoferne ich irre, mich und andere darüber zu belehren. Ich genieße seit einigen Tagen das reichste und größte Vergnügen welches dem Menschen verliehen ist, ich befinde mich in dem Zirkel meiner jnigst geliebten jugend freunde, wir schwatzen zusamen, und unsre Kinder freuen sich auf ihre Art unsrer Gesellschaft. Der Geheime Rat Jacobi, seine Schwester, sein Bruder der ehemalige Canonicus von Halberstadt, seine Frau und obiger Kinder, meine Tochter, Meine erste und beständigste Platonische Liebe, Madame Schlosser nebst ihrer Tochter, wir haben gestern den Geburts Tag des Professors von Freyberg mit Musick und inigstem Vergnügen gefeyert. So oft es meine Geschäfte erlauben bin ich mitten unter ihnen, und sehr glücklich. Könnte

doch dieses ohne Kunst, nach der Natur gemalte Bild Ew Hochwohlgeb bewegen Ihre Hoffeste, welche ich aus langer Erfahrung auch kenne, nur auf kurze Zeit zu verlassen, und Jhre alten und hier vereinten Freunde zu besuchen! unter deren Schutz und Fürsprache ich mir schmeichlen würde auch in die Zahl der Jhrigen aufgenommen zu werden. Der ich die Ehre habe mit inniger Verehrung zu verharren

Ew Hochwohlgeb gehorsamst ergebener

d. 5t 7bre 1896
P S. die Zahlung für den 2t Transport ist hier richtig erfolgt.

Hochwohlgeb Hochzuverehren Hr Geh Rath. ⟨18⟩
Die längst erwarteten Medalien sind gestern glücklich bei mir in München angekommen. Schon vor einigen Monaten habe den Betrag dieser dritten Lieferung H. Seeligmann an den Wchsler H. Marino Torlonia in Rom mit 73 fl. 55 xr. zahlen

lassen	73 fl.	55 xr.
Die Fracht von Rom nach München beträgt wie aus beyliegendem Frachtschein erhellet	25 "	57 "
Dem Träger	—	12 "
Bey der Ankunft dieser dritten Lieferung kam mir die Rechnung der Zweyten zu Gesicht wo ich fand daß ich aus Versehen nur 6 fl 56 xr. Fracht für diese 2t Lieferung in Rechnung gebracht habe und vergessen habe, einen Strich vor den 6r zu setzen als wodurch zu meinem Schaden ein Verlust von 10 fl entstand, welche hier weil erreur ne fait pas Compte in Rechnung bringe. Folglich die ganze Sume	10	—
S. totale	110 fl.	9 xr.

⟨Obige 110 fl 9 xr habe den 9t feb 1807 durch Lindauer erhalten⟩ Da nun die politische Lage vielleicht erheischet den Vorschlag bis auf weitere Ordre bey mir zu behalten, so bitte Ew Hochwohlgeboren mir hierüber gefällige und baldige Weisung zu geben. Obgleich Müller mich versichert in seynem Einkauf glücklich gewesen zu seyn, so werde dennoch den Vorschlag nicht eröffnen und so wie er ist sogleich abschicken.

München Mit der vollkommensten Hochachtung hab die Ehre zu verharren.
d. 12t Xbre 1806

Ew Hochwohlgeboren habe die Ehre zu melden daß den 14t dieses das schon so ⟨19⟩
lange erwartete Päckgen mit Medalien von Rom hier angekommen, und ohne es aus und umgepackt zu haben den Tag darauf als den 15t mit dem Postwagen unter Hochdero adresse von hier abgegangen ist. Der Einkaufungs Preiß nebst emballage und Wechselgeld betrug 95 fl. 12 xr. welche Sume durch einen Wechsel von H. Seeligmann an H. Marin Torlonia unserm Gesanden H. Bischof von Hoeffelin schon vor mehreren Monaten nach Rom überschickt habe, und Nachricht von dem richtigen Empfang erhielt. Das Porto nebst Mauth von Rom bis München betrug

6 fl 56 xr. Die ganze Sume macht folglich 102 fl 8 xr. Jch wünsche von Herzen daß die Münzen dem Beyfall Ew. Hochwohlgeboren würdig erhielten, und daß mehrere seltene Stücke welche Hochdieselbe noch nicht besitzen, sich darunter befinden mögen. Müller versichert mich sein möglichstes gethan zu haben.
NB ist den 17t August durch Wechsel bezahlt worden.

⟨20⟩ Ew. Hochwohlgeboren erhalten mit Gegenwärtigem die Hundert und Zehn Gulden, Vier Kreutzer, mit dem lebhaftesten Dank für die fortgesetzte Bemühung. Auch künftig soll es mir angenehm seyn etwas von dieser Art auch ferner zu erhalten. Jch bin nur beschämt, daß Sie so oft für mich in Vorschuß gerathen.
Sie verzeihen, wenn ich diesmal nicht sogleich antwortete. Unsere Lage war die Zeit her bedrückend genug, und ließ uns über manches, was man thun und lassen sollte, in Ungewißheit. Gegenwärtig sind wir sowohl von außen als innen ziemlich ruhig. Möchten Ew Hochwohlgeboren mir wohl von der neuen Anstalt, die Sie in Augsburg zu treffen gedenken, etwas näheres melden. Wir haben davon nur das Allgemeine gehört und wünschen in dem Intelligenzblatt unsrer Literaturzeitung das Publikum von einem so schönen Unternehmen umständlicher zu unterrichten. Darf ich bitten mich meinen Freunden in München zu empfehlen und in freundschaftl. Andenken zu behalten.

Ew. Hochwohlgeb. ganz gehorsamster Dr.
GOETHE

Weimar,
den 22. Januar 1807.
Fast hätte ich vergessen hinzusetzen daß ich die baldige Uebersendung durch den Postwagen erbitte.

⟨21⟩ Ew. Hochwohlgeboren.
geehrtestes Schreiben von 22t jänner kam zu rechter Zeit an indeme die Neugirde unsern Liebenswürdigen Jacobi so wie mich verleiten wolte das Päckchen zu eröffnen und die Münzen zu betrachten. Um nun jeder Versuchung zu entgehn lies ich es sogleich fester zubinden und den 11t dieses mit dem Postwagen abgehn. Jch hofe es wird glücklich ankommen, und gut gewählte Kunstproducten enthalten. Hiebey habe die Ehre Ew Hochwohlgeb den Plan überhaupt von der Einrichtung und Vertheilung unserer ungeheuren Gemälde Samlung mit der Bitte zu überschicken denselben mit Güte aufzunehmen. Meine warme Liebe hat mich zum Schriftsteller gemacht, sie allein ist meine ganze Wissenschaft in diesem Fach, ich schreibe was ich fühle, so gut ich kann. Diese Vertheilung der Kunstschätze hat hier mächtige Gegner, weil diese alles hier auf einem Punkt zusammen stellen und drängen wollen. Nur auf mündliche Befehle des Königs ist es mir bis hieher gelungen diese Vertheilung vorzunehmen und zu vollziehen. Der Mangel an Raum und die Kosten welche die Errichtung eines angemessenen Gebäudes erfordern werden dem ungeacht unsere Provinzstädte noch viele Jahre im ruhigen Besitz ihrer Kunstsamlungen lassen müssen. Jch habe den Plan den ich bey der Ein-

richtung aller unsrer Samlungen hatte, soeben niedergeschrieben. Ew Hochwohlgeb werden daraus meine Absicht erkennen und durch einen verbesserten Auszug gütigst bekannt machen lassen. Zu Augsburg wo eine Kunstacademie ist, und viel Kunstsinn herrschet ist die Wohltat des Königs vorzüglich gut angewend. Dort werden eine Menge großer Gemälde von Schoonjons Duffis, J. Pt. Weenix, Rubens, Andreas Wolff, Carl Loth, Polidor, Cignani Bellucci Amigoni Pelegrini Tintoret u. a. m. in der ehemaligen Kirche und dem Speissal und im Kloster aufgestellet werden. Mit inbegriff der kleinern Bilder glaube ich daß diese Samlung aus 6 bis 700 Gemälden bestehen wird. Die Lokale und die vorhandenen Gemälde werden die Einrichtung bestimmen, doch werde ich bedacht seyn zur Bildung des Geschmackes der Kunst-Schüler die besten Gemälde zu diesem Zweck zusamenzustellen, und sie anhalten größten Theils dort zu weilen und zu studiren. Meine Vorrede zu dem Verzeichniß der Schleißheimer Samlung empfehle Ew. Hochwohlgeb. ganz besonders. Jch habe sie meinem alten Freund dem Professor Jacobi verwichenen Herbst vorgezeigt und seinen Rath begehrt. Er fand sie zu lange, indem alles was ich darinnen sage schon bekannt wäre. Ihm war freylich alles ausführlich bekannt, aber nicht jeder Liebhaber der unsere Samlungen besucht ist so gelehrt, wie er, für diese glaube ich solte man auch etwas thun. Auf Ew Hochwohlgeb gütigstes Urtheil auf Dero Streichen und Zusetzen verlasse ich mich ganz und bitte inständig darum. Mit der allervollkomensten Hochachtung und wahrer Verehrung habe die Ehre zu verharren

Ew Hochwohlgeb

München feb 1807

H. Geheimer Rath Jacobi und Familie empfilt sich bestens.

NB Die Zahlung von 110 fl 12 xr ist mir richtig zugestellet worden.

Ew. Hochwohlgeboren ⟨22⟩

erhalten hiebey die kurzgefaßte Kunstgeschichte mit vielem Danke zurück. Die hiesigen Kunstfreunde sind mit mir der Überzeugung, daß sie als Vorrede zur Beschreibung der Schleißheimer Gallerie gar wohl stehen werde. Wer mit diesen Sachen schon bekannt ist, wiederhohlt sie sich gern im Kurzen, und für den der sich erst unterrichten will, ist eine solche Darstellung eine große Wohlthat. Wie viele Irrende sehen nicht eine solche Gallerie, und gar mancher weiß weder was er sieht, noch was er sehen soll. Wie gut ist es daher, ihn gleich bey dieser Gelegenheit, da er bedeutende Kunstwerke vor Augen hat, auf die Geschichte der Kunst aufmerksam zu machen, ihn aufmerksam zu machen, daß solche Werke nur successiv entstehen konnten, und ihm von dieser Succession einen allgemeinen Begriff zu geben. Auf diese Weise wird mancher angeregt und vieles Gute gestiftet.

Was Ew. Hochwohlgeboren wegen Aufstellung des Gemähldeschatzes mitgetheilt ist uns gleichfalls sehr schätzbar. Sie werden oftens in dem Intelligenzblatt der A. L. Z. finden, welchen Gebrauch wir davon gemacht, und ich hoffe es soll zu ihrer

Zufriedenheit gereichen. Wir gehn zwar noch etwas weiter als Sie selbst, indem man ja allerley wünschen und vorschlagen kann, allein Ihre Behandlungsweise erhält dadurch noch verstärkte Argumente, die, wie wir wenigstens glauben, keinem Widerspruch unterworfen sind. Wie sehr sollte michs freuen, persönlich einmal Zeuge Ihrer schönen Bemühungen zu seyn, und die trefflichen Sachen theils zu sehen, theils wieder zu sehen: denn die Düsseldorfer und Manheimer ja die Münchner selbst sind alte Bekannte, doch letztere, wegen Länge der Zeit, mir fast aus dem Gedächtniß geschwunden.

Für die letzte Sendung von Rom habe ich nur noch im Allgemeinen gedankt. Jch darf aber nicht verschweigen, daß sie diesmal besonders gut ausgefallen ist, ja vielleicht war sie unter allen die vorzüglichste, nur bey dem Packen bleibt immer etwas zu desideriren. Jch habe daher auf einem Beyblättchen meine Wünsche geäußert.

Mit den lebhaftesten Empfehlungen an meine vortrefflichen Münchner Freunde unterzeichne ich mich mit vorzüglicher Hochachtung und Anhänglichkeit

Weimar Ew Hochwohlgeb. ganz gehorsamster Diener
den 8 May 1807 J. W. v. GOETHE

⟨23⟩ Jch war heute soeben im Begriff Ew Hochwohlgeb. einliegenden Brief zu überschicken als ich dero letztes Schreiben vom 8. dieses erhielt.

Der Bischof von Hösselin unser Gesander von Rom ist hier angekomen und hat mich gestern besucht. Weil mir bekannt war daß er unterwegs seye und ich nicht wußte ob Ew Hochwohlgeb fernere empletten von Medalien machen wolten ich auch während seiner Abwesenheit einen Bekannten in Rom hatte welcher Müller mit Geld unterstützen konnte, so habe ihm geschrieben bis auf weitere Ordre, die bemeldete Münzen nicht zu erkaufen, wohl aber dem Verkäufer die Hofnung zu lassen, dass er sie erkaufen würde. Jch habe so gleich mit dem Bischof gesprochen und dem Müller geschrieben daß er die Münzen um 20 Zechini, oder etwas mehr, erkaufen solte. Jst der Brief noch zu rechter Zeit angekomen so werden Ew Hochwohlg. auch diese Samlung erhalten. An Müller werde heute noch schreiben, daß er bey dem Gesandschafts Sekretair das Geld für die Münzen und für emballage beziehen könne, mit dem Bischof ⟨welchem ich das Geld hier einhändigen soll⟩ bin ich deshalb übereingekomen.

Hiebey habe die Ehre Ew Hochwohl. als einen kleinen Beweis meiner Dankbarkeit und als ein geringes Andenken die Folge des Pfälzischen Haußes dessentwegen in Zinn zu überschicken, weil die Stempel sehr baufällig, und zu Kupfermünzen nicht mehr gebraucht werden dürfen. Jetzt werde ich getrost an meinem Katalog von Schleißheim fort arbeiten. Der Beyfall Ew Hochwohlgeboren gibt mir Muth und hätte ich gewünscht einige Corectur in dem Manuscript zu finden, den so ganz denselben verdient zu haben kann ich mir unmöglich zutrauen. Jch erwarte mit Ungedult die weitere Ausdehnung meiner Jdee in der Allgemeinen L. Z. und werde mich befleißen dieselbe so viel möglich zu benutzen und auszuführen, den in der Schleißheimer Galerie, wovon der Katalog noch nicht im Druck erschien ist dieses

thunlich. Wer in der Lage in welcher sich Ew Hochwohlgeb seit einiger Zeit befinden, noch Kunstliebe und Kunstgefühl genug hat um den Musen zu opfern ist auch in ihr Heiligthum gedrungen und findet Trost in allem Ungemach. Jch als der unwürdigste ihrer Verehrer habe ihn auf einer siebenjährigen Flucht, wo ich von Hauß und Hof verjagt und meiner Familie getrennt war, sehr mächtig empfunden. Bald war ich ein Gefangener der Neufranken unter Robespieres humaner Regierung, bald war ich im Heer der Preußen, oder fand Schutz bei den Ostreichern. In Dörfern und Städten wo ich war, beschäftigte ich mich mit einem Werke, welches ich in gemütlichen Zeiten bei geschwächter Gesundheit angefangen, und im Tumult des Krieges beendigt habe. Jch vergaß alles indem ich mahlte und schrieb, und für mich hat es heute noch den Werth, mich damals zerstreuet, getröstet und aufrecht gehalten zu haben.
Ew Hochwohlgeb sind zu beschäftigt, und mit zu wichtigen Dingen beschäftigt, das Werk ist auch zu weitläufig und bestehet aus 7 Fol. Bände als daß ich es wagen solte es zur Einsicht und Beurtheilung mit dem Anhang zu überschicken daß es auf der Flucht ohne alle Zubereitung und Hilfsmittel ist ausgeführet worden. Jn ruhigen Zeiten hofe aber Ew Hochwohl Urtheil darüber zu erhalten.
Dieses Werk bestehet aus einer Samlung Europäischer Vögel welche ich auf dem Lande wo ich mehrere Frühjahre die Molken trinken mußte größtentheils selbst schoß und nach der Natur mahlte.
Erst auf meiner langen Flucht, wo ich die bitterste Langeweile empfand kam mir der Gedanke alle Geschöpfe zu malen welche in der hlg. Schrift und der Weltgeschichte auf Vögel bezug haben. Dan kamen die Thorheiten dazu, welche der Betrug und der Aberglaube diesen Thieren angedichtet hatt. Meinem Sohn, damals ein Kind von 11 jahren war das ganze Werk gewidmet, ich wagte es, zu seiner Belehrung aus Vaterliebe zu dichten, erfand und mahlte fablen und Gedichte, zu welchen imer ein Vogel den Stof lieferte und so wuchs das Werk ohne Plan und ursprüngliche Absicht auf 12 fol. Bände heran.
Doch genug hievon, ich mißbrauche Güte und Nachsicht und empfehle mich gehorsamst

Ew Hochwohlgeb gehorsamst ergeb Diener

München den 21 May 1807

A Mr Müller

Hochzuverehrender Herr und Freund. ⟨24⟩
Da mir unverhoft eine kleine Sume eingegangen welche nicht erwartete so eile Sie zu bitten die bewußte Münzen für den Preis von Zwanzig Zichinen einzukaufen und so bald als möglich mir die Some sowohl für den Einkauf als für emballage bekannt zu machen wo ich den sogleich alles mit S. Em. dem Herrn Bischof von Hösselin ausmachen, und hier berichtigen werde. Obgedachter Bischof wird in seinem Hauße zu Rom einstweilen 20 Zechini an Ew Wohlgeboren auszahlen lassen das übrige wird, so bald es bekannt ist auch erfolgen.

Wegen den Einpacken muß ich bemerken das die Sägspähne für Münzen nicht viel taugen und durch das lange und anhaltende Schüttlen gefährliche Räume zurücklassen, als wodurch einige Münzen abgeschliffen und beschädiget angekommen sind. Jch wünsche folglich und bitte daß jede einzelne Medaille mehrmals in weich Papir eingewickelt, und in die Zwischenräume abermals Papir wohl eingedrückt und mit Papir Gedreng das Kistchen recht fest ausgefüllet werden möge. Den mehren Kostebetrag dieser sorgfältigen Einpackung bitte der Rechnung beyzufügen. Jch bin so eben auf dem Sprung um nach Schleißheim abzureisen wo ich einige Tage zubringen werde, und muß mich bestens empfehlen.

in Eil

d 21t May 1807 C. v. M.

⟨25⟩ Von H. Secretär Mehlem habe auf order des H. Galeriedirectors v. Mannlich die Summe von 45 Scudi 20 bay. für den Einkauf von 179 Stück Medalien, und für die Beköstigung für das einpacken, erhalten.

Rom d. 1t July 1807 Fried Müller

⟨26⟩ Hochwohlgeborner Jnsonders hochzuverehrender Herr,

Jndem ich gegen das Ende meines Carlsbader Aufenthalts, welcher ziemlich lange gedauert, meine Briefschulden mustere, so finde ich daß ich auch noch gegen Ew. Hochwohlgeboren stark im Rückstande bin

Der mitgetheilte Brief von Herrn Müller in Rom liegt hier bey und ich freue mich zum voraus auf die Sammlung, der ich eine glückliche Überkunft wünsche. Mit Dank werde ich Ew. Hochwohlgeboren die Auslagen sogleich wieder erstatten. Man ist glücklich wenn man eine Liebhaberey hat, die ohne große Kosten zu befriedigen ist und auf ein tiefes Studium hinweist. Jn schlimmen Zeiten, sie mögen nun von außen oder von innen kommen, findet man sich daran getröstet und gestärkt. Kann sich nun der Künstler dasjenige was Herz und Geist bedarf selber schaffen, so ist er um desto glücklicher. Die Sammlung wovon Sie mir Nachricht zu geben die Güte haben, muß sehr interessant seyn. Man findet es mehr, daß Künstler die zu etwas höherem berufen sind, wenn sie sich zum Zeitvertreib, zur Gemüthserheiterung an Thieren und drgl. ergötzen, immer etwas geistreiches und höchst angenehmes hervorbringen. Ein Beyspiel davon ist Director Tischbein sonst in Neapel, gegenwärtig in Hamburg. Sollte bey ruhigern Zeiten Ew. Hochwohlgeboren uns einen Band nach dem andern mittheilen mögen, so würde es uns gewiß zur angenehmsten Unterhaltung dienen.

Die Folge des Pfälzischen Hauses ist glücklich angekommen und mir hierher nachgeschickt worden. Auch für diese Aufmerksamkeit danke zum schönsten, und hoffe bald wieder zu vernehmen, daß Sie sich recht wohl befinden

Carlsbad Ew Hochwohlgeb ganz gehorsamster Diener

den 27 August 1807 J. W. v. GOETHE

Jn wenigen Tagen werde ich von Carlsbad abgehen

Schleißheim d 6t 8b 1807 ⟨27⟩

Ew Hochwohlgeb habe nur in Eil melden wollen daß ich den 11 dieses nur auf wenige Stunden in München war und bey meiner Ankunft das so lange erwartete Päckchen von Rom antraf und sogleich unter Ew Hochwohlgeb Adresse mit dem Postwagen nach Weimar abgehen ließ. Es würde mich sehr freuen wen die darinnen enthaltenen Münzen gut ausfallen und in der Samlung noch fehlen. An Müller habe heute von hier aus geschrieben ferner auf die Münzenjagt zu gehen, doch aber nicht eher zu kaufen bis ich ihm darüber schreiben würde. Jch erwarte folglich weitere Befehle. Da ich nicht zu Hause bin, so kann ich von hier aus den Betrag meiner Auslagen nicht bestimmen, welches aber in kurzem geschehen soll. Jch habe einige Wochen in Augsburg zugebracht, und dort in denen aufgehobenen Kirchen und Klöster eine reiche Beute gemacht. Jch bin aber noch immer in offener Fehde mit mächtigen Gegnern wegen einer Gemälde Samlung in Augsburg, doch bin ich nicht ohne Hoffnung doch endlich durchzudringen und habe daselbst in der schönen Catharinen Kirche und dem Kloster ein sehr anständiges Locale zu diesem Zweck gefunden. Noch muß ich eine Bitte wagen. Ew Hochwohlgeb haben in der A. J. L. Zeitung ein sehr schmeichelhaftes Urtheil über meine Kunsteinrichtungen durch Jhr güttigen Beifall bestädiget. Könnte ich nicht zwey Exempl. von dem Blatt gegen Zahlung erhalten welches dieses enthält. Jch bitte inständig darum. Der Brief aus Carlsbad, ist mir richtig zu handen gekommen. Mit der vollkomensten Hochachtung habe die Ehre zu verharren

Affaires de Mr. de Göthe. ⟨28⟩

Recu ce 27 8bre un paquet contenant des medailles et envoyé ce meme paquet a Weimar ce 28 8bre

Medaglie di Metallo dà Valore Zechini 3 etoit ecrit dessus. le port etoit 1 fl. 30 xr.

H. Müller hat ausgelegt in Rom für Medallien = 31 Scudi, 6 paoli, oder nach Berechnung des H. Seeligmanns 85 fl. 56 xr. welche d. 12 jenner 1805 dem H. Seeligmann gegen einen Wechsel auf Rom adr Marin-Torlonia bezahlt und abgeschickt habe . . . . 85 fl. 56 xr.

d. 15t juni 1805 porto von Rom . . . . 5 „ 30 „

abgeschickt d. 23t juni 1805. obig Paket.

Recu le montant par un juif de Munic en janvier 1806.

Müller hat abermal ausgelegt für Medallien und anderes 35 Scudin, welche an Reichsgeld machen 95 fl. 12 xr. diese Summe habe d. 9t Märtz an H. Seligmann, laut seiner hiebeyliegenden Berechnung über schickt und einen Wechsel auf H. Marin Torlonia nach Rom erhalten welchen d. 11ten Märtz 1806 durch die Post in einem Brief an H. Bischof von Hoefelin abgeschickt habe.

D. 17t juni das Paquet mit Medalien erhalten an Porto zahlt . . 6 fl. 52 xr.

d. 15. juni nach Weimar abgeschickt, assurance. . . . . 21 „

– ist d. 17 August 1806 durch Wechsel bezahlt worden.

d. 9. 9bre 1806 durch H. Seeligmann auf Rechnung des H. von Göthe abermal einen Wechsel gekauft von 73 fl 55 xr und abgeschickt an H. von Hoeffelin.

= der Vorschlag ist angekomen d, 11 xbre aber defekt	25	57
– den Träger		12
		4
		1
Von dem vorigen Transport	100	
	10	
Total	115	

durch Lindner in München Erhalten d. 8t feb. 1807 115
d. 23. july 1807 habe auf Rechnung des H. von Göthe an H. Bischof von Hoefelin in München 120 fl. 32 xr. bezahlt nebst Spesen und Fracht 177 fl.
Zahlt d. 17 9bre 1807

⟨29⟩ »an Joh. Christ. v. Manlich.

Ew. Hochwohlgeb. haben seit geraumer Zeit eine Verbindung mit uns auf so freundliche und thätige Weise unterhalten, daß wir immer Ihre Schuldner geblieben sind. Auch dießmal möchte sich diese Schuld anstatt sich zu vermindern nur vermehren, indem ich Ihnen einen jungen Künstler, den Sohn des hiesigen Kupferstecher Müller, zu empfehlen wage, für welchen ich, da er seine Studien in München fortzusetzen oder vielmehr zu begründen denkt, eine geneigte Aufnahme zu erbitten wage.

Hofrat Meyer, der das Vergnügen gehabt hat, Ew. Hochwohlg. und die vortrefflichen Anstalten, denen Sie vorstehen, kennen zu lernen, hat mir das größte Verlangen erregt, auch dieses Genusses theilhaftig zu werden. Ja, ich weiß nicht, wie ich demselben widerstehen soll, wenn sich in kurzem noch alle die Hoffnungen erfüllen, von denen er mir Kenntnis gegeben hat.

Möchten dieselben, bis er mir so wohl wird, meine ausgezeichnete Hochachtung persönlich zu versichern, manchmal ein Zeichen Ihres Andenkens und ein Probestück Ihrer ausgebreiteten Thätigkeit geben, wie ich denn auch einige Blätter des immer glücklich fortgesetzten Steindrucks, z. B. auf den Kopf der Madonna von Guido und das Bild von Michelangelo sehr verlangend wäre. Verzeihen Sie diese neue Anforderung, welche unbescheiden scheinen könnte, da ich für die früheren Mitteilungen bis jetzt nur gefühlten Dank und aufrichtigen Beyfall erwidern konnte. Wie glücklich darf man Sie schätzen, daß Sie sich an einem Orte befinden, wo unter Theilnahme der höchsten Personen, die wichtigsten Schätze erhalten, geordnet, vermehrt und, was das Wichtigste von allem ist, so gründlich als allgemein genutzt werden. Ich erfreue mich zwar nur einer sehr geringen Kunstumgebung, bin aber nichts destoweniger in Gedanken mit allem beschäftigt, was die Zeit uns erhalten

hat, und was sie uns noch bringen mag, da ich denn mich im Geiste vorzüglich in Ihrer Nähe befinden muß.
Mit der vollkommensten Hochachtung habe ich die Ehre mich zu unterzeichnen«
Weimar 〈GOETHE.〉
d. 28. IV. 1814.

Dieser bislang ungedruckte Brief der Charlotte von Stein an ihre Schwägerin Rätin von Schardt sei hier noch mitgeteilt. Die »abwesenden Gedanken« gelten ihm, der am 20. September 1780 an Lavater von Ostheim vor der Rhön schreibt: »Auch thut der Talisman jener schönen Liebe womit die Stein mein Leben würzt sehr viel.« Und am 8. Sept. 1780 an die Stein: ...»Dann las ich zur Abwaschung und Reinigung einiges griechische davon geb ich Ihnen in einer unmelodischern, und unausdrückendern Sprache wenigstens durch meinen Mund und Feder, auch Ihr Theil.« Und folgen die Verse aus den ‚goldenen Sprüchen' der pythagoräischen Schule, welche die Stein zitiert.
An Frau Geheimeregierungs. Raethin von Schardt

Kochberg den 18ten Sept. 1780

Liebe Kleine ich weis daß du mich lieb hast und ist eines von den Gütern so mir der Himmel beschert hat, der vergolde Dirs auch. Meine Gesellschafterinnen sind lustig und witzig, l'esprit s'orne, la raison s'éclaire, l'ame se fortifie et le coeur jouit in abwesenden Gedanken. Deine Gesellschaft soll mir sehr lieb sejn, und vom Hypocondrien sollst Du hier nichts spüren, Carolingen will ich bey mir behalten. Zur Antwort auf Deinem Vers, wie der Hirsch den Pfeil etc. etc., schrieb ich Dir etwas aus dem Antonin, Es kommt doch auf eines heraus ob du diese Dinge hundert Jahre oder ob du sie drey Jahre sehest, ob schon dieser Trost vor wenige paßlich ist, so glaub ich doch er könte es Dir seyn, ich setze Dir noch etwas zu daß mir Goethe letz aus einem alten Griechen schrieb, nichts unmögliches hoffen und doch den Leben genug seyn. Grüß Deinen Mann und Bode'n danck in meinem Namen vors Dictionair, der Tante empfiehl mich recht schön, ich küß Dich tausendmahl bleib hübsch gesund.

CHARLOTTE STEIN.

Schick zum Wende in mein Hauß der hat meine Silouette, und treib meinen Bruder, daß er die Tassen mit silouets an die meidinger Imhof besorgt.

RICHARD DEHMEL · NACHTGEBET

Du tiefe Ruh,
Laß deinen Schleier sinken,
Und schling dein dunkles Haar um meine Brust,
Und laß mich deinen Atem trinken,
Du
Bis alle meine Lust
Und letzter Schmerz in einen Hauch verschweben,
Den deine Lippen mir vom Herzen heben,
Dann laß mich deinen Kuß erleben,
Du tiefe Ruh.

Wir alle, soweit wir sie an jedem Montag Abend umringten, beteten sie an auf eine besondere Art: in spielerischer Lust, in Ehrfurcht vor ihrer Macht und mit geheimen Hoffnungen. Zu andern Zeiten war sie den jungen Hagestolzen fremd. Da legte sie etwa gegen Ende der Woche ihren Robber mit einer wohlwollenden Generalin, mit dem Polizeipräsidenten und dem englischen Konsul, oder sie empfing um die Theestunde ältere Patrizierinnen aus ihren Kreisen, deren Töchter mit den Leutnants über Sport und Bälle schwätzten und in unserer schwülen Grotte wie in einer Kinderstube sich tummelten. Außerhalb ihres Hauses war sie in den respektabelsten Familien zu treffen, wofern nur einiges Leben von Bedeutung dort herrschte, oder sie blieb auch abwesend, verreist aufs Unbestimmte, irgendwo im Ausland.
Wir beteten an ihr zärtliches Auge, das unter langen Wimpern lustig nach uns blinzelte, ihre stolze weiße Stirn, ihre vielversprechenden Lippen und den Anschein ihrer mädchenhaften Reinheit. Das Wunderbarste an ihr aber waren ihre Finger, an zartem Glanz und schlanken Linien so begnadet, daß sie bewußter Pflege nicht bedurften, sehr bewegliche, geübte Finger waren es, die viele angenehme Dinge betastet und dem geschmeidigen Leib, dem sie dienten, alle romantischen Wege gewiesen zu haben schienen. Ringe trugen sie nicht, wie denn jedes Geschmeide, jeder künstliche Putz den Reiz und die bescheidene Hoheit dieser Natur, die wie aus göttlicher Lichtquelle aus sich selbst erstrahlte, verdunkelt haben würde.
Ich kannte sie nur flüchtig, bis auf die eine Stunde, da sie in Gnaden mein halb spöttisches Flehen halb erhörte. Kastor kannte sie seit Jahren. Mansuet hat sie von Kindheit an gekannt, auch sonst wohl von allen am besten, denn als Kinder sind solche Geschöpfe in der unbefangensten Schenkerlaune und erweisen sich dem Spielkameraden, der sie weiter geleitet, dankbar ihr ganzes Leben hindurch. Wie weit Herr Doktor Aloys Pampler, den wir von Anbeginn Pampila nannten, eine Ahnung ihres Wesens hatte, ob dieser Ochse mit den Tigerkrallen irgend welcher Ahnungen überhaupt fähig war, ist uns niemals klar geworden. Ein Tier, das nur wittert mit seinen dummen Instinkten und zupackt mit seinen plumpen Pratzen, so werde Doktor Pampila, der blondbärtige Idealist, zu den Akten seines schmählichen Falls gelegt.

Tasja

»Für Euch erziehe ich Tasja, für Euch, ihr lieben jungen Herren!« so sagte Caritas Mimi zu uns, als wir sie mit der Zukunft ihres Kindes neckten.
Wir saßen um den Flügel, an dem der Rückenmärker Roland etwas von Mozart spielte. Im olivgrünen Lederstuhl lag Caritas Mimi, und neben ihr saß, auf der Lehne, Tasja, ernst und aufrecht, die Füßchen zierlich gekreuzt.
Die Flügeltüren nach der Terrasse waren weit geöffnet, Sommernachtslüfte und Brodem von regenfeuchtem Hollergebüsch drang aus dem Garten herein. Die Brandmauern, die sein enges Geviert umdrängten, warfen die Schluß-Akkorde der heiteren Sonate dumpf und hart in das Gemach zurück.

»Weshalb für uns, Mimi?« erkundigte sich Mansuet, ihres Namens letzte Silbe eindringlicher als sonst betonend. Dabei beugte er sich von seinem Sessel aus über die Hand des Kindes, um sie behutsam zu liebkosen. »Sollen wir zeitlebens mit ihr spielen, oder sie nur beschützen, oder sie verheiraten, unter uns, wenn nicht gar anderwärts?«

»Nein, mein Alter, verheiraten sollst du sie nur, wenn es nicht anders möglich ist. Freude sollt ihr Tasja bereiten und Freuden an ihr haben, so gut ihr es versteht, und Kastor soll weiter Karrière mit ihr machen, Malte Roland soll sich von ihr pflegen und verwöhnen lassen, und dieser Seelenschänder da« – sie wies auf mich, indem sie ein Kreuz über meinen demütigen Gliedern schlug – »soll alle holden und abscheulichen Gefühle mit ihr tauschen, bis sie reif geworden ist für einen andern.«

Pater Henning trat ein, schüttelte die letzten Tropfen des Gewitters von seiner Kutte und reichte uns allen unter Verbeugungen die Hand.

»Pater Henning soll Tasja in der Furcht Gottes erhalten«, fuhr Caritas Mimi lächelnd in ihren Dispositionen fort. »Die Furcht des Herrn ist der sicherste Hemmschuh auf unserer tollen Fahrt. Wollen Sie, Pater? – Ich meine nicht predigen, sondern plausibel machen sollen Sie die Frömmigkeit.«

Pater Henning blickte sich unsicher um:

»Caritas, Sie sprechen wie eine Matrone auf dem Sterbebette. Oder haben Sie die Absicht, den Schleier zu nehmen? Sie werden im Kloster nicht wohlgefälliger wandeln als hier.«

»Ach, lieber Pater, ich arbeite an meinem letzten Willen früh und spät. Wenn es nach Recht und Billigkeit geht, so muß der Himmel nun bald für das viele, viele Gute, das er an mir getan hat, seine Quittung präsentieren.«

Tasja, die wortlos und aufmerksam, einen nach dem andern mit ihren Topas-Augen verschlingend, all diese tändelnde Melancholie in sich gesogen hatte, warf sich nun von der Lehne herab auf Caritas' Schoß und umschlang ihre Mutter stürmisch. Die beiden schmalen Gesichter schmiegten sich aneinander, zwei Pfirsiche an einem Zweig, das dunkle Gelock des Kindes wühlte sich in die blonde Krone der älteren Gefährtin, und als sie sich küßten, schienen zwei Schwestern sich Lebewohl zu sagen.

Was unsere Freundin für ihr Kind ersehnte, war nichts anderes als das eigene Geschick, in dem sie sich tief befriedigt fühlte. Bei Gott, sie durfte die schwungvolle Kurve ihres Wandels mit bestem Gewissen segnen!

Baron Lottermoos

Im bürgerlichen Verkehr hieß sie Baronin Lottermoos. Diesen Namen hatte sie vor zehn Jahren sachgemäß erworben. Bis dahin lebte sie verwaist in dem Hause, das seit undenklichen Zeiten ihrer Familie, dem Kaufherrn-Geschlecht der Porck-Weißthurn gehörte und das jetzt wieder ihr regelrechter Aufenthalt war. Vor zehn Jahren aber hatte sie es als Siebzehnjährige unvermutet verlassen, um, begleitet

von einer ebenso würdigen, wie zuverlässigen Gesellschaftsdame, die Rivièra zu bereisen.

Was ich nunmehr berichte, war jenen ersten Zirkeln, in denen sie verkehrte, unbekannt. Niemand wußte darum als Mansuet, der es mir erst kürzlich offenbarte, und noch zwei andere Menschen, die, jeder in seiner Art, alsbald daraus zu profitieren versuchten.

In den französischen Alpen nämlich, in einem idyllisch gelegenen Chalet dieser Gegend, kam Tasja zur Welt und gedieh sogleich, zur Freude ihrer Mutter, vortrefflich. Jedoch ließ diese sie vorderhand in der Obhut der zuverlässigen Gesellschaftsdame, fuhr inkognito nach Deutschland und begab sich dort in das Bureau der Firma »Weihrauch et Meyergeschrei, mariages«, um sich aus deren Listen den Gemahl zu wählen.

Baron Leopold Salvator Lottermoos, ein Kavalier von unzweifelhaftem Stammbaum und tadelloser Haltung, war ganz der Mann, dessen Caritas Mimi bedurfte. Seine Schulden waren im Vergleich mit Caritas' Konsols nicht allzu bedeutend, seine Vergangenheit im großen und ganzen intakt. Öffentlich war er jedenfalls noch nicht kompromittiert gewesen. Er hatte Proben von überaus distinguierten Neigungen abgelegt, die seiner Gattin die Gewähr boten, daß er sie nicht mit Zudringlichkeiten, geschweige denn mit Nachkommenschaft belästigen werde. In dem Vertrage, den Mimi, unterstützt von Herrn Meyergeschrei, aufsetzte, wurden diese Neigungen als Grundlage des Kontraktes unzweideutig stipuliert, so daß sie die Trauung in Seelenruhe erledigen konnte. Ein Jahr darauf kehrte Caritas in die Heimat zurück, stellte den Gemahl, der sich in ihrer Vaterstadt irgend einer künstlerischen Beschäftigung zu widmen gedachte, in den besten Häusern vor, ließ Tasja, das entzückendste Baby der Welt, umhüllt von einem Tragkleidchen aus Valenciennes-Spitzen, gebührend bewundern und ward allenthalben aufs Herzlichste beglückwünscht. Einen Winter lang übte sie Geselligkeit in großem Stil. Dann aber riefen den Baron verschiedene Pflichten ins Ausland, wie es hieß, auch nach Rom, wo ihm die Würde eines Päpstlichen Kämmerers verliehen worden war. Außerdem litt er an nervösen Störungen, mußte in der oder jener Anstalt seiner Gesundheit leben, und es währte nicht lange, so wurde Caritas nach Monte Carlo an sein Sterbebett gerufen. Von dort aus versandte sie die schwarz umränderten Anzeigen und war, wenn auch im Witwen-Schleier, bald wieder daheim bei Tasja und unter den Familien der besten Gesellschaft.

Nun erst begann ihr eigentliches, königliches Wirken. Nun erst krönte sich der luftig stolze, schimmernde Bau ihres Daseins und zwang uns Priester dieses Tempels auf die Kniee zur Lobpreisung und zum flehenden Gebet.

Kastor

Wem anders verdankt Kastor den hohen Posten, den er in Ehren ausfüllt, den amtlichen und politischen Einfluß, die Aussicht, in Kürze unentbehrlichster Beistand der Krone zu werden, wem anders als seiner Gönnerin Caritas! Ein Zufall, ein

hingeworfenes Wort erweckte ihr die Laune, seinen Weg zu bahnen. Der junge Rat, den sie gern leiden mochte, weil er der anspruchsloseste ihrer Verehrer war, in ihrem Hause und überall wo sie ihn sonst antraf, so wortkarg und abwartend sich verhielt, hatte ihr eines Tages betrübt seinen Abschieds-Besuch angekündigt, da er nun bald in die Provinz versetzt und dort einbalsamiert werden würde. Es tat ihr leid, dieses ernste, kluge Gesicht künftig entbehren zu müssen und sie kam in ein vertrauteres Gespräch mit ihm. Das Gespräch hatte einige Unterredungen nahezu geschäftlichen Inhalts zur Folge, aus denen sie erkannte oder auch nur sich einbildete, daß er das Zeug zu starken, selbständigen Leistungen in sich trage. Und nun faßte sie ihren Plan, einen trotzig launischen Entschluß, ihn mit Aufbietung all ihrer Kräfte zu halten und aufwärts zu treiben. Hoffnungen entzündete sie in ihm, das war ja ihr vornehmlichstes Machtmittel und versagte nie. Was lag daran, daß diese Hoffnungen allzeit trügerisch blieben, dienten sie doch dem gemeinsamen Ziele und feuerten ihn an zum gewaltigsten Training. Der zurückhaltende, gesetzte Mann, bisher nichts als ein Arbeiter tüchtiger Qualität, wagte auf einmal kühne Schritte, übte die Kunst, mit Takt sich vorzudrängen und in günstiges Licht zu setzen, veröffentlichte alsbald ein verwaltungsrechtliches Werk, das sich für die Praxis wertvoll erwies, stürmte die jours und die routs der höchsten Vorgesetzten. Inzwischen war Caritas noch eifriger am Werke. Mit der Hetzpeitsche ihrer koketten Andeutungen, ihrer Ratschläge und Überredungskünste stand sie unermüdlich hinter ihm. Sie ergründete, so gut es ihr gelingen wollte, Art und Umfang seines Wissens, die Grenzen seines Könnens, seine Spezialitäten und seine Abneigungen. War sie selbst auch mit Ideen für sein Ressort nicht gesegnet – übel genug hätten sie ihr zu Gesicht gestanden –, so gelang es ihr doch, aus dem Manne Ideen hervorzulocken, vielleicht in ihm auch welche zu erzeugen. Auf ihrem eigensten Gebiet jedoch, in der Behandlung und Suggestion der Gesellschafts-Menschen, feierte sie mit dieser Sache wieder glänzende Triumphe. Selbst immer scheinbar unbeteiligt, im Hintergrund sich haltend, streute sie unter die Leute wirksame Gerüchte von Kastors glänzender Begabung, seinem organisatorischen Scharfblick, seinem eisernen Fleiß und seiner großen Zukunft. Man erfuhr unter der Hand, daß auswärtige Behörden und Hochschulen ihn zu gewinnen suchten und daß er eine Millionen-Erbschaft zu erwarten habe. Nicht minder erforschte und verfolgte Caritas Mimi die Kanäle, die über die verschiedenen Staffeln geselliger Kreise und amtlicher Instanzen bis zu den entscheidenden Stellen führen. Sie ruhte nicht, bis sie die Bekanntschaft der wichtigsten Nummern, der Spezialdezernenten und Personalreferenten gemacht, deren schwache Seiten erkundet und mit geeigneten Mitteln erfolgreich bearbeitet hatte. Vor allem bediente sie sich der Damen, berechnender Mütter, heiratslustiger Töchter und klatschsüchtiger Tanten. Sie alle wurden mit den ahnungslosen Nasen auf Kastors eminente Bedeutung gestoßen. Die Maschine der öffentlichen Meinung wurde geölt und geheizt, bis schließlich ihr Räderwerk von selber funktionierte. War Kastor von Natur nur eine starke Intelligenz, bald galt er allgemein für den genialsten Kopf unter all

seinen Kollegen, für einen Staatsmann unter den Beamten. In den wenigen Stunden, die er seiner Pace abrang, mühte er sich wohl, von Mimi den Lohn zu erhalten, den Caritas ihm versprochen hatte. Sie aber erklärte ihn noch immer nicht reif dafür, sondern trieb ihn weiter vorwärts, aufwärts, andern Gipfeln zu. Als sie ihn das letztemal allein empfing, war er weich, weil etwas übermüdet, trug sich mit Gedanken an Haus und Herd, beabsichtigte, ihr seinen jetzt so klangvollen Namen, seine Titel und Erfolge legitim zu Füßen zu legen. Sie aber unterbrach ihn lächelnd, zählte ihm gleich drei günstigere Partieen auf und berichtete ihm, abschweifend auf dringlichere Geschäfte, daß dank ihrer guten Beziehungen zur hohen Geistlichkeit, die sie von jeher eifrig pflegte, der Entwurf seines Volksschulgesetzes der klerikalen Fraktion und Presse sicher sei. So segelten sie denn Beide wieder im rechten Fahrwasser und bestätigten einander in fröhlichen Hyperbeln die erprobte Weisheit, daß deutsche Völkerschaften am sichersten und ersprießlichsten regiert werden, wenn voraussetzungslose Herren ein fromm konservatives Joch auf ihren Nacken legen.

Caritas Mimi

Ei, wie verstand doch Caritas Mimi die greisen Würdenträger zu ködern und die Jugendlichen hinzuhalten! Wie geläufig waren ihr die kindlich-schwärmerischen Phrasen, mit denen man Glatzköpfe salbt und die Paradoxe, von denen jeder Springinsfeld sich blenden läßt! Für Jeden hatte sie eine andere Definition der Liebe, der Ehre oder der ewigen Daseinszwecke, und ein Jeder spiegelte sich wohlgefällig in der verständnisvollen Seele Caritas Mimis, während sie über die Zerrbilder all der Tölpel sich belustigte.

Ihr schönen, ehrgeizigen Frauen, die ihr Eure Schwestern zu überflügeln und auf uns Männern zu spielen gedenkt, von Caritas Mimi könnt ihr zum mindesten das Eine lernen, daß ihr nicht anders denn durch sanfte und bescheidene Formen, das ist durch Grazie nämlich, unwiderstehlich werdet. Ihr dürft krank sein vor Stolz, vor Hochmut ruhig bersten, nur zeigen dürft ihr nichts davon. Sofern ein einziges Tröpflein Arroganz durch eure Poren sickert, ist es auch schon um Euren ganzen Teint geschehen. Tausende von Weibern laufen enttäuscht, verbittert umher, die unter günstigem Stern begannen und dann doch von den Männern verworfen, von ihren Rivalinnen zertreten wurden, weil sie prahlten mit einer Rolle, die sie lieber hätten spielen sollen. Denn so beschränkt wir auch sonst sind, so wissen wir doch, daß sichtbarer Hochmut stets den Parvenü verrät, Einflüsse von Dienstboten aus einer schlechten Kinderstube. Menschen von gepflegter Rasse prunken, wenn sie denn einmal prunken müssen, auch im Umgang nur mit Güte. Ich will die Frage nicht entscheiden, ob Caritas tatsächlich vornehm war. Doch herrschte sie durch einen Anschein von Vornehmheit, weil sie sich still und liebenswürdig gab und offenbarste Herzlichkeit gerade den Geringen und Ungewandten erzeigte. Daß sie Allmacht besaß, soll nicht behauptet werden. Nicht jedes ihrer Steckenpferde vermochte sie zu reiten. So hätte sie gern einmal — ich hörte das aus ihrem eigenen

Munde — irgend einen Richter zur bewußten, wenn auch unmerklichen Beugung des Rechtes verleitet, nur um das Menschliche in ihm herauszuholen. Es gelang ihr leider nicht. Denn unsere guten Richter, so parteiisch sie auch urteilen, unbewußt, mit dem Brett der Bourgeoisie vor ihren Schädeln — doloser Weise ungerecht zu sein, widerstrebt ihrer unausrottbaren Pedanterie.

Die Rolands

Der Jüngere von Beiden, genannt der Rückenmärker, weil er auf seinen hohen, schlanken Schenkeln dahinstelzte wie ein struppiertes Vollblutpferd und alle Parketts nicht anders als mit einem elfenbeinernem Krückstock betrat, war ein feiner, übermütiger Knabe von fünfundzwanzig Jahren, Abgott und Sklave aller Damen von Welt. Wenn er vor dem Flügel phantasierte und aus Mollakkorden elegante Wehmut sog, so erschauerten diese Damen, gleich als kitzele sie das Tremolo eines berühmten Tenors. Von den unbefriedigten Sehnsüchten seiner Jugend schmerzte ihn am meisten die zur Musik. Er hatte die Kunst des Kontrapunkts studieren und zum Beruf erwählen wollen, doch seine Eltern und Lehensvettern hatten es ihm untersagt. Sein Vater, Erbmarschall und Majoratsherr, stand den Künsten im allgemeinen nicht ablehnend gegenüber, wollte auch zugestehen, daß es wenigstens in der Malerei einige Herren von Familie gäbe, Musikanten jedoch, welche immer unsaubere Mähnen tragen und Konservatoristinnen mit lockeren Grundsätzen ohne Korsett seien kein Umgang für seinen Sohn. So bildete sich denn Malte allein und in den Salons nach eigenem Gefühle weiter, schmiedete nebenbei auch wohlklingende Verse über Landschaften oder irgend eine schöne Gönnerin, die ihn gerade bezaubert hatte.
Der Baronin Lottermoos ließ er sich vorstellen, weil das für ein Zeichen guten Geschmackes galt. Bald ward er Seladon bei ihr wie bei den Übrigen. Seine Wünsche gingen auch ihr gegenüber nur auf seelische Gemeinschaft. Das Körperliche betrachtete er als Privat-Angelegenheit. Die meisten Damen lassen sich das gern gefallen, weil es gut aussieht und zu nichts verpflichtet. Caritas hegte zudem eine wirkliche, fast mütterliche Zuneigung für Malte, den feinen, hinfälligen Knaben.
Und dann — wie angenehm! — seine Galanterie war Wachs in ihren Händen, gefügig und willenlos ließ sie sich von der Herrin in allerhand praktische Formen kneten, zu nützlichen Zwecken verwenden, so zur Begleitung ins Theater, zu kleinen Botengängen, zum Paketel-Tragen. Welche Dame von Welt zeigt sich auf der Straße und an andern öffentlichen Orten nicht gern zur Seite eines gutgekleideten jungen Herrn mit Adorantenblicken!
Als Malte Roland noch in der Wiege lag, hatten ihm neckische Kobolde seinen eigenen Willen heimlich entwendet und dafür einen zuckrigen Extrakt, gebraut aus den Launen aller schönen Frauen, ins Herz geträufelt. Nun konnte er nichts denken, nichts unternehmen, es sei denn unterm Einfluß weiblicher Gewalten. Selbst seine Leidenschaft zur Musica empfand er nur als Gebot der holdseligen

Euterpe und spielte am Flügel, weil es ihr und den andern Damen wohlgefiel. Es wäre ein schiefer Ausdruck, wollte ich von ihm sagen, daß er durchs Leben ging, wandelte oder auch nur trottete. Nein, Malte Roland stand, wenn nicht gestützt auf eines Menschen Arm, so doch wenigstens auf seinen elfenbeinernen Stab, unsicher im Leben umher und wartete, wohin der erste Beste ihn geleiten werde. So frei war er von jedem eigenen Entschluß, daß er an irgend einer Straßenkreuzung plötzlich stehen bleiben, bald rechts bald links sich wenden, im Kreise und in Spiralen stelzen konnte, bloß weil ihm gerade Niemand vorschlug, welches Ziel sich vielleicht lohnen würde.
Pakete trug er den Damen ungern, doch er tat es. Nur einmal, als er allzu schwer beladen, Caritas Mimi begleitete, trieb ihn ein Dämon, daß er all die Paketeln mit einem Male gelassen niederlegte, mitten auf das Trottoir unter die wogende Menge und darauf an Caritas' Seite nachdenklich weiterschritt. Erstaunt wandte Caritas sich um, verstand ihn, lächelte verzeihend und ließ die Pakete liegen. Während Gassenbuben sich um die Pralinés und die dänischen Handschuhe rauften, bestieg sie mit Malte ein Automobil und stritt mit ihm über die Bedeutung des »Parsifal«.
Letzter Zeit waren seine Gefühle für Mimi immer durchsichtiger, immaterieller, seraphischer geworden. Er lag tagsüber viel zu Bett, umgeben von Damen, die ihm Neuigkeiten erzählten und Malossol-Brötchen strichen, von Freunden, die Neckereien und heiteren Schimpf mit ihm trieben. Am lustigsten war es eine Zeitlang, als er in seinem Toiletten-Zimmer in Verbindung mit dem Gabelfrühstück regelmäßig eine Art von Lever abhielt, Mansuet dazu seine Gedichte parodierte und Caritas ihm bei den letzten Finessen des Anzugs half.
Früher gab es wohl Stunden, wo er unter ihrer Gegenwart in Seligkeit und Pein verging. Da saß er eng an ihren Fauteuil gepreßt, schwelgte mit seltsam erhitztem Ohr in dem Frou-Frou unterirdischer Gewänder, die bewegt von ihren wippenden Füßen, ein verfängliches Madrigal ihm zuzuflüstern schienen, oder er streifte mit den Fingerspitzen wie von ungefähr über eine Falte ihrer Bluse, wodurch sein Nervensystem mit elektrischen Kräften wie eine Batterie sich sättigte, wurde im Antlitz feucht und rötlich, seufzte einige Male bedrohlich auf und stürzte aus dem Salon. Da dieser Anfall sich wiederholte und Malte Roland jedesmal länger draußen blieb, so schlichen Mansuet und der Cyniker des Hauses ihm eines Tages nach, kehrten ebenso heimlich zurück und zeigten dabei komisch entsetzte Mienen.
»Ist unsrem Malte nicht wohl?« erkundigte sich ängstlich Caritas Mimi.
»Sehr wohl ist ihm«, erwiderte Mansuet, »außerordentlich wohl!«
Und weil wir sahen, daß auch er Kongestionen bekam, wenn auch nur vom Zwerchfell aus, so schlichen wir anderen samt Caritas Mimi gleichfalls hinaus und sahen unsere Wißbegier belohnt durch einen sensationellen Eindruck.
Im Triumphe führten wir Malte wieder hinein zum Fauteuil und beglückwünschten die erlauchte Mimi zu der machtvollen, unmittelbaren Wirkung, deren ihre Schönheit so vor aller Augen sich hatte rühmen dürfen.
Das hatte sich früher einmal ereignet. Inzwischen war Mimi zwar immer jünger,

Malte Roland aber weit älter und schließlich ganz leistungsunfähig geworden. Die Hände der Damen wußten wir nur noch pflegend um ihn bemüht. Caritas, wie gesagt, strich ihm Malossolbrötchen und knüpfte ihm die Kravatte. Oft konnte er sich vom Bett nur bis zum Flügel und vom Flügel bis zum Bette schleppen. Dabei mußte Caritas ihn stützen, ihm zuhören, solange er in Tönen klagte, und wenn die Kräfte ihn vollends verließen, sich über ihn beugen, um mit gelind magnetischen Strichen von ihrer schwellenden Jugend ihm mitzuteilen, oder, nachdem sie Koniferen-Duft gespritzt, möglichst sinnlos mit ihm zu zwitschern, wodurch sie dem Verehrer der Natur eine Vorstellung von Vögeln im Walde schuf. Besonders wohl tat seiner sinkenden Temperatur die Kur von heißer Luft aus Mimis glutvollsten Tiefen.

»Meine Seele friert!« so hauchte der Bedauernswerte. »Geh, Caritas, tu mir diesmal noch die Liebe und blase mir deinen Odem ein! Laß mich aus deinem Hexenkessel Labung schlürfen!«

Und Mimi, die Gute, Geduldige blies, obwohl es ihr wahrhaftig kein Vergnügen war. Sie blies ihm heiße Luft zwischen die zuckenden Lippen, über die schlaffen Lider und namentlich in sein edelstes, empfindsamstes Glied, sein Ohr. Er gab der Illusion sich hin, daß seine Kraft als Mann und Künstler sich daraus erneue.

Alle Leiden — und was heißt Leiden anders als Passivität! — regten Caritas selbst zur Tätigkeit, zur leiblichen Ergänzung an. Nie fanden zumal neuropathische Zustände eine selbstlosere Samariterin.

Reich an Gefühlen war sie, doch keineswegs sentimental. Furchtbar konnte sie werden, von einer zähen Grausamkeit, wenn ein Mensch ihr über den Weg lief, der ihr Widerwillen erregte. Das hat sich niemals deutlicher gezeigt, als in dem Falle von Maltes Bruder, dem unausstehlichen Kunz von Roland. Dieser Bursche glaubte sich ihr nähern zu dürfen auf Grund eingebildeter Vorzüge, die in Caritas' Augen nur lächerliche Geschwüre waren.

Kunz von Roland hatte seine hohle Existenz mit drei schäbigen Lappen drapiert: er trat auf als A. H. eines Feudal-Corps, als Reserveleutnant eines Garderegiments und als Salonlöwe. Schon eines dieser drei Prachtgewänder hätte genügt, um Caritas Mimi Übelkeit zu erregen. Doch ließ sie den unglückseligen Kunz zunächst seine Rolle spielen, damit er sie bald um so gründlicher ausgespielt hätte. Er paßte ihr gerade, ein denkwürdiges Exempel an ihm zu statuieren. Es machte ihr Spaß, zerstreute sie ein wenig und erhöhte den Respekt vor ihr.

Kunz Roland tat alles, was in der jeweiligen Saison für tip-top, todchic und fashionable galt und außer diesem tat er nichts. Das wurde sein Verderben. Caritas Mimi richtete seine klägliche Existenz mit Leichtigkeit zugrunde. Sie ballte ihre kleine Faust, spreizte gebieterisch die Fingerchen und — pf! siehe da! Kunz Roland war zu Staub zerfallen.

Ein halbes Jahr genügte, ihn zunächst unrettbar in Schulden zu verstricken. Was nur an verderblicher Verschwendung möglich war, wurde seiner Dummheit suggeriert. So nährte man in ihm die Hoffnung — es war schon die bornierteste von

allen –, daß Caritas Mimi, dieser allersehnte, unerreichbare Preis mit Brillanten zu gewinnen sei. Caritas nahm die Colliers, Bracelets und Diademe von ihm an, warf sie in eine Kiste, die sie zu seiner besonders empfindlichen Nebenstrafe später dem sozialistischen Wahlfonds zur Verfügung stellte, und deutete Herrn Kunz mit ihrem verführerischsten Lächeln an, daß das Gelieferte noch nicht ausreichend sei. Ferner wurde von fünf Kavalieren aus der Crême die Parole ausgegeben, daß Pharao up to date sei. Sie glichen Gewinn und Verlust untereinander aus, bis Kunz das Messer an der Kehle saß und er sich auf den Weg zu einem Halsabschneider machte, dessen Adresse das Vehmgericht ihm lieferte. Damit noch nicht genug, war Caritas auch auf den moralischen Ruin dieses Gentlemans bedacht.
Vertraut mit allen Höhen und Tiefen ihrer Stadt, war sie auch auf dem Laufenden über das Treiben einer Gräfin Risorosola, die seit einiger Zeit vielbeflüsterte Kaffee-Kränzchen gab, zu denen ihre vierzehnjährige Tochter Freundinnen aus der höheren Töchterschule lud. Diese Kaffee-Stündchen galten für sehr exklusiv. Doch war jeder persönlich eingeführte Kavalier, sofern er nur jedesmal zwei Doppelkronen unter seine Kaffeetasse schob, ohne weiteres willkommen. Mimis Freunden war der Verkehr bei Gräfin Risorosola untersagt. Jedoch pflegten sie indirekte Beziehungen und ließen Herrn Kunz von Roland durchblicken, daß jeder Kavalier, der etwas auf sich halte, dort einmal vorgesprochen haben müsse. Das sei tip-top und zeuge von Courage. Ein Attaché des Staates Venezuela führte den arglosen Kunz bei der Gräfin ein. Nicht lange nach genossenem Kaffee, als Kunz gerade noch sein Kragenknöpfchen suchte, explodierte dann der Betrieb mit infernalischem Getöse. Die Schergen des Polizeipräsidenten drangen ein und nahmen unter anderen Verhaftungen auch die des Kunz von Roland vor. Gräfin Risorosola nebst Tochter ward in aller Stille über die Grenze geschoben, Kunz Roland aber erstickte im Skandal und entschwand mit ausgeblasenem Lebenslicht.
War das nun niederträchtig von Caritas Mimi? Ja, es war niederträchtig! Meinethalben! – Eine Perfidie? – Und wenn schon! – Unsere Damen sind doch, weiß Gott, nicht bloß zum Vergnügen da! Auch eine wirkungsvoll durchgeführte Intrigue ist ihrer Reize nicht unwürdig und raubt ihnen nichts von ihrer Glorie, wenn sie selbst darin unantastbar bleiben.
Malte von Roland, der Rückenmärker, sagte:
»Ach, süßeste Mimi, das hättest du nicht tun sollen. Er war doch immerhin mit mir verwandt.«
Mansuet belehrte ihn, daß solchem Ungeziefer gegenüber der stärkste Mann nicht die Kraft habe, etwas auszurichten. Selbst eine tödliche Kugel im Zweikampf hätte Kunzens Position nur noch gestärkt.
Es gibt eben Fälle, wo eine geschmeidige Frauenhand zum allgemeinen Wohl es übernehmen muß, die lästige Wanze zu zerdrücken.

Mansuet
Der verschlafene Garten reckte sich zum Licht, denn es war Mittagszeit. Der alte, fette Rasen sonnte sich. Hier schmiegte er einen Streifen, dort eine Ecke in der liebevollen Strahlen seltene Umarmung, und wo ihm endlich warm und wohlig geworden, da sträubte er die Halme wie ein Kater sein Fell, das er am Herde trocknet. Mitten auf seinem breiten Rücken trug der Rasen die Geißblattlaube, in deren schummriges Asyl noch nie ein Sittenwächter eingedrungen war.
Mit Mansuet zusammen spazierte ich im Geviert herum, die Mauern entlang, und ob wir gleich nichts Verbotenes im Sinne hatten, sondern nur rauchten und den Sonnenschein lobpriesen, so freute es uns doch, daß diese rissigen Wände weder Augen noch Ohren hatten, und Niemand uns belauschen konnte als etwa Caritas Mimi, falls sie aus ihren Gemächern auf uns herniederblickte.
Ihren Eingang hatte die Laube der hinteren Brandmauer gegenüber. Wenn wir daran vorüberschlenderten, so streiften unsre Blicke mit Andacht und Zärtlichkeit die holde Tasja, die darinnen auf einem Feldstuhl saß, ihre Lieblingspuppe neben sich gebettet, mit erhitzten Wangen in ein Buch vertieft. Ihr Fingerchen folgte den Zeilen, ihre gespitzten Lippen flüsterten den Text.
»Nun ist mir doch beinahe«, sagte Mansuet, »als müßt ich mich wieder einmal hineinschleichen in die gute verschwiegene Laube, leise ‚Caritas' rufen, ‚süße Caritas Mimi!', das Buch ihr entwinden und altvertrauten Unfug treiben.«
»Du findest, daß man Mutter mit Tochter verwechseln könnte?«
»Nicht das! Bei einer wohlgeratenen Mutter ist die Tochter stets das vollkommenere Teil. Ob wirklich etwas dran war an der Mutter, wird die Tochter erweisen. Tasja ist nichts als gesteigerte Caritas. Niemandem gleicht Tasja als ihr.«
»Und ein wenig dir selbst, Mansuet.«
»Das bildest du dir ein, aber du siehst es nicht. Niemand sieht dergleichen, und auch ich glaube wahrhaftig nicht daran.«
»Sie hat deine Art, aufzuschnellen und sogleich wieder in den Traum zurückzusinken, deinen stürmischen Tonfall und deine Gleichgiltigkeit gegen alles Reale.«
»Alles scheinbar Reale! Vielleicht hat sie es gelernt von mir, sicher nicht geerbt. Als Knabe hatte ich Ehrfurcht vor der Wirklichkeit. Aber irgend einen Unglauben muß der Mensch doch haben! Besser ließen wir sie am Leben zweifeln als an ihrem lieben Gott.«
»Sind schlanke, weiße Glieder keine Wirklichkeit? Ist Caritas Mimi nur ein Phantom? War sie unwirklich damals, als du in der Laube ihr das Buch entwandest?«
»Ja, das war sie. Nichts als Phantom damals wie heute. Eine Verheißung, ein Sinnbild, ein Gedankenspiel und ein ewiger Zweifel am Gegenwärtigen. Nimm als Beispiel von ihr, was du willst. Nimm ihr Köstlichstes: das dreimal gestammelte ‚Nein!', die atembeklemmende Fermate und dann ihr kurzes blinkendes Lachen, das sie wie eine Handvoll Perlen in die Gluten warf. Oder denk an die Gabe, die sie für dich bereit hielt, für dich allein! Ein Bild, eine rosige Statue der Anadyomene, einen Rausch von Licht, einen Akkord von Bewegungen, das Gekräusel

des Wasserspiegels um ihren Fuß, sprühende Tropfen auf Brust und Nacken, den Griff, mit dem sie ihre Flechten löste, dazu vielleicht Musik von zwei, drei feinen Worten, nimm dazu deine jähe Sehnsucht, die den Jubel erstickte — und alles dies verklungen, verweht wie der Gespensterruf der Memnonssäule! Zuvor peinvolles Wünschen, darnach aber Schatten und Trümmer der Erinnerung, und jede Wiederkehr ins Paradies nur eine trübe Irrfahrt nach dem Unwiederbringlichen, das in Wahrheit niemals lebte, weil es nicht einmal im Gedächtnis Form gewinnt.«
»Mir blieb es, Mansuet! Ich habe es in einen Kleinodschrein gelegt, den ich zu geweihter Stunde öffne, um das Erlebte wie einen Spiegel vor mich hinzuhalten, mich zu bespiegeln als ein eitler, doch auch als ein dankbarer Narr, zufrieden mit einem Nichts, froh über den Schein.«
»Klingt es, als ob ich ihr undankbar wäre?« rief Mansuet mit Stolz. »Sprach ich im Eifer wie ein Ehemann, der auf Rechte pocht? Nein, ich nahm alles von ihr nur als unverdiente Güte hin. Ich habe nie etwas für sie getan, als daß ich eine Treue hielt, die ich von ihr aus nie verlangte. Und glaub mir: Treue, die jedwede Freiheit zugesteht, kettet Mensch an Menschen fester als die rostige Kette der Pflicht! — Als sie Kind war in Tasjas Alter, da haben wir uns Puppenstuben gebaut, indem wir Decken über Tisch und Stühle hingen, uns darunter zu verkriechen. Diese Puppenstuben wurden bald genug zu Schlupfwinkeln und Höhlen erweitert, in denen der Räuber seine Prinzessin barg. Ich habe geschwiegen, wenn die Prinzessin zuweilen den Herrn der Höhle vertrieb und dafür Polizisten zu sich lud. Von da ab hat sie mich stets zu sich zurückgerufen und hat mich schmunzeln gelehrt über ihre Streiche, die ich anfangs mit Tränen benetzte. Als junge Dame auf den ersten Bällen hat sie mich dann lange Zeit in den Winkel gestellt und doch niemals vergessen. Beim Kotillon und wenn ich sie zu Tische führte, ließ sie von meinem Seitensprüngen sich erzählen, ermunterte mich auch zu immer heftigeren Taten und hegte viel Sympathie für die Nebenbuhlerinnen, mit denen ich sie vergebens zu reizen versuchte. Gern lieh sie mich aus an alle Welt in ihrer großen Gefälligkeit, doch nie versäumte sie, mich als ihr Eigentum zu behandeln, mich zu verwenden, wenn sie meiner bedurfte. Dann griff sie nach mir als nach dem liebsten Spielzeug ihrer Kinderzeit, verschleppte mich in irgend einen Winkel und sagte: »Komm, Tanzbär, Tausendkünstler, Lüdrian, wieder einmal ist es an der Zeit! Die andern machen Tick-Tack, gleichmäßig und regelrecht wie eine Standuhr. Mit dir allein kann ich unregelmäßig leben.« Und immer mußte ich auf neue Wunderwerke sinnen, um sie zufrieden zu stellen und ihren Appetit auf unsere reich besetzte Tafel neu zu entflammen.«

Pampila

Tasja hatte ihr Buch zusammengeklappt und rief uns zu sich in die Laube. Zwischen uns geschmiegt, fragte sie, ob uns schon einmal ein Gespenst erschienen sei.
»Ja«, antwortete ich ihr. »Unsereiner redet mit Gespenstern Tag und Nacht.«

»Und jene Gespenster, die als Menschen unter uns wandeln«, fügte Mansuet hinzu, »sind die unheimlichsten von allen.«
»In meinen Märchen hier«, erzählte Tasja, »kommen nur solche vor, die früher einmal Menschen waren. Ich begreife nicht, warum man sich vor denen fürchten soll; denn sie erscheinen doch immer nur, tun nichts Böses, sondern spektakeln höchstens. Daran erkennt man sie und kann sich vorsehen.«
»Die lebendigen aber ...?« Mansuet grinste grimmig in sich hinein und blickte sich dann plötzlich furchtsam um.
»Ja, nicht wahr?« flüsterte Tasja mit heiligem Ernst. »Ich ängstige mich auch viel mehr vor den richtigen Menschen, weil ihnen niemals die Wahrheit anzusehen ist. Räuber und Mörder gibt es darunter, die sich unterm Torweg auf kleine Mädchen stürzen. Draußen geht man an ihnen vorüber und weiß es nicht.«
»Wenn sie schon äußerlich verlumpt daherschwanken, so ist das eine Redlichkeit, die uns beruhigen kann. Wirklich grauenvoll sind aber die Hunderttausende, die gar nichts weiter als nur lieblos sind und zu all ihren kleinen bösen Spielen eine harmlose Miene machen. Wenn eine Nachbarin von der Schulbank dich heute als Freundin umarmt und morgen dir den Rücken kehrt, du fragst betrübt, weshalb, und sie schweigt verbissen, sie weiß es vielleicht nicht einmal, dann hockt der gefährlichste Kobold schon hinter ihrer Stirn, und du mußt dich zeitlebens vor ihr hüten, denn es ist eines von jenen Gespenstern, die lebendige Herzen zerreißen.«
»Es gibt solche. Die eine beschimpft mich, seit ich das violette Haarband trage, die andere verlangt, daß meine Kleider bis zu den Knieen reichen, die meisten sind erbost, weil ich anders rede als sie, und ich rede doch nicht anders als Mama.«
»Du mußt dich an die Buben halten. Die wissen dich besser zu schätzen.«
»Oh, die sind freilich lieb zu mir. Sie schleppen mir die Schultasche und haben mich schwimmen gelehrt. Dein kleiner, schwarzer Vetter, Mansuet, hat einen Tritonen vorgestellt und unter wildem Gesinge mich auf seinen Rücken quer über den See getragen.«
»Er ist ein Prachtbursch. Nur mußt du ihm zuweilen die Peitsche zeigen, damit er nicht über die Stränge schlägt.« —
Tasja sprang auf und trieb mit den Sprüngen der Gazelle ihren Reifen über das Gras.
Schön und still war diese Mittagsstunde. So eng fühlten wir uns miteinander befreundet, wir Drei, einig in der Hingebung an Caritas, einig in Verachtung der Welt, die dort draußen hinter den fensterlosen Mauern frech und lärmend sich spreizte.
Ach, es war die letzte warme Mittagsstunde dieser festlichen Zeit! Schon hatte das Unheil Mimis Schwelle hinter sich, mit klobigen Tritten stapfte es durch ihr Boudoir. Soeben betrat es an der Seite unserer arglosen Herrin die Terrasse und glotzte auf uns herab.
Doktor Pampila war es, der sich eingedrängt hatte und aufgenommen worden war, wie denn Caritas Mimi einen Jeden willkommen hieß, mochte er sein, was er wollte,

wenn er nur irgend eine Idee als Banner entfaltete, etwas Flatterndes, das sich den Anschein von Geist und Tatkraft gab.
Caritas trat zu uns und stellte Doktor Aloys Pampler vor.
Wie soll meine Schilderung seiner Scheußlichkeit gerecht werden! Ein viereckiges Trampeltier mit Quadratschädel, Wurstfingern und kurzen Beinen pflanzte sich da auf, spreizte die rechtwinklig gekrümmten Ellbogen vom Wanste ab und wölbte eine zweifellos zottige Männerbrust. Der rote Hals zeigte vorn einen ausgebildeten Bierknoten und fiel hinten in zwei Fettwulsten über den Umklappkragen. Dazu redete er in rauhen Stentortönen von dem Ideal seiner sozialen Aufgabe, das er der Frau Baronin schon oben näher erläutert habe.
Mansuet und ich fanden ihn vom ersten Augenblick an überaus widerlich. Tasja musterte ihn von oben bis unten mit einem so unverhohlenen Abscheu, wie nur die unbestechlichen Kinder ihn auszudrücken wagen. Sie faltete die Hände auf dem Rücken, als er ihr gönnerhaft seine Pranke bot, rümpfte und blähte das Näschen, schüttelte sich und lief davon.
Von Beruf war Doktor Pampler, wie aus seinen weitläufigen Darlegungen hervorging, Versammlungsredner, nicht mehr und nicht weniger. Er zog unterm Trompetengeschmetter der Zeitungen durch die deutschen Lande und rief die gebildeten Klassen zur Erziehung der ungebildeten auf.
»Wir Gebildeten haben heilige Pflichten gegen das Volk! Was hilft dem vierten Stand seine politische Fraktion! Es ist nur eine einseitige, äußerliche Vertretung. Wer gibt sich aufklärend und sittlich fördernd mit den Bauern, dem Mittelstande und vollends mit dem fünften Stande ab! Allseitig und von innen heraus muß mit der Reform begonnen werden. Die kernige Ursprünglichkeit des Fühlens muß dem Volke erhalten, sein Denken aber geklärt und bereichert werden. Es gilt einen Kampf gegen Unwissenheit und Verkommenheit . . .!«
»Lassen wir es doch dabei, das wackre Volk!« unterbrach Mansuet trocken die Redeflut. »Unwissenheit ist bekömmlich, und in der Verkommenheit sitzt sichs warm.«
Doktor Pampler schleuderte ihm vernichtende Blicke zu und bekam einen roten Kopf.
»Sie, meine Gnädigste«, wandte er sich an Caritas, »wissen sich eins mit mir. Das Herz einer schönen Frau wird immer warm für die Veredelung der Massen schlagen.«
»Sie überschätzen mich«, erwiderte Caritas belustigt, »immerhin ist es eine Bewegung, die Sie da hervorgerufen haben, und einer Bewegung schaut man mit Vergnügen zu, ob man nun ihre Ziele billigt oder nicht.«
»Billigen Sie nicht den Aufschwung unserer Volksgenossen, unserer Brüder? Die Verbreitung der Schönheit unter den Ungebildeten?«
»Möchten doch die Gebildeten erst bei sich selbst beginnen!« konnte ich mich nicht enthalten einzuwerfen.
Doktor Pampler schob mich mit einer breit ausladenden Oratoren-Geste zu den hoffnungslosen Drohnen.

»Ich und meine Freunde«, sagte Caritas, »verstehen vom Volke ebensowenig wie von Erziehungsfragen. Wir fühlen uns so schwach, besonders allen Massen gegenüber, daß wir froh sind, wenn das Volk nicht probiert, uns zu maßregeln und zu erziehen.«
»Aber Ihren Beistand sagten Sie mir doch schon gütigst zu, Ihr Protektorat, Ihren Einfluß in der Gesellschaft und Ihre finanzielle Unterstützung?«
»Ja gern, Herr Doktor, denn ich hoffe, daß Ihr Wirken in unserer Stadt einiges Ärgernis stiften wird. Und nichts ist erquicklicher als ein Ärgernis in der offiziellen Welt. Seien Sie versichert, wir treten morgen Abend beifallsfreudig in Ihrer Versammlung an. Ich und alle meine Freunde« — sie blinzelte uns ermunternd zu — »soviel ich zusammentrommeln kann. Eine wirkungsvolle Claque soll organisiert werden. Für zwei Wochen verbürge ich Ihnen hier das Interesse des Publikums.«
Doktor Pampler nahm diesen Sieg der guten Sache als selbstverständlich mit Würde in Empfang. Er schnaubte vor Genugtuung wie ein feuriges Zirkus-Pferd, wenn es in die Arena springt. Mit dem Versuch eines Kompliments von chevaleresker Klangfarbe küsste er schallend Caritas' Handgelenk. —
Noch im Laufe des Tages zog Caritas Mimi Erkundigungen über ihn ein. Sie lauteten abschreckender als wir erwartet hatten: Doktor Pampler, ursprünglich Reallehrer, sei ein geschätzter Pädagog. Ein durchaus anständiger Mensch, ein vollkommener Ehrenmann von sittlichen Fond und idealer Veranlagung, lebe er nur dem Ausbau seiner hehren Gedankenwelt und einer kühnen Propaganda für die Sache der Volksveredelung.
Wir alle beschworen daraufhin Caritas einstimmig, solch ein Individuum unverzüglich fallen zu lassen und ihm künftig ihre Schwelle zu verbieten. Sie aber lachte uns nur aus, schalt uns eifersüchtig und erklärte, sich schon lange nach einem verdrehten Kauz gesehnt zu haben, dessen geschwätziges Treiben zur Anregung und Erheiterung diene. Wir anderen seien Mumien, Pampila dagegen ein regsamer Hanswurst, mit dem man wenigstens noch streiten und seine Gäste unterhalten könne.
So fügten wir uns denn und begleiteten Caritas Mimi schweren Herzens in die Versammlung, deren blödsinniges Thema lautete: »Über Erziehung des Volkes zu Bildung und Schönheit.« Berichterstatter: Herr Doktor Aloys Pampler, Pädagog.« —

Bock
Dieses Meeting nahm einen imposanten Verlauf. Pampila stand reckenhaft am Katheder, zwischen Manuskripten und einer Maß Bier ganz in seinem Element. Gleich den Wogen der Meeresbrandung rollten seine mächtigen Phrasen mit Gebrüll und Schaum wider das Publikum an und ersäuften es in Begeisterung. Die Claque raste, hingerissen und doch fest im Takte. Mansuet rief: »Bravo! Bis! Bis!« Malte Roland stampfte mit der Elfenbeinkrücke die Dielen. In die Diskusion wurden nur sichere Leute eingelassen: ein Journalist, ein liberaler Pastor und zwei Studenten der politischen Ökonomie, die sich scheinbar befehden mußten. Zum Schlusse

ward eine Adresse an den Kultusminister und eine klangvolle Resolution beschlossen, der »Lutherbund« mit Jahresbeitrag von einer Mark gegründet und »Zwanglose Blätter für völkische Kultur« unter die Menge gestreut. Darauf vereinte uns, die Gründer und Protektoren, ein Bankett in der Apollo-Halle, wobei auch der Plan eines Bazars erwogen und beliebte Künstlerinnen des Schauspielhauses zur Mitwirkung herangezogen wurden.
An der Tafel saß Mimi zur Rechten des gefeierten Pampila, ich selbst den Beiden gegenüber. Nach zwei Stunden war Pampila betrunken und händelsüchtig, während Caritas sich allmählich zu besinnen schien. Bleich und unruhig wartete sie auf die ernsthaften Folgen ihrer jüngsten Bekanntschaft, und sie traten ein, vorerst in Gestalt einer Indiskretion.
Pampila rückte der Mimi immer näher auf den Leib, warf Brotkügelchen in den Busen-Ausschnitt und entwickelte auch sonst eine hahnebüchene Galanterie. Eifrig bemüht, zwischen sich und Mimi engere Beziehungen herzustellen, kam er auf Familienverhältnisse zu reden und offenbarte, was er in nüchternem Zustande wohl noch verschwiegen hätte, daß er Neffe und einziger Erbe von Mimis Vormund sei. Eine Mitteilung, die auf unsre Dame offensichtlich übel wirkte. Denn sie schwieg, wie erstarrt in plötzlichem Schrecken, kam aber später zweimal darauf zurück, ohne daß Pampila sich näher darüber ausließ als mit einem vielsagenden Geräusper.
Dieser Vormund, ein Justizrat namens Bock, war vor einigen Jahren mit Tod abgegangen und hatte dem äußeren Anschein nach im Leben seines Mündels nur eine untergeordnete Rolle gespielt. Mansuet, nach dem Verschwinden des Baron Leopold Salvator zum Vormund für Tasja bestellt, kam mit seinem Amtsvorgänger aufs Beste aus, das heißt, er vergnügte sich ebenso wie Caritas Mimi daran, dem Justizrat moralische Fußtritte zu versetzen, eine Umgangsform, die nur auf fettem Sumpfland zu gedeihen pflegt.
Mit der Natur und allen Verhältnissen Mimis von früh auf eng vertraut, zu ihrer Überwachung dienstlich angestellt, hatte Bock ihr zunächst von Gottes und Rechts wegen allerhand Verhaltungsmaßregeln diktiert, und es scheint, daß Caritas Mimi, um diese höchst lästige Gewalt, die einzige, die ihr den Weg versperrte, zu brechen, kein besseres Mittel wußte, als sie ins Grenzenlose zu erweitern. Eine so freiwillig dargebotene Unterwerfung hätte kein Edelmensch auf die Dauer abgelehnt, geschweige denn Justizrat Bock, der nur ein schwacher Diener des Gesetzes war. Dadurch, daß er eine unerlaubte Herrschaft antrat, ward er zum Sklaven und gefügigen Werkzeug seines listigen Mündels. Und als nun in der Folgezeit die Existenz von Caritas Mimi sich in jenes eigenartige Doppelleben spaltete, indem sie, gewandter als Herkules, es am Scheidewege ermöglichte, beide Straßen im Zickzack zu wandeln, sowohl die des äußeren Anstandes, als auch zugleich die des innerlichsten Vergnügens, zog sich Herr Justizrat Bock auf einen rein passiven Zuschauerposten zurück, künftig um keinerlei Gesetzesbestimmungen mehr besorgt, als um die eines gewissen Paragraphen 174.

Doktor Aloys Pampler schien nun allen Ernstes gewillt, die Erbschaft seines Oheims in vollem Umfange anzutreten und nistete sich demgemäß bei Caritas Mimi als Hausfreund ein. Der Odem Pampilascher Ehrenhaftigkeit verpestete unsere Räume. Es duftete darin nicht mehr nach Mimosen und Heliotrop, sondern nach verschwitztem Kraftbewußtsein und müffigem Anstand. Seine anständigen Gesinnungen schleppte Pampila wie unausrottbares Ungeziefer ein, sie krochen schleimig über alle Kissen und zwickten uns, wenn wir plaudern wollten. Einige davon wuchsen sich zu greulichen Ungetümen aus und wurden von ihm selber als Leidenschaften bezeichnet. Sehr stolz war Pampila auf seine Männlichkeit. Er führte sie uns vor mit Gebrüll und Gestampf und erwartete, daß man sie bewundern solle. Er rühmte sich seines Jähzorns wie manche Frauen ihrer Schwachheit, um anzudeuten, daß ein Versuch damit willkommen sei. Es belustigte uns zwar, ihn zu reizen, weil er dann sofort seinen grotesk karmoisinroten Kopf bekam und sich mit den Wurstfingern nervös durch den Schopf und den gelben Rundbart fuhr, aber zugleich waren solche Auftritte auch bedrückend durch ihre Häßlichkeit und ermüdeten Caritas, die unter Pampilas beständiger Gegenwart namenlos litt.
Hatte doch seine männliche Leidenschaft in Ermangelung anderer Ziele sich auf Caritas Mimis Reize geworfen und belagerte sie als ein feuerspeiender Drache. Anstatt in seinem Furor teutonicus mit sämtlichen Standbildern der Germania kleine Volks-Putten aus Blut, Schweiß und Eisen zu erzeugen, wozu er doch offenbar von Wotan berufen war, versteifte er sich auf die gigantische Geschmacklosigkeit, eine Caritas Mimi zu bezaubern, als brünstiger Hengst vor ihr zu tänzeln und zu bocken.
Arme kleine Mimi! Wie matt und bleich ward sie in jenen Tagen! Wie unruhig, hilfesuchend blickte sie sich nach ihren Freunden um, wenn der Bierbaß jenes vierschrötigen Scheusals zu erdröhnen begann und nach der Steigerung ins Doktrinär-Fanatische regelmäßig den Abstieg in ein zudringliches Guttural-Gesäusel unternahm! Ach, niemand konnte ihr helfen, selbst Mansuet, der Vielgewandte, der auch der Nächste dazu war, durfte nichts für sie tun, mußte den Kerl, den mit zwei Worten zu vernichten und in sein geliebtes Volk zurückzustoßen ein Leichtes gewesen wäre, mit Handschuhen anfassen und tatenlos einer ungewissen Entwicklung entgegensehen. Denn Caritas Mimi fühlte sich verstrickt in ihres Wandels kreuz und quer geknüpfte Maschen. Der alte Bock, zu Lebzeiten geknebelt, nahm nun nach seinem Tode schändliche Rache, kassierte durch seinen Erben unbeglichene Schulden ein.

Die Freunde
Es war nicht mehr möglich, bei Caritas vorzusprechen, ohne daß man Doktor Pampler in den Klubstuhl hingeflegelt fand.
Einer nach dem andern von uns Freunden ist schließlich ausgeblieben. Treulos sind wir Caritas nicht geworden, aber unsere Treue sann auf andere Wege.
Am Vorabend der Katastrophe haben sich alle noch bei mir versammelt, um zu

erwägen, wie die Unglückselige zu befreien wäre. Lange warteten wir vergebens auf Mansuet; da habe ich denn den Kriegsrat eröffnet.

Soweit war die Belagerung der Veste schon gediehen, daß Pampila mit unverhüllten Drohungen zum Angriff überging. Wir wußten, daß er vom Bade der sittlichen Wiedergeburt geredet und sich verschworen hatte, die Luft von Miasmen zu reinigen. Jetzt auf einmal wollte er bei denen beginnen, die er mit Respekt »die Gebildeten« nannte, und dem deutschen Volke ein abschreckendes Beispiel von der Verderbnis der hyperkultivierten Gesellschaft vorführen. Aber vielleicht würde ein zerknirschtes Schuldbewußtsein — so hoffte er — noch in letzter Stunde freiwillig die Folgen sittenloser Lebensführung ziehen. Worin diese wohltätige Sühne zu bestehen habe, darüber ließ er Caritas Mimi nicht im Unklaren. Er, Doktor Aloys Pampler, schlug sich selber als Werkzeug der Entsühnung vor.

Kastor, als Einflußreichster zuerst befragt, war hoffnungslos.

»Nichts zu machen!« sagte er, nachdem er sich den klugen Kopf zermartert. »Nichts zu machen! Er hat das Gesetz und die gute Sitte auf seiner Seite. Wider den Anstand ist nicht anzukommen.«

Pater Henning stand dem Anstand skeptischer gegenüber. Bei ihm pflegte Caritas zweimal im Jahr zu beichten. Er mochte die Verhältnisse wohl noch klarer durchschauen als Mansuet:

»Der Anstand und die Ehrenhaftigkeit kommen für mich, den Kleriker, gottlob nur als tönendes Erz und klingende Schelle in Betracht. Wir anerkennen als einzigen Imperativ die kirchliche Norm. An den Anstand seid ihr Beamten, an die Ehrenhaftigkeit ist der Leutnant gebunden; es sind unbestimmte, kindische Begriffe, gut genug, um vor der Öffentlichkeit Fangball damit zu spielen. Gilt es Ärgernis zu vermeiden, so schlagen unsere kirchlichen Begriffe die bürgerlichen gern und leicht in Trümmer.«

»So schlage zu!« riefen wir durcheinander. — »Mit welchen Waffen? — Erteil uns also Deinen seelsorgerischen Rat!«

»Jeder an seinen Posten! Ich selbst werde Caritas ermahnen, standhaft zu sein, werde ihr den Schutz der kirchlichen Oberen sichern, werde unsere Blätter instruieren, daß sie dem Raubtier in die Flanke fallen. Kastor muß sich der Polizei bedienen und den Journalisten vom sogenannten führenden Organ zum Rückzug blasen.«

»Ist selbstverständlich schon geschehen«, erwiderte Kastor. »Frontwechsel bleibt des führenden Organs vornehmlichster Beruf. Es hat in Sachen »Pampler und Lutherbund« binnen vierzehn Tagen bereits dreimal die Ansicht auf höheren Befehl geändert. Aber wenn morgen ein Kretin dem Chef-Redakteur erklärt, daß Pamplers Volkstümlichkeit im steigen sei und zum Beweise dafür ein Inserat aufgibt, so rufen seine Kulis von neuem Hallelujah!«

Auch Malte Roland führte seine bescheidene Kraft ins Treffen:

»Mir erscheint vor allem wünschenswert, daß er von oben her unmöglich wird, kurzerhand hinausgefegt aus allen Salons, in denen er Fuß zu fassen suchte. Ich

werde schleunigst bei meinen Damen vorfahren und kundtun, daß er im Begriffe ist, sie alle mit einem Presse-Feldzug zu kompromittieren.«
Ich selbst erbot mich zu noch kräftigeren Mitteln, deren Natur ich jedoch nicht anzudeuten wage, da sie auf das öffentliche Sittlichkeitsgefühl eines geneigten Lese-Publikums allzu befremdlich wirken würden. Genug, daß Kastor sie für durchschlagend hielt, jedoch nichts damit zu schaffen haben wollte, und Pater Henning mir dafür im voraus Absolution erteilte.
Da trat Mansuet herein und warf uns alle schönen Pläne über den Haufen.
»Um Gotteswillen, rührt Euch nicht!« rief er verzweifelt aus. »Soeben war ich bei ihr. Es ist zu spät. Der Hallunke war flinker als wir. Er hat sie in seinen Klauen und fletscht ihr die Zähne mit einer so unheildrohenden Grimasse, daß sie jetzt völlig zusammengebrochen ihm zu Füßen liegt. Bis morgen schon muß es sich entschieden haben, ob sie den roten Hahn auf dem Dache haben will oder an Leib und Seele Pampilas scheußliches Brandmal.«
Jede weitere Frage, jeder letzte Zufall, ja selbst der Ausbruch des Entsetzens erstickte zwischen unsren Zähnen. Es wurde eiskalt im Raum und totenstill. Draußen vor den Scheiben aber zog ein Geräusch vorüber wie das Kichern der runzligen Atropos, die an den nachdenklichen jungen Herren dieser Zeit ihre besondere Freude hat, weil wir vor lauter tändelnder Betrachtung nie mehr dazu gelangen, ihre Fäden zu verwirren.
Was haben wir nach dem ersten Schrecken nicht alles durcheinander geschrieen! Wozu doch? Um uns mit Entschlüssen zu betäuben, mit Schattenbildern erlösender Taten uns anzufeuern, während der gesunde Instinkt des Mannes aus dem Volke sein Schäfchen längst im Trocknen hatte.
»Handgreiflich müssen wir ihm an den Kragen!«
Ja, so ruft man stets, wenn der Verstand zum Teufel ging.
»Als ich ihn im Hausflur traf,« erzählte Mansuet, »habe ich ihm vorgeschlagen, zu probieren, wer von uns beiden zuerst die Treppe hinunterfliegt. Er war bereit dazu, doch teilte er mir mit, für den Fall, daß ihm was Übles widerführe, lägen bei seinem Vertrauensmann allerhand Briefe und Dokumente zur Veröffentlichung bereit.«
»Wer noch einer Hoffnung fähig ist,« schloß Mansuet, »der setze sie auf die Riesenkräfte einer Frau wie Caritas Mimi, wenn sie Amok läuft mitten durch die moralische Entrüstung und durch den Skandal.«

Pater Henning
Tags darauf ist es also geschehen, das lächerlich Widersinnige, das Entsetzliche.
Caritas, deren Abscheu vor einer persönlichen Gemeinschaft mit dem Tiere Pampila ebenso tief und unüberwindlich war, wie ihr Abscheu vor öffentlichen Händeln, hat sich entschlossen, die Kurve ihres Wandels vor dem Niedergange abzubrechen und auf einem andren Stern neue Lebensbedingungen zu erwarten. Sie hat sich in ihre Spitzen gehüllt, hat ihre Schleppe aufgenommen und ist mit den

Allüren einer großen Dame, der diese minderwertige Gesellschaft nicht mehr paßt, davongerauscht. Sobald ein Aufenthalt in der Heimat anfängt, beschwerlich und mesquin zu werden, besteigt man den Expreß und fährt ins Ausland, irgendwohin. Da jedoch der gesamte Erdball nur einer klatschsüchtigen Kleinstadt ähnelt und selbst andere Kontinente der Baronin Lottermoos nicht mehr den gewohnten Komfort versprachen, so zog sie es vor, auf einen andern Planeten, eventuell auch in die ruhevollen Gefilde Nirwanas zu verreisen. —

Ein letzter widerwärtiger Auftritt blieb ihr nicht erspart. Pampila, bei aller Borniertheit mit der richtigen Witterung für entgehenden Gewinn begabt, suchte rasch noch seine körperlichen Kräfte an ihr zu erproben.

Er trat, um möglichst imposant zu erscheinen, zur Visitenstunde um einhalb ein Uhr in zugeknöpftem Gehrock bei Caritas an. Da sie ihm die Tür wies, so drängte er sich kurz entschlossen ein und verriegelte diese Tür. Er muß Mittel zur Hand gehabt haben, Caritas zu verhindern, daß sie den Dienstboten klingelte. Nur Tasja war gerade bei ihr und wurde, wie sie erzählt, von Pampler mit Gewalt ins Nebenzimmer gesperrt. Dort hat die Kleine eine fürchterliche Viertelstunde hindurch flehend und weinend um ihrer Mutter Geschick auf der Schwelle gelegen, und als sie das Flüstern und Keuchen erbitterten Streites vernahm, mit ihren zarten, schwachen Gliedern versucht, das trennende Schloß zu sprengen.

Dann ist Pampler davongestürmt. Es ist ganz still geworden. Auf keinen von Tasjas zärtlichen Rufen hat ihre Mutter mehr geantwortet. Da hat das gepeinigte Kind die Besinnung verloren. Mansuet hat sie später noch immer regungslos auf der Schwelle vorgefunden und in ihr Bett getragen. Und als sie des Abends aus langer Ohnmacht endlich erwachte, war sie verwaist.

Auch Caritas wurde noch einmal für etliche Stunden ins Leben zurückgerufen. Die Brutalität der Berufspflicht zwang den herbeigerufenen Arzt, mit Medikamenten ihren Todesschlaf zu unterbrechen.

Sie wußte kaum noch, was alles geschehen war und welche Fahrt sie eigentlich angetreten hatte. Aber sie benutzte den Aufenthalt, Pater Henning zu empfangen, der ihr die Sterbesakramente reichte. Pater Henning kannte ja ihre holden Sünden aus Erfahrung und hatte sich für seinen Teil vom Prior bereits die Absolution geholt. Die gab er nun weiter an Caritas Mimi. Es wäre ihm schmerzlich gewesen, hätte die süße Mimi nicht einmal in dieser religiösen Form Abschied von ihm genommen.

Andächtig und aufs Höchste befriedigt, kehrte er von diesem traurigsten aller Tête-à-Têtes zurück zu uns, die wir im Vorzimmer versammelt waren.

Wir bezweifelten die Innerlichkeit und Übernatürlichkeit ihrer Reue im Sinne des Sakraments. Doch Henning beruhigte uns, indem er versicherte, daß für eine echte Frau nur eins in der Welt leichter sei als sündigen, nämlich dies: ihre Sünden von Herzen zu bereuen. —

Unser Kreis, nur durch Caritas Mimi zusammengehalten, ist längst zerfallen. Auch Pater Henning habe ich nicht wiedergesehen. Er bereute nunmehr mit Recht

alles und jedes, denn seine weltliche Existenz hatte den letzten Reiz verloren. Er begrub sich in seinem Kloster.

Nur einmal trat er noch hervor, als es galt, über die Zukunft unsrer geliebten kleinen Tasja zu entscheiden. In dem an sich gleichgiltigen Rachekrieg, der nach Caritas Tode zwischen Pampila und Mansuet entbrannte, wurde letzterem die Vormundschaft über Tasja entzogen. Pater Henning, unparteiisch und für des Kindes Zukunft sicher nur wohlwollend und aufrichtig besorgt, erreichte, daß man sie zu den Englischen Fräuleins schickte. Er dürfte wohl auch durchsetzen, daß sie dort bleibt und zum Schleier gezwungen wird. Denn Pater Henning war stets der Überzeugung, daß es für liebereiche Mädchenseelen nur zwei Sphären irdischer Seligkeit gibt: einer sündigen, die sich am Leben ohne Unterlaß berauscht, und einer asketischen, die auflodernd aus der Brunst zum Seelenbräutigam, Welt und Leben ganz vergißt.

PAUL WIEGLER: DEUTSCHE POLITIK

Hyperions Klageruf zu Bellarmin darf uns seine Trauer nicht einflößen, nicht mehr gleichen wir dem Wanderer, der den Gram über die Realität in das schwebende Bild gefaßt hat: »Wie ein ungeheurer Schiffbruch, wenn die Orkane verstummt sind und die Schiffer entflohen und der Leichnam der zerschmetterten Flotte unkenntlich auf der Sandbank liegt, so lag vor uns Athen, und die verwaisten Säulen standen vor uns wie die nackten Stämme eines Waldes, der am Abend noch grünte und Nachts drauf im Feuer aufging.« Verblutet sind die Erstlinge, deren Sinn umschleiert war. Zufall, Zwischenfall, Abenteuer, hat Bismarck die Welten getrennt. Plötzlich ragte in unsre Sphäre eine Gewalt, die das von Burckhardt umschriebene, holden Trugs befreite, grausame System der Polis wieder heraufgeführt hat: ein zwingendes Individuum, dessen Liebe und Haß entfesselt sind, furchtbare Klüfte, eine Tyrannis, die das Unerhörte leistet oder frevelt, die Gegenmittel der Feldherrnprozesse und des Ostrazismus. Dann war es, als habe die Nation sich in der einzigen Hervorbringung erschöpft, als sei sie auf Dezennien unfähig, sich zu erneuern. Sie lebte nur, so lange Bismarck über sie und Europa gebot: ein zweiter Verächter der Ideologie, ein Mensch mit ursprünglichen Instinkten, dem Dunkel verbarg, was er selber nicht schauen konnte.

Kein Unterschied ist heftiger als der zwischen seiner agonalen Natur, der er leidend sich abgetrotzt hat, und dem Glauben der Bürger von ihm. Verzweifelnd lag er in Petersburg, bevor er die preußischen Deputierten unterwarf, den Abschlüssen in Nikolsburg und Versailles wohnte er von Weinkrämpfen erschüttert bei und vom Zorn des Zweifels. Peripetien der Wildheit hatte er wie Napoleon zu Campo Formio. Er war ein Revolutionär mit im tiefsten gebundenem Wesen, ein Vates mit leidenschaftlich tobender Ahnung — in Einsamkeit schlaflos ersann er sich imaginäre Debatten, brachte sie zu Papier, fand sie morgens entwertet — und ein Ahnungsloser, der Gefahren nur dadurch obsiegte, daß er in seiner Dumpfheit sie nicht bemerkte. Er war kein Reindeutscher nach den nebulosen Prinzipien des Rembrandtbuchs oder der schlechten anthropologischen Romantik, aber der leibhaftigste Ausdruck unsrer barocken Maßlosigkeit, der Helle und Harmonie verschlossen sind. Er ist ein Problem vom Range Wagners und hat das Reich hinterlassen.

Günstigere Chancen als je hat damals Nietzsche für solche erhofft, die sich einen starken Willen bewahrt und angezüchtet hätten mit einem weiten Geist. Der Kanzler zeige ebenso wenig als Friedrich der Große und Schopenhauer jene deutsche Einfalt, die den Ausländer an unseren besten Köpfen, selbst an Goethe, überrasche. Er freute sich der militärischen Gestaltung Europas wie auch der inneren anarchischen Zustände. Die Zeit der Ruhe und des Chinesentums, die Galiani für das Jahrhundert vorausgesagt hatte, mit Mandarinen an der Spitze, wie Comte sie träumte, sei vorbei: »Persönliche, männliche Tüchtigkeit, Leibestüchtigkeit bekommt wieder Wert, die Schätzungen werden physischer, die Ernährungen fleischlicher. Der Barbar ist in jedem von uns bejaht, auch das wilde Tier. Gerade deshalb wird es mehr werden mit den Philosophen.« Das entspricht Bismarcks Losungen vom sa-

turierten Deutschland und vom bewaffneten Frieden, den er, bewußt der unheilbaren Störung des Gleichgewichts, durch seine Heerpolitik, durch geplante Tumulte und das künstliche, insidiöse Netz seiner Bündnisse und Rückversicherungen aufrechthielt. Man lese in den Erinnerungen von Gontaut-Biron, wie er von den Franzosen die Bestrafung der Bischöfe heischte, die in Hirtenbriefen die deutschen Katholiken gegen Preußen reizten, wie er die Italiener antrieb, in Nizza eine Konflagration zu versuchen, die vier Jahre nach dem Krieg über Frankreich einen zweiten heraufbeschworen hätte. Eines Agitators Ungetüm mit den Listen der Kabinette einend, ist er, als durch Gortschakows, seines Lehrers, Neid und die Wirkungen des Berliner Kongresses sich die Unbill der Zeiten meldete, vor keiner europäischen Konstellation zurückgeschreckt. Den »Schuldigen« nannte ihn die Princeß Royal im Gespräch mit Gontaut-Biron. Das Reich selbst schützte er durch lockere Dämme der Empirie. Das allgemeine Stimmrecht wurde aus seinem macchiavellistischen Pakt mit Lassalle geboren. Der Wucht des aufgehäuften Hasses erwehrte er sich und empfand dennoch, wie sein Werk langsam erstarrte. »Lassen Sie uns alle erst sterben«, hat er in rauher, geweihter Liebe zum Schicksal bekannt, »dann sollen Sie sehen, wie Deutschland in Flor kommen wird, wir sind augenblicklich das Hindernis seiner nationalen Entwicklung.« Kalter Morgenwind umweht ihn wie Tiecks Abdallah, »auf der Spitze des Berges nach einer durchwehten Nacht.« Die Hybris, die nach seinem Schwerte griff, vermag den Tod jenes eisig-eisernen Anachronismus nicht zu hehlen. Das Reich ist eine sinkende Macht-Kombination. Es genügen die Worte Isolierung, Algeciras, Haag, David Jayne Hill und A'Court Repington. Dreißig Jahre nach seiner höchsten Geltung ist das Territorium, das von Wirtschaft strotzt, ein Territorium ohne Freiheit der äußeren Aktion. Und Deutschland schickt sich an, ein unbegrenztes, ein zyklopisches Belgien zu werden.
Es hat unter sämtlichen Gefügen Europas das Härteste erfahren. In blutlosem Alter wird es von fundamentalen Ereignissen heimgesucht, wie wohl in der Gegenwart die russische Völkergemeinschaft der asiatischen Unbewegtheit, der Verwirrung eines Zustands vor der Politik zu entwachsen schien. Blutlos richtet es sich gern nach dem Westen, dessen Formen es mit deutscher Andacht kopiert. So pflegte es sich von jeher durch die rührendsten oder schädlichsten Entlehnungen, den Humanismus, die ins Protestantische umgedeutete Moral des Paulinertums, die halbtheologische Metaphysik, über den Mangel an eigener Kraft hinwegzutäuschen. Es verliert, als Bismarck es unter die Herrschaft slavischer Kolonialprovinzen preßt, die Umrisse der keltisch-germanischen Welt, der Welt seiner Kaiser. Aber es gibt dem neuen Organismus alles dahin, es krönt die Verleugnungen, aus denen seine Geschichte besteht, durch der Verleugnungen letzte. In drei Jahrzehnten hat es die Spuren seines früheren Typus verlöscht. Zu jeder Flucht vor den Tatsachen gerüstet, waren die Deutschen sonst das Volk zwar nicht der Bildner, aber der »Gebildeten.« Durch das Gefühl und den Intellekt triumphierten sie, lyrischen Antlitzes wie Hyperion oder wie Giorgiones ritterliche Jünglinge und Magier. »Nicht in die politische Welt«, so verhieß das Athenäum, »verschleudre du Glauben und

Liebe, aber in die göttliche Welt der Wissenschaft und der Kunst opfre dein Innerstes in dem heiligen Feuerstrom ewiger Bildung.« »Die Deutschen«, notierte Stendhal über das gute, schwerfällige Geschlecht von Hierophanten, »sind nicht Sinnenmenschen, sondern Träumer. Wenn sie in Stimmung sind, erregt ein fallendes Blatt ihre Seele nicht minder als der Untergang eines Königreichs.« Renan, der gequälte Amiel, Taine waren Adepten desselben wolkigen Idealismus, dem die zartesten Gelehrtesten unseres Vaterlandes anhingen, und den die Kriege entmutigt haben. Fremd in fremdem Dasein, wird er noch durch etliche Greise vertreten, als deren mildester und schwächster Eduard Zeller gestorben ist. Nun hat die Politik, der oberste Zweck, die anderen Zwecke zerstört. Nicht die universelle Geduld zur Metamorphose, womit Goethe in fernste Fernen schritt, bestimmt die Sprache des Tages, sondern prahlerische Dürftigkeit. Das Absurde ist, wenn Fragen der Philosophie berührt werden, Pflicht. Nur ein seltsamer Galimathias von Christentum, Verehrung für Kant, den »großen Aristokraten des Geistes«, und mißverstandener Evolutionslehre (da ja die Hypothese Darwins die größten Laienirrtümer verursacht hat) ist zur Verfügung der Regierenden geblieben.
Den intellektuellen Niedergang offenbart am meisten der Parlamentarismus. Sein Elend ist eins mit dem Elend der Vulgärpolitik, deren Schild er werden sollte. Vorbereitet im Zeichen »ideeller« Wünsche, ist er heute ein Attentat gegen sie und niedrigere Schätzung, als ihm begegnet, unmöglich. Vergebens fragt der Professor Sombart nach dem Erbe nicht bloß der Stein, Hardenberg, Schön, Thaer, Nebenius, Humboldt, List, der Männer in der Paulskirche, der Treitschke und Lassalle, sondern auch der Bennigsen, Lasker, Bamberger, Windthorst, Reichensberger, die gegen einen Bismarck fochten. Was am deutschen Reichstag »Idee« war, ist morsch. Sein Anblick ruft die Desillusion hervor, die Wagner, zwei Wochen vor seinem Tode, in dem venetianischen Brief an Heinrich von Stein bekundet hat: »Wer vermöchte zu einer Reichstagsversammlung zu reden, sobald er sie genau sähe?« Überall sind die Voraussetzungen der Rhetorik untergraben, etwa durch das Eingeständnis Gladstones, des parlamentarischen Kirchenvaters, der von sich sagte, mancher Redner habe seine Meinung, keiner sein Votum geändert, und durch die skeptischen Dissoziationen des Remy de Gourmont, für den die Parlamente erledigt sind, seit neuere Methoden zur Vervielfältigung von Schriftstücken gebraucht werden. Aus einem »Zollparlament« ward der Reichstag abgeleitet. Ökonomischen Interessen ist er nun dienstbar, und mit Diäten wird er bezahlt. Nicht er, das Plenum, sondern seine technischen Kommissionen geben den Ausschlag, sogar im Technischen wird er steril wie nach Waldeck-Rousseau, dem Urheber des «Testament politique», die Deputiertenkammer. Die Parteien fristen sich durch ihre papierenen Programme. Sie sind Einrichtungen, die unendlich länger als die Gruppen, von denen sie autorisiert sind, bei der Devise der ersten Stunde beharren. Das Zentrum ist unter dem Vorwand, für die Kirche der Päpste, die Kirche der Schlegel und Görres, zu zeugen, ein Konglomerat noch nicht gelöster Kräfte, eine massive Schicht der mittleren Klasse. Die Sozialdemokratie, die mit dem Sozialismus der Proud-

hon und Marx identisch sein will, usurpiert den Platz der Gewerkschaften. Sie hörte auf, die Stimme der Tiefe, etwas Elementares zu sein, als es ihr gelungen war, die breitere Hälfte der Lohnarbeiter dem Kleinbürgertum einzuordnen. Der Liberalismus vollends ist das Schulbeispiel der politischen Fiktion. Er war, wie Burckhardt dargelegt hat, durch die »abgeschnittenen Krisen« der Ära Bismarcks gelähmt, und zugleich gilt für ihn die nämliche Hemmung wie für die französische Republik der Februarrevolution, die, »plötzlich aufgedrungen, einem Besitz- und Erwerbssinn weichen muß«, von dessen Intensität man noch keine Vorstellung gehabt hatte. Jetzt ist die Verlegenheit der liberalen Politik, daß sie, um sich nicht zu vernichten, unlustig eine Tendenz wie die Ausdehnung des allgemeinen Stimmrechts auf Preußen fördert, während dessen Landtag durch die Zentralisation der Gesetzgebung im Reichstag mehr und mehr geschmälert wird und auf die politische Extase der deutschen Bürger das Wort Lothar Buchers vom englischen Bürgertum zur Zeit der Aberdeen und Palmerston zu übertragen ist: »Je höher wir in den Klassen, die sich mit dem Tausch der Güter beschäftigen, in den kaufmännischen also, hinaufgehen, desto ausschließlicher sehen wir die Gedanken von dem Geschäft in Anspruch genommen.« Der deutsche Reichstag der aktuellen Phase ist der Reichstag des Blocks, ein Reichstag, dessen Parteien nach geheimer Notwendigkeit und zum Behagen der Nation die politischen Antagonismen aufgehoben haben.

Diese wieder zu entfachen, ist das Ziel versprengter Doktrinäre, die eine Renaissance des Liberalismus mit eintönigen Deklamationen predigen. Sie beten zu »Begriffen.« Der »Glaube an die Produktivität der Begriffe« ist nach Scheu ihr Merkmal. Sie wähnen, politische Energie durch Ethik verfertigen zu können. Allen »esprits simplistes« sind sie gehorsam: Kant, dem dürren Priester des »moralischen Glaubens«, Fichte, dem »moralischen Volkserzieher«, Ruskin, der Religion und Wohlfahrt vermischte, und sogar dem Zoologen Haeckel, dem Papst eines vulgären »Monismus«, der eine »vernunftgemäße Begründung der Sittenlehre auf der unerschütterlichen Basis fester Naturgesetze« empfiehlt. Sie verweisen auf die Stifter von Naturrecht und Vernunftrecht. Sie wollen galvanisieren, was im Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts mit krystallenen Sätzen Wilhelm von Humboldt erläutert hat, den liberalen »Nationalverein«, das »freie Wirken der Nation untereinander.« Sie sind die Nachzügler des unorganischen Atomismus.

Der Faktor, an dem diese müßige Dogmatik von gestern zerschellt, das Grab aller Begriffspolitik ist der Bismarckische Machtstaat, mit dem wir begannen. Sein Druck wird auch durch die Isolierung in Europa nicht verringert, sondern nur stumpfer angespannt werden. Aus dem spontanen Druck, den der Schöpfer ausübte, wird der mechanische der Nachahmer, aus dem persönlichen des Genius der unpersönliche. Vorgängerinnen des Machtstaates sind die Autokratien Italiens, deren funkelndste Friedrichs des Zweiten staufisch-sarazenische Hoheit war, und die französische des vierzehnten Ludwig, die aus der Genesis Preußens nicht hinwegzudenken ist, europäische Quartiermacher sind Hobbes, Boulainvilliers, Mandeville. Der Staat mit Zwangsindustrien, die durch Schutzzölle genährt werden, mit stehen-

dem Zwangsheer, mit Zwangsmarine und Zwangsunterricht, das »kälteste der Ungeheuer«, hat erobernd die Grenzen zertreten, die Humboldt ihm steckte, als er sich ausließ, das Prinzip, daß die Regierung für das Glück zu sorgen habe, sei der ärgste Despotismus. Selbst die Verbreitung eines Geistes der Konstitution war jenem Eleaten ein Grund zur Schamhaftigkeit. »Wie schöne Gestalten«, so meint er über dieses politische Mittel, »es auch, vorzüglich im Altertum hervorgebracht hat, wird es der Ausbildung der Bürger in ihrer Individualität leicht nachteilig, bringt nicht selten Einseitigkeit hervor und ist daher am wenigsten in den hier aufgestellten Systemen ratsam.« Der Staat sollte keine großen Einkünfte haben, aber, da er gar kein eigenes, dem der Bürger feindliches Interesse habe, »der Hilfe einer freien, das heißt nach der Erfahrung aller Zeitalter wohlhabenden Nation versichert sein,« eine besondere Absicht auf Erziehung sollte ihm fern liegen. Heute ist die Macht, die nach Schlosser an sich böse ist, zum »Rechtsstaat« entfrevelt, aber der Umfang seines profanen Rechts schwillt. Er hat jetzt den Titel »Verwaltung«. Als solche verschlingt er die korporativen Rechte, verschlingt er die Städte, das Idiom der polnischen Enklave, verschlingt er die Gesellschaft. »Das Wichtigste ist,« nach Burckhardt, »daß sich die Grenzen zwischen den Aufgaben von Staat und Gesellschaft gänzlich zu verrücken drohen. Hierzu gab die französische Revolution mit ihren Menschenrechten den stärksten Anstoß, während der Staat hätte froh sein müssen, wenn er in seiner Verfassung mit einer vernünftigen Definition der Bürgerrechte davonkam.« Freiwillig bietet die Gesellschaft ihm als stützende Zuchtanstalt sich an. Der industrielle Kapitalismus ist durch die »gebundene Unternehmung«, durch Syndikate, Kartelle, Tarife geregelt. Die einst vom Staat nicht kontrollierten Universitäten sind, da die Bildung verwelkt, Seminare. Verbannt ist aus der Wissenschaft die Qualität, das Unschätzbare, silbern Göttliche oder prächtig Lodernde, die Zahl ist Gottheit, die exakte Forschung, die Psychometrie. Die Theorien vom Gewordenen und vom Werdenden liefert die »historische Schule« eines Professoren-Opportunismus, der aus den Ministerialkanzleien seine Vorschriften empfängt. »Titel, Orden, Denkmäler, Feiern und Feste«, alles Diktierte, Bestätigte ist dem Deutschland von heute genehm. Die Kaste des Militärs, die Kaste der Juristen und die Kaste der geschulten Arbeiter sind die Trias des deutschen Staates, der dem Unitarismus nur nach dem Buchstaben von Paragraphen bisher nicht verfallen ist.

So hebt sich der Machtstaat in objektiver, sinnvoll-sinnloser Unerbittlichkeit. Vielen ist er ein Schauspiel zur Bewunderung, zum Enthusiasmus. Selbst Nietzsche frohlockt: »Gleich als ob ein energischer Wille von ihnen (den Eroberern) ausginge, so rätselhaft schnell schließen sich die schwächeren Kräfte an sie an, so wunderbar verwandeln sie sich, bei dem plötzlichen Anschwellen jener Gewaltlawine, unter dem Zauber jenes schöpferischen Kernes, zu einer bis dahin nicht vorhandenen Affinität. Der Staat, von schwächlicher Geburt, für die meisten Menschen eine fortwährende fließende Quelle der Mühsal, in häufig wiederkommenden Perioden die fressende Fackel des Menschengeschlechts — und dennoch ein Klang, bei dem

wir uns vergessen, ein Schlachtruf, der zu zahllosen, wahrhaft heroischen Taten begeistert hat, vielleicht der höchste und ehrwürdigste Gegenstand für die blinde und egoistische Masse, die auch nur in den ungeheuren Momenten des Staatslebens den befremdlichen Ausdruck von Größe auf ihrem Gesichte hat!«
Viele hat der Staat gebrochen. Er zersplittert die Individuen durch »Aufhebung des Zentrums der individuellen Tätigkeit.« Paul Ernst hat formuliert: »In Wahrheit ist durch die Geldwirtschaft – ganz abgesehen von Besitzverhältnissen und den Umständen von Produktion und Konsumtion – jenes Zukunftsideal schon heute verkörpert. Jeder Mensch ist Produzent und als solcher Sklave von Herren, jeder ist Konsument und als solcher Herr von Sklaven, wobei zudem noch die natürliche Wechselwirkung eintritt, in welcher bei jedem Sklavenverhältnis auch der Herr als solcher wieder seinerseits vom Sklaven abhängt, so sind alle frei, weil sie alle unfrei sind. Es ist das wahrhafte Meisterstück unserer Zivilisation, den Menschen diese Tatsache verführerisch gemacht zu haben, deren Niederträchtigkeit jeder Indianer erkennen würde.« Und die von der Dialektik des kapitalistischen Staates Betroffenen flüchten, um ihm zu entgehen, in das Asyl der »Kultur«.
Dieses Wort, diese Empörung flackern seit Lagarde, dem Warner, und seit Nietzsche (der eine grandiose Doppelstellung hat) unablässig auf. Laut schallt der Protest gegen die Unkultur eines Volkes, das nach Burckhardt seine Unzusammengehörigkeit nur durch die »Überladung mit Musik« verdeckt hat. Propheten wie der Engländer Houston Stewart Chamberlain haben, im Kontrast zur anglo-amerikanischen Wirtschaft, zu »Bessemerstahl, elektrischen Trams und Evolutionsphantasien«, die Nachkommen der Arier und Griechen mit der schwankenden, blassen Geschichtsauffassung der Schüler Gobineaus erfüllt, mit der dualistischen Mythologie vom Indogermanentum, vom leuchtenden Imperialismus.
Dann sprang der Homunculus der »Kulturpolitik« aus der Retorte. Ihn propagiert die Schar der Ethisch-Ästhetischen, die abermals vom deutschen Gemüt fabeln, die Schar der Reformkleidervereine, die geistige Heilsarmee, die das Kulturelle um jeden Preis wieder zum Kollektiven machen möchte. Nichts hat die Deutschen, die Freunde der Dämmerung, mehr als diese trübe Sentimentalität der Klarheit entwöhnt. Sie sprachen von Kultur um so beflissener, je weniger sie davon hatten, und werden sich resignieren müssen, daß sie bei ihnen als einer Gesamtheit niemals einkehrt, wie ja für den entschwundenen, goldnen Abglanz von Kultur der Verzicht auf Kollektivität Bedingung war. Kultur war selbst im Athen des Phidias eine Ausnahme, ein lockendes Phantom für die superioren Einzelnen, »damit sie«, nach Nietzsches Divination, »nur nicht zum praktischen Pessimismus kommen, den die Natur als wahre Unnatur verabscheut,« ein Phantom für die Halluzinierten, die Künstler, die Plato aus dem Staate vertrieb. Alle »Kulturpolitik« ist hassenswert, weil sie nicht tapfer genug ist, um den Staat in schneidendem Licht zu betrachten, und da sie die Befangenheit mehrt, ein dem Staate nützliches Pseudos.
Hingegen ist es Zeit, ihn ganz zu entseelen. Schon beschwert ihn das Übermaß

der wirtschaftlichen und finanziellen Last, das Übermaß der Verwaltung. Schon ist er, indes er, trotz den Liberalen und mit ihrer Hilfe, die Schulen zur Dressur verwendet, genötigt, die Kirchen freizugeben. »Gleichen sie jetzt,« schrieb Jakob Burckhardt zur Zeit des Krieges über die Separation, »dem Schiff, welches einst auf den Wogen ging, aber seit langer Zeit das Vorankerliegen gewohnt ist, so werden sie wieder schwimmen lernen, sobald sie einmal im Wasser sind, selbst der Katholizismus hat es ja in Amerika bereits gelernt.« Es ist kein Paradox, daß dieser in der Separation ehestens ein schläfriger Verein wird, kaum ein Kulturferment, und das Gerippe des Protestantismus, außerhalb des Staates, sich in grauen Staub auflöst. Diese Entwicklung wird fortgehen. Bald wird der Staat, dessen Krisis Carlyle prophezeite, die Prätention, als habe er etwas mit dem Geist zu schaffen, mit imponierender Konsequenz verneinen. Dann ist die Politik Souveränin. Die Lüge der Kultur fällt vom Staate ab.

Siehst du, jetzt mit hellen Glocken
Wird das Leben eingeläutet,
Und wer weiß, was das bedeutet,
Daß sich Kirsche und Akazie
Reigend mit des Frühlings Grazie
Pudern ihre weiße Locken.

Und in unserm grünen Rasen
Sieh die allerliebsten Blätter,
Morgen treibt das warme Wetter
Aus der Erde blaue Veilchen
Und danach ein kleines Weilchen
Stellst du sie in helle Vasen.

Und danach ein kleines Weilchen
Blühn die herrlichsten Narzissen,
Und vielleicht, wer kann es wissen,
Schießt Gott Amor mit den Pfeilen
Über hunderttausend Meilen
Grade in dein kleines Herz.

O holde Nacht! o lichte Wolke!
Die vor dem bleichen Monde schwebt,
Seht! wie die hellbeglänzte Ulme
Ihr Haupt so schön zum Himmel hebt.

Es steigen dort die sanften Wiesen
Vom hingesunknen See empor
Und auf dem Pfade wölben Rosen
Den Liebenden ein dunkles Tor.

Wir kamen schweigend in Gedanken
Vom Tage in das Dunkel her,
Nun breitet sich vor unsern Blicken
Ein unbegrenztes Silbermeer.

Hier ruht die Liebe unbefangen
Von ihrer stummen Sehnsucht aus,
Und freundlich mit den goldnen Kerzen
Tritt nun die Nacht in unser Haus.

Kleine Blumen heben sich
Schon auf leisen Füßen,
Und das Bächlein scheut sich nicht
Muntrer herzufließen.

Sprudelt über Gras und Stein
Ohne lang Besinnen,
Die Natur muß sauber sein
Soll das Fest beginnen.

Von dem Felsen, von dem Hang
Wird der Schnee geführet,
Daß man alles blitzeblank
Bis zum Kiesel spüret.

Und im Walde hier und dort
Hebt es an zu singen,
Alles spinnt sich lustig fort,
Daß die Knospen springen.

Ich habe dir was mitgebracht
Ich komme aus Paris!
Vielleicht ein Kleid, ein weißes Kleid,
Ein schöngewirktes Seidenkleid,
Ein grünes Cerevies.

Das Cerevies, das weißt du nicht,
Hat dunkelgrünen Glanz.
Es ist mit Myrthen eingestickt,
Und so wies ist vom Baum gepflückt,
Es ist ein Myrthenkranz.

Ich habe dir was mitgebracht,
Es ist kein Cerevies,
Es ist kein Kuchen, kein Konfekt,
Und doch was deine Neugier weckt,
Es ist nicht das noch dies.

Ein Schleier ists, du rietst es nicht,
Aus echtem Brüssler Tüll,
Der schützt dein dunkles Augenlicht,
Und hüllt dein süßes Angesicht,
Nun Mädchen halte still.

Wie groß die Augen wieder sind,
Mein Gott und wie verträumt!
Da hätt ich über Putz und Tand,
Da hätt ich über allerhand,
Das Wichtigste versäumt.

Ich habe dir was mitgebracht
Das schönste, das es gibt –
Es kommt aus deiner Zauberei
Und halb von meiner Träumerei:
Ich bin in dich verliebt.

PAUL CLAUDEL: DIE MUSEN, EINE ODE. DEUTSCH VON KARL LOTAR AMMER

»Sarkophag gefunden auf der
Straße nach Ostia.« Im Louvre.

Die Neun Musen, und in ihrer Mitte Terpsichore!
Ich erkenne dich, Mänade! Ich erkenne dich, Sibylle! Mit deiner Hand erwart' ich keinen Becher mehr noch deinen Busen selbst
Zuckend in deinen Nägeln, Cumeische im Wirbelsturm der goldigen Blätter!
Denn diese dicke Flöte, ganz durchbohrt für deine Finger wie mit offnen Lippen, bezeugt genug,
Daß du schon nicht mehr nötig hast, sie dem Hauche zu verbinden, der dich erfüllt
Und der dich, Jungfrau, aufrichtet!
Keine Verrenkungen: nichts stört die schönen Falten deines Gewandes vom Hals bis zu den Füßen, die es nicht mehr sehen läßt!
Aber ich weiß genug, was dieser Kopf sagen will, der sich zur Seite wendet, und diese trunkene verschlossene Miene, und dies Gesicht, das horcht, ganz blitzend vom Jubeln des Chores!
Ein Arm allein ists nur, was du nicht halten konntest!
Er hebt sich, krümmt sich,
Voll Ungeduld vor Drang, den ersten Takt zu schlagen!
Geheimnisvoller Laut! Des werdenden Wortes Beseelung! Klang, dem aller Geist mitschwingt!
Terpsichore, Finderin des Tanzes! wo wäre der Chor ohne den Tanz? welch andre zwänge
Die acht wilden Schwestern zusammen, den aufsprudelnden Hymnus zu keltern, und erfände die unentwirrbare Figur?
Zu wem, wenn du dich vorerst aufgerichtet inmitten seines Geistes, bebende Jungfrau,
Und den du nicht um seinen derben und niederen Verstand gebracht, der ganz vom Flügel deines Zornes flammt im Salz des knatternden Feuers,
Zu wem wären sie willens einzutreten, die keuschen Schwestern?
Die Neun Musen! Keine ist zu viel für mich!
Ich sehe auf dem Marmor alle neun. Zu deiner Rechten Polyhymnia! und zur Linken des Altars, auf den du deinen Arm stützest,
Die hohen gleichen Jungfraun, die Reihe der beredten Schwestern.
Ich will sagen, bei welchem Schritt ich sie halten sah und wie sich eine in die andre rankte,
Anders als so, daß jede Hand
An Fingern pflücken will, die sich ihr hinhalten.

Und vorerst hab' ich dich erkannt, Thalia!

Auf derselben Seite hab' ich Klio erkannt, Mnemosyne erkannt, dich, Thalia, erkannt!

Ich habe euch erkannt, o vollständiger Rat der neun heimlichen, inneren Nymphen!
Ihr aller Rede Mutterschaft! Ihr tiefer Brunnenschacht der Sprache und Knäuel der lebenden Frauen!
Ihr schöpferische Gegenwart! Nichts würde werden, wäret ihr nicht euer neun!
Und plötzlich, siehe, da der neue Dichter erfüllt von sinnvoller Entladung,
Der schwarze Trubel des ganzen Lebens am Nabel festgebunden in der Erschütterung des Grundes, öffnet sich der Zugang
Zersprengt das Gehege, der Hauch aus ihm
Durchbricht die hemmenden Kiefer,
Den bebenden Neunchor mit einem Schrei!
Nun kann er nicht länger schweigen! Die Frage, die von selbst emporgeschossen, wie Hanf
Den Taglöhnerinnen, er hat sie für immer vertraut
Dem wissenden Chor des unauslöschlichen Echos!
Nie schlafen alle zugleich! Doch bevor sich die große Polyhymnia aufrichtet,
Oder es ist wohl Urania, die mit beiden Händen den Zirkel öffnet, Venus ähnlich,
Wenn sie Amor lehrt, ihm den Bogen spannend,
Oder die Lacherin Thalia mit der großen Zehe ihres Fußes leise den Takt schlägt, oder im Schweigen des Schweigens
Mnemosyne seufzt.

Die Älteste, die, die nicht spricht! sie ist von ewig gleichem Alter! Mnemosyne, die nicht spricht.
Sie lauscht, sie sinnt,
Sie fühlt, (sie der innere Sinn des Geistes)
Rein, einfach, unantastbar! sie entsinnt sich.
Sie ist der Schwerpunkt des Geistes. Sie ist die Beziehung, ausgedrückt durch ein sehr schönes Zeichen. Ihre Haltung ist unaussprechlich,
Auf dem Puls des Seins selber steht sie da.
Sie ist die innere Stunde, der quellende Schatz und die aufgespeicherte Quelle,
Die Bindung hin zu dem, was Zeit nicht von Zeit in Sprache auszudrücken.
Sie wird nicht sprechen, ihr Tun ist, nicht zu sprechen. Sie ist Mitgeschehen.
Sie besitzt, sie erinnert sich, und alle ihre Schwestern hängen aufmerksam am Schlagen ihrer Wimpern.
Für dich, Mnemosyne, diese ersten Verse, und das Aufflackern der plötzlichen Ode!

So heftig aus der Mitte der Nacht schlägt mein Gedicht überall ein wie der Schlag des dreigezinkten Blitzes!
Und nichts läßt ahnen, wo er auf einmal die Sonne aufqualmen machen wird,

Auf einer Eiche, einem Schiffsmast, einem niedern Herd, daß er den Kessel schmilzt wie ein Gestirn!
O meine ungeduldige Seele du! wir werden keine Werft errichten, werden keine Trireme hinausstoßen, hinausrollen
Bis in ein großes Mittelmeer weiter Verse,
Voll Inseln, von Handelsleuten befahren, umkränzt von den Häfen aller Völker!
Wir haben schwierigere Arbeit zu besingen
Als deine Rückkehr, Dulder Ulysses!
Jeder Weg verloren! ohne Rast gehetzt und unterstützt
Von den Göttern, die heiß auf der Fährte, siehst du von ihnen doch nichts als zuweilen nur
In der Nacht einen goldnen Strahl auf dem Segel, und im Glanze des Morgens für einen Augenblick
Ein leuchtendes Antlitz mit blauen Augen, ein Haupt gekrönt von Eppich,
Bis zu dem Tage, da du allein bliebst!
Welch einen Kampf ertrugen Mutter und Kind dort unten in Ithaka,
Während du dein Kleid ausbessertest, während du die Schatten fragtest,
Bis dich die lange phäakische Barke zurückbrachte, von tiefem Schlaf umfangen!
Und dich auch, wenns auch bitter ist,
Ich muß auch deines Gedichtes Küsten verlassen, Äneas, das zwischen den beiden Welten die Dehnung seiner priesterlichen Fluten birgt!
Wie stille wards inmitten der Jahrhunderte, während hinter dir Heimat und Dido wie ein Märchen brannten!
Du erliegst der zweigetragenden Hand! Du fällst, Palinurus, und deine Hand hält nicht mehr das Steuer.
Und vorerst sah man nichts als ihre unendliche Spiegelfläche, doch plötzlich im Wachsen des endlosen Kielwassers
Werden sie lebendig, und die ganze Welt malt sich auf dem magischen Stoffe.
Denn sieh, im ganz hellen Mondlicht
Hört der Tiber das Schiff kommen, beladen mit dem Glücke Roms.
Doch nun, verlassend die Höhe des wellenden Meeres,
O florentinischer Reimer! folgen wir dir nicht weiter, Schritt nach Schritt, in deiner Erforschung
Hinab, hinauf bis zum Himmel, hinab bis in die Hölle,
Wie einer, der erst den einen Fuß auf dem logischen Boden sichert und dann den andern nachsetzt in entschlossenem Gehen.
Und wie wenn man im Herbst in Lachen kleiner Vögel schreitet,
So wirbeln die Schatten und Bilder auf unter deinem weckenden Fuß!
Nichts von alledem! jeder Weg, dem wir folgen müssen, verdrießt uns! jede Leiter, die zu erklimmen!
O meine Seele! das Gedicht besteht nicht aus diesen Buchstaben, die ich setze wie Nägel, sondern aus dem Weiß dazwischen, das unbeschrieben bleibt.

O meine Seele, keinen Plan gilts zu besingen! o meine wilde Seele! es gilt, uns frei zu halten und bereit,
Wie die unermeßlichen zerbrechlichen Schwalbenzüge, wenn ohne Laut der Aufruf des Herbstes tönt!
O meine ungeduldige Seele, gleich dem Adler ohne Kunst! was tun wir, um keinen Vers zuzustutzen! Dem Adler gleich, der selbst nicht seinen Horst zu bauen weiß?
Daß mein Vers nichts vom Sklaven habe! sondern so sei wie der Meeradler, der auf einen großen Fisch niederpfeilt,
Daß man nichts sieht als den leuchtenden Wirbel der Flügel und das Aufschäumen der Woge!
Doch ihr verlaßt mich nimmermehr, o mäßigende Musen!

Und du unter allen, spendende, unermüdliche Thalia!
Du, du bleibst nicht daheim! Sondern wie der Jäger im blauen Klee
Dem Hunde im Rasen folgt, ohne ihn zu sehen, so weist ein leichtes Zittern im Grase der Welt
Dem stets bereiten Auge die Spur, die du ziehst,
Du Schlenderin im Busch, wie herrlich bildete man dich mit diesem Stab zur Hand!
Und mit der anderen, bereit, daraus das unauslöschliche Lachen zu schöpfen, hältst du, wie man ein fremdes Tier betrachtet,
Die große Maske, die Fratze des Lebens, den furchtbaren und verzerrten Balg!
Nun hast du es entrissen, nun hältst du es umfaßt, das große Geheimnis der Komödie, die Falle der Anpassung, die Formel der Umwandlung!
Doch Klio wartet, den Griffel in den drei Fingern, steht in der Ecke der glänzenden Truhe,
Klio, jener gleich, die Buch führt, der Aktuar der Seele.
Man sagt, daß dieser Schäfer der erste Maler war,
Der auf der Felsenwand den Schatten seines Bockes ersehend
Mit einem Brand aus seinem Feuer die Linien des gehörnten Fleckes zeichnete.
Was ist die Feder sonst, dem Zeiger auf der Sonnenuhr gleichend
Als die scharfe Begrenzung unseres menschlichen Schattens, der über das weiße Papier gleitet?
Schreibe, Klio! gib jedem Ding sein Urzeichen. Kein Gedanke,
Daß unsres Wesens Undurchsichtigkeit sich nicht das Mittel wahrt, die Linien zu ziehn,
Scharfäugige Führerin du, Hinschreiberin unseres Schattens du!

Ich habe die nährenden Nymphen genannt, die, die nicht sprechen, die, die sich nicht sehen lassen, ich habe die atemgebenden Musen genannt, nun will ich die Musen sagen, die selber Atem empfangen.
Denn der Dichter gleicht einem Instrument, auf dem man bläst

Zwischen seinem Hirn und seinen Nasenflügeln, daß er empfange, wie der scharfe Reiz des Dufts bewußt wird,
Und er erschließt nicht anders seine Seele, als wie der kleine Vogel,
Wenn er, bereit zu singen, seinen ganzen Leib mit Luft füllt bis in das Mark all seiner Knochen!
Doch nun will ich sagen die großen Musen der Einsicht und des Werkes.

Die eure mit ihrer Schwiele in den Falten der Hand!
Sieh hier die eine mit ihrer Scheere, und diese andre, die ihre Farben zerreibt, und diese wieder, wie sie an ihren Tasten mit allen Gliedern hängt!
– Doch diese sind die Arbeiterinnen des inneren Tones, das Widerhallen der Persönlichkeit, das Weissagende,
Der Urquell des tiefen A, die Kraft des dunklen Goldes,
Das das Gehirn mit allen seinen Wurzeln bis aus dem Grund des Innern schöpfen geht wie Fett und bis ans äußerste Ende der Glieder erwecken!
Das duldet nicht, daß wir schlafen! Seufzer, voller als der Wunsch, mit dem die Bevorzugte unser Herz im Schlaf erfüllt!
Du Kostbares, sollen wir dich also entgleiten lassen? Welche Muse nenne ich genug gewandt, es zu ergreifen, es zu umschlingen?
Sieh hier jene, die die Leier mit ihren Händen hält, die die Leier in ihren Händen mit den schönen Fingern hält,
Gleich einem Webestuhle, das vollkommene Instrument gebundener Bemessenheit,
Euterpe mit dem breiten Gürtel, die heilige Flaminierin des Geistes, die die große klangstumme Lyra hebt,
Das, was die Rede ausströmt, das klar tönende, das singt und eint.
Die eine Hand auf der Lyra, ähnlich dem Faden auf dem Weberrahmen, und mit der andern Hand
Führt sie das Plektrum wie ein Weberschiffchen.
Kein Anschlag, der nicht die ganze Melodie herträgt! Quill auf, du Klang von Gold, du tönende Siegbeute! Spring empor, ansteckendes Wort! Daß die neue Sprache, wie ein See voll Quellen
Alle ihre Schleusen überflute! Ich höre den einzigen Ton anwachsen mit sieghafter Beredsamkeit!
Sie verharrt, die Leier in deinen Händen,
Verharrt wie der Bereich, auf dem sich der ganze Gesang eingräbt.
Du bist nicht mehr die, die singt, du bist der Gesang selber im Augenblick, wo er sich aufschwingt,
Das Tun der Seele, auf ihres eigenen Wortes Ton gestimmt!
Die Erfindung der Wunderfrage, die klare Zwiesprach mit dem nieerschöpften Schweigen.
Verlasse nimmer meine Hände, siebensaitige Leier du, einem Werkzeug verstehenden Bezuges und Erkennens gleich!

Daß ich zwischen deinen straffgespannten Saiten alles sehe! Die Erde mit ihren Feuern, den Himmel mit seinen Sternen.
Aber es genügt uns nicht die Leier, und das tönende Gitter ihrer sieben gespannten Saiten genügt uns nicht.
Die Abgründe, die der erhabene Blick
Vergißt, von einem Punkt zum andern kühn springend,
Dein Sprung, Terpsichore, genügte nicht, sie zu überwinden, noch dein dialektisches Instrument, sie zu zehren.
Den Winkel brauchts, den Zirkel, den du mit Macht öffnest, Urania, den Zirkel mit den beiden gradlinigen Armen,
Die nur an dem Punkt eins sind, wo sie sich öffnen.
Kein Gedanke, und wär er auch wie plötzlich ein gelber oder rosenroter Planet über dem geistigen Horizont,
Kein System Gedanken, und wäre es wie die Plejaden,
Die den kreisenden Himmel erklimmen,
— Sie alle kann der Zirkel in allen ihren Weiten greifen, und jedes Maßverhältnis wie eine ausgespannte Hand berechnen.
Du brichst das Schweigen nimmer! Du mengst nicht in nichts den Lärm des Menschenwortes. O Dichter, du sängest
Deinen Sang nicht gut, wenn du nicht sängst im Zeitmaß.
Denn deine Stimme ist dem Chore not, wenn die Reihe an dich gekommen ist, deinen Part zu singen.
O Grammatiker in meinen Versen! Such nicht den Weg, suche den Mittelpunkt! Taktmaß, versteh den Raum, der zwischen diesen einsamen Feuern liegt!
O daß ich nicht mehr wüßte, was ich sage! daß ich eine Note wäre, die am Werke hilft! daß ich zu nichts würde in meiner Bewegung! (nichts als der kleine Druck der Hand, die Lenkung zu behalten!)
Daß ich meine Last trüge wie einen schweren Stern durch die wimmelnde Hymne!

Und auf das andere Ende der langen Truhe, weit und für einen Menschenleib geräumig,
Hat man Melpomene hingestellt, gleich einem Soldatenführer und einem Kunstbau von Städteburgen.
Denn die tragische Maske auf ihrem Kopf zurückgeschoben wie einen Helm,
Mit dem Arm auf dem Knie, den Fuß auf einem behauenen Stein, betrachtet sie ihre Schwestern,
Klio steht an einem der Enden und Melpomene hält am andern.
Wenn die Parzen
Die Tat, das Zeichen beschlossen haben, das sich einschreiben wird ins Zifferblatt der Zeit wie die Stunde, da sie ihre Ziffer vollzieht,
Werben sie in allen Ecken der Welt die Bäuche an,
Die ihnen die Schauspieler schenken werden, die sie brauchen,

Und die zur bestimmten Zeit geboren werden.
Nicht nur in der Ähnlichkeit ihrer Väter allein, sondern in einem geheimen Knoten
Mit ihren unbekannten Statisten, mit denen, die sie kennen, und denen, die sie nicht kennen werden, die des Prologes und die des letzten Aktes.
So ist ein Gedicht nicht wie ein Sack Worte, es ist nicht nur
Alles, was es zeichnet, sondern es ist selber ein Zeichen, ein erdichtetes Geschehn,
Das die Zeit schafft, die es zu seinem Entschluß bedarf,
Und so den Menschentaten gleicht, nachahmend diese in ihren wohlverstandenen Triebfedern und ihren Schwerpunkten.
Und nun, Chorführer, nun gilts, deine Schauspieler zu werben, daß jeder seine Rolle spiele, auftritt und abgeht, wann er soll.
Cäsar geht aufs Prätorium, der Hahn kräht auf seiner Tonne, du hörst sie, du verstehst sie beide vollkommen,
Zu gleicher Zeit den Beifallsruf des Klassischen und das Latein des Hahnes,
Beide sind dir not, und beiden wirst du ihre Rollen zu geben wissen, du wirst den ganzen Chor zu verwenden wissen.
Der Chor um den Altar
Vollzieht seine Bewegung, er hält stille,
Er wartet, und der lorbeerbekränzte Ansager erscheint, und Klytemnästra, das Beil in der Hand, die Füße im Blute ihres Gatten, die Sohle auf dem Munde des Mannes,
Und Ödipus mit den herausgerissnen Augen, der Rätsellöser!
Richtet sich im Tor von Theben auf.
Doch der strahlende Pindar läßt seiner jauchzenden Truppe als Pause
Nur ein Übermaß Licht und dieses Schweigen, es zu trinken!
O der große Tag der Spiele!
Nichts kann sich davon losreißen, aber Alles kommt daran, jedes nach der Reihe.
Die Ode, rein wie ein nackter schöner Leib, der von lauter Sonne und Öl glänzt,
Geht alle Götter mit der Hand suchen, um sie in ihren Chor zu mengen,
Um mit vollem Lachen den Triumph zu ernten, um in einem Flügeldonner den Sieg zu ernten
Derer, die mindest durch ihrer Füße Kraft der Last des trägen Körpers entflohen.

Und nun, Polyhymnia, o du, die du dich in der Mitte deiner Schwestern hältst, eingehüllt in deinen langen Schleier wie eine Sängerin,
Auf den Altar den Arm gestützt, gestützt auf den Pult,
Nun ist des Wartens genug, nun kannst du dich wagen an den neuen Gesang! nun kann ich deine Stimme vernehmen, o meine Einzige!
Süß ist die Nachtigall der Nacht! Wenn ihre reine und mächtige Violine anhebt,
Fühlt sich der Körper auf einmal rein gemacht von seiner Taubheit, alle unsere Nerven spannen sich auf dem Tonboden unseres fühligen Leibes zu einer vollkommenen Skala,

Wie unter den geläufigen Fingern der stimmenden Hand.
Doch wenn er seine Stimme hören läßt, er selber,
Wenn der Mensch zu gleicher Zeit Bogen ist und Instrument
Und wenn das vernünftige Tier im Zittern seines Schreies wiedertönt,
O Lied und Sang des rechten starken Alt, o Seufzer des hercynischen Waldes, o Trompeten auf der Adria!
Vor diesem Gold, das sich in jede Faser des Menschen einflößt, verblaßt der Klang des ersten Goldes in euch!
Das Gold, oder die innere Mitkenntnis, die Alles durch sich selbst besitzt,
Entflohen ins Herz des Elementes, eifersüchtig im Rhein bewacht von der Nixe und dem Nibelung!
Was sonst ist der Gesang, als die Erzählung, die jeder
Von seinem Eingeschloßnen macht, die Zeder und der Springquell —?
Doch dein Gesang, o Muse des Dichters du,
Ist nicht das Summen des Vögelchens, der Quell, der plaudert, der Paradiesvogel in den Levkojen!
Sondern wie der heilige Gott alles ersonnen, so ist deine Freude im Besitz seines Namens,
Und wie er im Schweigen sagte: »ES WERDE!«, so wiederholst du, von Liebe voll, wie er es getan hat,
Wie ein kleines Kind, das buchstabiert: »ES SEI!«
O Gottesmagd, voll der Gnaden!
Du gibst Allem die Bestätigung des Wirklichseins, du betrachtest Alles in deinem Herzen, von Allem suchst du, WIE ES SAGEN!
Als Er das Weltall schuf, als Er das Spiel mit Schönheit hin teilte, als er die gewaltige Zeremonie aufklinkte,
Da freute sich etwas von uns mit ihm, der Alles sieht, in seinem Werke,
Seine Wachsamkeit in seinem Tage, seine Tat in seinem Sabbat!
So, wenn du redest, o Dichter, und in köstlicher Aufzählung
Von jedem Ding den Namen aussprichst,
Wie ein Vater es geheimnisvoll in seinem Urwesen nennst, da du ja einst
An seiner Schöpfung teilnahmst, also hilfst du mit an seinem Bestehen!
Jedes Wort eine Wiederholung.
So ist der Sang, den du singst im Schweigen, und so ist die seelige Harmonie,
Mit der du in dir selbst Ähneln und Trennen nährst. Und so,

O Dichter, werde ich nicht mehr sagen, daß du von der Natur je Unterricht erhältst, nein, du bists, der ihr deine Ordnung gibst, du, der du alle Dinge bedenkst!
Um ihre Antwort zu sehen, ists dein Spiel, eins nach dem andern beim Namen zu nennen.
O Virgil unter den Reben! die breite und fruchtbare Erde

War nicht für dich von der andern Seite des Zaunes wie eine Kuh,
Eine wohlwollende Kuh, die den Menschen lehrt, sie auszunützen und die Milch aus ihrem Euter zu ziehn.
Doch als erste Rede, o Lateiner,
Wirst du Gesetze geben. Du erzählst alles! Er erklärt dir alles, Cybele, er bringt deine Fruchtbarkeit in Formeln,
Er ist für die Natur gestellt, um zu sagen was sie denkt, besser als ein Rind! Der Frühling des Wortes ist da, die Wärme des Sommers!
Sieh, der Goldbaum schwitzt Wein! Sieh, in allen Bezirken deiner Seele
Schmilzt das Genie, wie die Wasser des Winters!
Und ich, ich bin fruchtbar im Acker, die Jahreszeiten bearbeiten unerbittlich meine starke schwierige Erde.
Grundständig, derb,
Bin ich zu den Ernten berufen, bin ich dem Feldbau unterworfen.
Meine Wege reichen von einem Horizont zum andern, ich habe meine Bäche, ich habe in mir ein Netz von Wasserbecken.
Wenn der alte Nord über meiner Schulter erschiene,
Eine Nacht voll, weiß ich ihm dasselbe Wort zu sagen, seine Gegenwart ist mir erdlich vertraut.
Ich habe das Geheimnis gefunden, ich weiß zu reden, wenn ich will, könnte ich euch sagen,
Was jedes Ding SAGEN WILL.
Ich bin ins Schweigen eingeweiht, es gibt eine unerschöpfliche Zeremonie des Lebens, es gibt eine Welt an sich zu reißen, es gibt ein unersättliches Gedicht zu erfüllen durch die Erzeugung des Korns und Weizens und aller Früchte.
— Ich lasse diese Arbeit der Erde, ich schweife wieder in den offnen und leeren Raum.

O weise Musen! weise, weise Schwestern! und du selbst, trunkene Terpsichore!
Wie habt ihr gedacht, diese Tolle zu fangen, sie bei einer und der andern Hand zu halten,
Sie mit dem Hymnus zu knebeln wie einen Vogel der nur im Käfig singt?
O Musen, die ihr geduldig gemeißelt steht auf dem harten Grabmal, der lebende, bebende! was kümmert mich der unterbrochene Takt eures Chors? ich nehme wieder euch meine Tolle, mein Vögelchen!
Da ist sie, die nicht trunken ist von reinem Wasser und schmeichelnder Luft!
Eine Trunkenheit wie die von rotem Wein und einem Haufen Rosen! von Trauben unterm nackten Fuß, der glitscht, von großen Blumen, die ganz von Honig kleben!
Die Mänade, von der Trommel toll gemacht! beim durchdringenden Schrei der Querpfeife die im donnernden Gott ganz trunkene Bacchantin!
Ganz brennend! ganz sterbend! ganz verschmachtend! du streckst mir die Hand hin, du öffnest die Lippen,

Du öffnest die Lippen, du blickst mich an mit einem Auge, das mit Wünschen beladen. »Freund!
Zuviel, zuviel des Wartens! nimm mich! was tun wir hier?
Wie viel Zeit wirst du noch dich beschäftigen, so regelvoll gründlich unter meinen Schwestern,
Wie ein Meister unter seiner Arbeiterinnenschar? Meine weisen tätigen Schwestern!
Und ich bin heiß und toll, ungeduldig und nackt!
Was tust du noch hier? Küß mich und komm!
Brich, zerreiß alle Bande! nimm mich deine Göttin mit dir!
Fühlst du nicht meine Hand auf deiner Hand?« (Und wirklich fühlte ich ihre Hand auf meiner Hand.)
»Verstehst du denn nicht meine sehnende Qual, und daß mein Begehren von dir selber ist? diese Frucht, zwischen uns beiden zu verzehren, dieses große Feuer aus unsern beiden Seelen zu machen! Das heißt zu lange dauern!
Zu lange! Nimm mich, denn ich kann nicht mehr! Das heißt zu lange warten, zu lange!«

Und wirklich schaute ich und sah mich ganz allein auf einmal,
Losgerissen, ausgestoßen, verlassen,
Ohne Pflicht, ohne Aufgabe, draußen mitten in der Welt,
Ohne Recht, ohne Zweck, ohne Kraft, ohne Einlaß.
»Fühlst du nicht meine Hand auf deiner Hand?« (Und wirklich fühlte ich, fühlte ihre Hand auf meiner Hand!)

O meine Freundin auf dem Schiff! (Denn das Jahr, das dieses war,
Als ich begann das Laub sich auflösen zu sehen und den Weltbrand ergreifen,
Um den Jahreszeiten zu entgehn, schien mir der frische Abend ein Morgenrot, der Herbst der Frühling eines beständigeren Lichtes,
Und ich folgte ihm wie ein Heer, das sich zurückzieht und alles hinter sich verbrennt. Immer
Weiter vor, bis zum Herzen des leuchtenden Meeres!)
O meine Freundin! Denn die Welt war nicht mehr da,
Um uns unsern Platz im Zusammenspiel ihrer vielfältigen Bewegung zu bestimmen,
Sondern losgelöst von der Erde, waren wir allein, eins mit dem andern,
Bewohner dieses schwarzen kreisenden Krümchens, untergetaucht,
Verloren im reinen Raum, da, wo der Boden selber Licht ist.
Und jeden Abend, vor uns, auf dem Platze, wo wir das Ufer gelassen hatten, gegen Westen,
Gingen wir denselben Brand suchen,
Genährt von der ganzen vollgestopften Gegenwart, das Troja der wirklichen Welt in Flammen!

Und ich, wie die Lunte, die eine Mine unter der Erde entzündet, dieses geheime Feuer, das mich zernagt,
Wird es nicht aufhören, im Wind zu lodern? wer wird die große Flamme der Menschheit aufnehmen?
Du selbst, Freundin, deine langen blonden Haare im Winde des Meeres,
Du konntest sie nicht festhalten auf dem Kopfe, sie gleiten zusammen! die schweren Ringe
Rollen auf deine Schultern, und das Große und Lockende Giocondahafte
Erhebt sich ganz im Lichte des Mondes!
Und die Sterne, sind sie nicht leuchtenden Stecknadelknöpfen gleich? Und das ganze Weltgebäude, verbreitet es nicht ebenso zerbrechlichen Glanz
Wie königliches Frauenhaar, das des Kammes harrt, sich unter ihm zu rollen?
O meine Freundin! O Muse im Winde des Meeres! O Gedanke langhaarig am Bug!
O Beschwerde! O Zurückverlangen!
Erato! Du blickst mich an, und ich lese einen Entschluß in deinen Augen!
Ich lese eine Antwort, ich lese eine Frage in deinen Augen! Eine Antwort und eine Frage in deinen Augen!
Den Jubelschrei, der in dir allerorten aufbricht wie Gold, wie Feuer in den Futtervorräten!
Eine Antwort in deinen Augen! Eine Antwort und eine Frage in deinen Augen.

MAX BROD: EIN LIED DES FRIEDENS

O zu versinken in einem slawischen Dorfe,
Gänzlich verschollen sein.
Man hört nichts, man ist allein . . .
Nur dieser Gesang aus dem Torfe.

Die Leute haben alte und unreine Sitten.
Ihr Tun ist schlichte Freundlichkeit
Oder grimmiger Streit
Nach kalten atemlosen Steppenritten.

Und die dicken Dorfschönen sind eifrig bestrebt,
Den Gast zu bewirten.
Eine besucht täglich den Verirrten
Und ihre bunte Krone bebt.

Sie redet Worte, in denen die j überwiegen.
Ihre Augen glänzen wie Beeren.
Es ist angenehm, sie zu hören
Und auf dem Ofen zu liegen.

Und wie ich von diesen fremden Gerüchen bezaubert bin,
Von Pelzwerk und beizendem Rauch . . .
Und man liebt mich auch
Und läßt mich nie mehr weiterziehn.

NORBERT JACQUES: DER HEIDNISCHE SONNTAG

Schwer beschattend, spannen die alten Bäume die Decke ihres tiefglänzenden Laubes über die kurze, breite Straße in Funchal, in der man noch einen Atem des Meeres verspürt, obgleich die Häuser der einen Seite sich abwehrend eng zusammen legen. Auf dem Gewölbe der Bäume ruht der blaue Sommerhimmel Madeiras mit schwerem, unendlichem Leibe.

Ich war grade in den ersten Stunden des Ostermittags vor Funchal angekommen, hatte noch den Rhythmus der »Rhaetia« im Blut und schritt, leise betäubt ihm nicht folgen zu können, die dunkle Laube der breiten Alleestraße hinab. Das Bauwerk der alten Kirche stand mit einer grausteinernen Primitivität, der ein bischen Phantasie angeflogen war, naiv hinter dem Bogen des Laubgewölbes. Die Sonne strahlte an den hellen Wänden ab. Wie eine Höhle stand das offene Tor mir zugekehrt und ich sah aus der seitlichen jähen Straße Menschenmassen, grell beleuchtet, herabfließen. Sie schwemmten bis in die Alleestraße herein und drängten im Bogen, wie in einen Trichter, in die Höhle des Kirchenportals.

Da erklang Musik von Blechinstrumenten. Ein Marienlied, dessen Erinnerungen aus vergangenen Jahren in mir steckten! Aber der Rhythmus war schnell, er brach gewalttätig in die Melodie meiner Erinnerung. Ein blinkiger Blitz flog aus der Menge, die die Berggasse herabstaute. Die Sonne hatte eine dicke Blechtrompete getroffen, und ich sah nun, daß es eine Prozession war, die hügel-herab wallte. Sie wallte herab und zog mit Kindern, Erwachsenen, Priestern, Fahnen und Musikvereinen, hell und bunt, ins Kirchenportal. Sie war langsam, feierlich, ja, wehmütig unter dem Bluſt des unendlichen Blauens. Viele Menschen in lichten Kleidern lagen, scheinbar sich selber unbewußt, im Strom der Prozession. Und grade kam ein Stoß junger, dunkler Mädchen. Funkeln die schönen Augen aber traurig! Ja, weshalb denn das in der bunten Sommerprozession, ihr Mädchen des sonnigen Madeiras? Und weshalb denke ich jetzt, daß ihr und die ganze Prozession im jähen Fall der Hügelgasse ein Schwarm Frühlingsblüten seid, der von Bäumen an Felsenkanten herab in die Tiefe geweht wird?

Die Musik der Marienlieder blies in meine schnellen Vorstellungen hinein, und aus dem breiten und feierlich tragenden Marschrhythmus drang in regelmäßiger Wiederkehr immer ein heller Aufstieg der Pistonhörner heraus. Dieses helle Aufbegehren hörte sich an, wie das freudige Ausschreiten einer Sehnsucht. Ich muß es mitsummen, weil es die alten, totgeglaubten Kindererinnerungen heraufwirbelt.

Dann hält es inne, aber nur einen Augenblick, und gleich setzt eine andere entferntere Musikgesellschaft ein.

War es nicht genau so damals? Ganz .. genau .. so! Soll ich nun wirklich den Zug der alten Bilder über mich strömen lassen, mich in der Wehmut der entschwundenen Bilder ertränken?

Weiße Mädchenengel mit leuchtender Ermattung auf den Gesichtern und in den Händen wilde, reiche Büschel von Lilien und den Schmarotzern der Callas... Opfer der Sommerkönigin zugedacht... tänzeln an mir vorbei, während der ferne

Zug aus den alten Tagen irgendwo in meinem Leben dahinschreitet. Goldbrokat, von feierlichen Priestern getragen, Baldachine mit der freudigen Schwerfälligkeit ihres prunkend bunten Damastes, Weihrauchwehen, die der blaue Himmel aufsaugt, verzückt erglüht, wie Heilige, die Hostien auf ihren Zungen tragen... das pilgert vor mir dahin.

Dann knieten auf einmal die Menschen in den Straßen nieder. Klingeln schwirrten in hellen, unermüdlichen Akkorden, von rotgekleideten Chorknaben bewegt. Schüsse knallten. Die ganze Anlage der Prozession versank in die ernste, fast bedrohliche Feierlichkeit der vielen brokatbelegten Priester, die in der unbeweglich vorgestreckten Rechten die hohen Wachskerzen vor sich her trugen. Die andere Hand lag unbewegt auf der Brust, und mit heiß niedergeschlagenen Augen, mit fanatisiert träumerischen Schritten gingen die Priester in zwei Reihen starr zu Seiten des goldenen Baldachins. Unter dem Baldachin aber wallte heilig das Geheimnis des Tabernakels und schloß die Prozession.

Ein Atemzug von Orgelrauschen seufzte plötzlich aus dem offenen Portal der Kirche. Die Klingelakkorde riefen heftiger. Die Laube der Straße war beklemmend dunkelgrün, eng, stahl Atem und Blicke. Aber ich fühlte sehnsüchtig die unendliche Wärme, das unendliche Licht des südlichen Sommerhimmels über ihr glühen und blühen.

Ein dünner Schwaden Weihrauch zog in die Laube herein, blieb einen Augenblick unbeweglich still und dehnte sich mild verführerisch, verschleiert und verräterisch, wie Opal, und duftete schwer nach meinen alten Erinnerungen aus den Abendstunden in Kathedralen, an Prozessionen fromm verzückter Kindersehnsüchte, an heiße, weiche verzeihende Stunden nach gebeichteten Sünden, alles längst verträumt, längst versunken. Es war mir, als könnte ich aus der dunkel beklemmenden Laube in das Strahlen des Himmels nur durch diesen Katholizismus gelangen, der meine Kinderzeit geführt und der nun plötzlich mich hier auf Madeira wieder empfangen hatte. Farbenverdunstet, mit benehmendem Duft preßte er sich an meine Adern und lächelte verführend in schielender Brunst.

Ich konnte nicht anders: eine mächtige, süße Weile sehnte ich mich nach den genossenen Gluten des alten Glaubens zurück. Wie die Menschen um mich herum sank ich vor dem »Allerheiligsten« in die Kniee aufs Pflaster nieder, senkte den Kopf und legte die Hände inbrünstig zusammen.

Aber in demselben Augenblick war ich wieder frei und fühlte, was ich getan hatte.

Da fuhr wie ein Feuerbrand der Ärger der Angst in mich hinein. War das meine ganze Sicherheit? Meine mit Wunden erkämpfte Sicherheit? Ich schnellte vom Boden auf, rot vor Scham über meinen Rückfall, der mir feig und erbärmlich vorkam, schlug trotzig den Hut in den Kopf und brach brutal durch die andächtigen Menschen, der Hügelgasse zu. Drohungen fielen hinter mir her. Seitwärts sah ich ein paar Männer sich kriegslustig erheben. Aber grade schoß es wieder, die Klingelakkorde der Chorknaben schwirrten stärker auf, und die Macht des »Allerheiligsten« drückte die Männer aufs Pflaster.

Nur ein roter Damenschirm stieß seitwärts auf mich zu, wie ein blutgetränkter Spieß, und traf mich heftig in den rechten Schenkel.
Nun konnte ich mich doch nicht nach der Besitzerin umdrehn und ihr eine Ohrfeige herunterhauen. So lief ich denn, durch den schimpflichen Stoß des roten Schirmes in der ärgerlichen Mißstimmung über mein Erlebnis blödsinnig und hinterlistig gestachelt, wie ein Stier von den Nackenspießen, die Bergstraße hinauf, die nunmehr sozusagen ausgewunden leer war, und versuchte das Haus der Witwe zu finden, deren Pension mir mein Freund Baldrian aus Hamburg empfohlen hatte.
Aber bald merkte ich, daß ich Gesellschaft hatte. Offene dunkle Kirchenportale mit den Sternen ferner Kerzenlichter, Brokat und Blumen in buntmatten Chören, Weihrauch, verliebte Madonnenbilder, Prozessionen an schwülen Sommertagen, verlorene Frömmigkeit in erschauernden Hallen, Sehnsuchtspoesie aus Kinderjahren ... die hartnäckigen Agenten des Katholizismus waren mir gefolgt. Sie hatten mich unversehens bei der Hand genommen, taten kindisch heimelig, wie alte Vertraute, und wollten den leeren, steilen Hang mit hinaufgehn. Da hieb ich wütend in sie hinein, schlug sie kräftig zu Boden und zerstampfte sie auf dem feinsteinigen Pflasterwerk der Funchaler Berggasse, bis sie wie ein schäbiger, unschuldiger Knäuel aussahen.
Aber kaum daß ich den Fuß von ihnen hob, so schwollen sie wieder auf, wie ein Heer kleiner Luftballons, in das unversehens mit aller Gewalt Gas gefüllt wird. Sie bezwangen mich schließlich und führten mich gemächlich und gemütvoll durch alle die Jahre, die ich als Knabe und Jüngling in Brünsten dem Katholizismus gelebt hatte.
Als ich ohne weiter des Wegs geachtet zu haben, bei meinem vierten Jahre ankam und zwar an dem entfernten Abend, wo ich die Nachtgebete singen wollte, was mir meine Großmutter energisch verbat, stand ich vor einem allein liegenden Häuschen, das aus dichten Büscheln von Strauchwerk in den Hohlweg herüber schaute. Ein halb vom Regen verwischter Name stand mit auffällig großen schwarzen Buchstaben in der blätterigen, gelben Tünche: Dr. Joao Pedroso de Mirando Pacheco. Und drunter klebte ein kleines unansehnliches Blechschildchen, das den schönen Namen trug: Dioguina de Miranda Pacheco.
Ich war an meinem Ziel.
Eine junge Dame in Sonntagshausstaat mit schwarzen Augen, braunen Haaren, schön, glühend, versprechend, in die ich mich gleich zu verlieben beschloß, empfing mich und führte mich in das erste Zimmer, in das man ohne weiteres vom Garten hinein kam. Ich gab ihr das Briefchen, in dem mein Freund mich ihrer Fürsorge empfahl. Mit vieler Liebenswürdigkeit bat sie mich, ich möchte zwei Minuten, nein eine Minute gedulden, sie wolle ihrer Mama das Kärtchen bringen.
Es dauerte auch nicht lange, so strömte eine umfangreiche Dame herein. Ihr Gesicht lag in starren Falten, aber ich sah bald, daß diese Falten Zeichen des Lächelns und der Wohlgesinntheit seien, die also Mühe hatten, sich durch Puder und Schminke

hindurchzuringen, denn gleich wogte ein Strom erfreuter Reden über mich. Oh, mein Freund Baldrian! Ja, das war ein netter, liebenswürdiger deutscher Gentlemen. Nicht wahr, Izabel? Oh, ja, ja, ja! Das war ein ... o Gott, was haben wir mit dem lachen müssen! Izabel, weißt du noch an dem Abend, wo er ... nein, so ausgelassen! Nun, ob's ihm gut ginge? Ja, es ginge ihm gewiß gut! So einem feinen Kerl, so einem Tausendsassa. O, gewiß, es ginge ihm ja gut, nicht wahr, Izabel?! Nun, das ist ein liebe Empfehlung, und ich könnte jetzt besonders gewiß sein, daß ich es gut bei ihnen hätte.

Daraus schloß ich wenigstens, daß ich in dem Hause Unterkunft bekäme. Und das war mir recht. Das Häuschen lag wie ein süßes Liebesabenteuer. Und Izabel!

Dann besprachen wir noch so nebenbei Preis, Gewohnheiten des Haushaltes, und dergleichen.

Ob noch Gäste da seien? fragte ich.

Ja, ja, aber sie würden eigentlich doch nur ausnahmsweise ... ihr Mann sei Arzt gewesen, gestorben — die Falten des Gesichtes änderten den Charakter — sie hätten nur Platz für drei Gäste, und es sei noch eine Dame, die bei ihnen wohne, Fräulein Claudia.

»So, so, Fräulein Claudia! Eine Portugiesin? Auch nur so, wie ich, als Tourist? Oder hat sie eine Beschäftigung in Funchal?«

Da drehte sich Frau Dioguina de Miranda Pacheco lärmend zu ihrer Tochter hinüber, daß die Stäbe ihres Korsettes krachten, wie Mitrailleusen, und lachte stark belustigt. Fräulein Izabel verzog ihr Gesicht zu einem gütigen Schmunzeln.

»O, aber eine nette, zuvorkommende Dame!« versicherte gleich Frau Dioguina, und ich durfte mich über die Verhältnisse Fräulein Claudias so einigermaßen orientiert nennen.

Also so eine war meine Hausgenossin! Na, meinetwegen!

Dann kam aber der Zeitpunkt, wo ich mich allein in meinem Zimmer befand, in dem mein inzwischen angekommenes Gepäck aufgestellt worden war. Und als ich frei wurde von der Pression des redesprudeligen Temperamentes Frau Dioguinas, mußte ich feststellen, daß die katholischen Agenten sich höflicherweise nur etwas zurückgezogen hatten. Nun umflatterten sie mich wieder, wie die nackten Weiblein und die fetten Schweine den hl. Augustin. Es war natürlich lächerlich, sich mit diesem Gelichter per Gründe und Raisonnieren auseinander zu setzen. Es arbeitete doch mit den Argumenten alter Damen: Gemüt!

Aber ich hatte in meinem stürmischen Laufschritt aus Funchal herauf so dunkel das kräftige Bild des Berges empfangen, dessen Schwung aus den Wolken zu der Stadt herniederfuhr, oben war er unbesiedelt und bewaldet. Einsame Wälle von Nadelgehölz. Mir vieler guter Erinnerungen dieser Art bewußt, malte ich mir aus: da hinaufzustürmen ... oben die Einsamkeit der Höhen, Wolken und Sonne, und tief unten im Dunst des Tages das Meer! Das wäre Medizin gegen den Luxus solch altertümlicher Reibereien.

Wie ein Sturmwind faßte mich die geflüchtete Sicherheit, das Refugium dieses Heil-

mittels. Hut und Stock, und ich klinke die Türe auf und will hinaus. Beim Öffnen meiner Tür komme ich bis zu der gegenüber liegenden und sehe, mit einer Stecknadel angeheftet, ein winziges Kärtlein an ihr hängen. Darauf lese ich Claudia de Macedo.

So, das ist also die Claudia! stellte ich fest, als im Grunde des Flures eine Türe ging. Ich schnellte mit dem Kopf von der Karte weg und wollte an der eintretenden Unbekannten – wohl Claudia – vorbei und hinausgehn. Aber da schlug plötzlich in der Stille des Flures eine lärmende Stimme gegen mich an, so daß ich erschreckt wie festgewurzelt stehen blieb.

»Ah, ah, da sind sie ja, Sie . . . Si'or! Ah, ah! kennen sie diesen Sonnenschirm? Si'ooor!«

Und ein roter Sonnenschirm, den ich wahrscheinlich kannte, hob sich bis zu meiner Nasenspitze empor. Ich war über diese Störung zwar etwas ungehalten, aber ich beherrschte mich gegenüber dem Eifer der Dame mit dem Schirm sehr gut. Ich antwortete gemessen:

»Wahrscheinlich, meine Dame, kenne ich diesen roten Sonnenschirm, denn ich habe mir soeben in jenem Zimmer das Bein verbunden. Schauen sie, meine Dame, wie ich hinke!«

Ich hinkte wirklich drei Schritte von ihr weg. Das rührte die Dame jedoch nicht. Kühl wie eine Hundeschnauze fragte sie:

»Haben sie das Zimmer gemietet?«

»Jawohl!« antwortete ich fest.

»Dann hoffe ich, daß sie sich bessern, mein Herr!« sagte die Dame, und ihre Stimme klang eine Nuance versöhnlicher. »Denn sehen sie, an einer Prozession ‚unserer Senhora' läuft man nicht so mit dem Hut auf dem Kopf vorbei. O, wenn ich es Frau Dioguina sagte! Wahrhaftigen Gotts, ich muß es Frau Dioguina sagen, daß sie . . . es ist meine knappe Pflicht und Schuldigkeit, lieber Herr, es Frau Dioguina zu sagen . . . Oder wissen sie was, mein Herr, versprechen sie mir Besserung und ich will ihnen den Schimpf nicht antun. Aber ich erzähle ihnen eine Geschichte, wie es einmal so einem, wie sie sind, erging, als er . . . um sie zu warnen! Doch, gehn wir lieber in ihr Zimmer. Hier auf dem Flur hört man alles durchs ganze Haus und es nicht nötig, daß es alle hören.«

Schon hatte Fräulein Claudia meine Tür aufgezogen und trat in mein Zimmer ein. Sie legte den roten Sonnenschirm auf den Tisch, streifte die Handschuhe von den Fingern, hängte sie über den Rücken des einen der beiden Stühle, schwang den Hut vom Kopf und auf den Tisch. Auf den andern Stuhl ließ sie sich nieder. Das geschah in einer einzigen Geste.

»Ich erzähle!« bestimmte sie und besiegt schloß ich jeden weitern Widerstand und die Türe hinter meinem Rücken. Ich lehnte mich an die Kante des Bettes und prüfte, während sie erzählte, ihre gewölbten Hüften, ihre vollen Kleider und das etwas derbe, aber sympathische Gesicht. Es war nicht grade schön zu nennen, aber so wie die geringelten schwarzen Locken seinen olivenen Teint umfaßten, die

dunkeln Augen heiß herausglühten und die Lippen in ihrer Üppigkeit betörend weich aussahen und lockten, war es lieb und wert geküßt zu sein.
»Ja, mein Herr, und das ist wahr, das geschah in Belem, wissen sie Belem bei Lissabon, wo der Turm steht. Den haben sie gewiß gesehn. Den geht ja ein jeder Fremder schauen. Da ging, den Hut auf dem Kopf fest wie ein Dach auf einem Haus, so ein Stoffel ⟨an dieser Stelle verbeugte ich mich leicht⟩ frech an der Prozession von Mariä Himmelfahrt vorbei, und wie das Allerheiligste kam, da bleibt er auf einmal stehn, greift in die Luft und fällt zur Erde nieder. Und was, mein lieber Herr, meinen sie, daß er war. Tot war er!«
Siegreich schaute mich Fräulein Claudia ein Weilchen an. Aber sie begann bald wieder und ließ ihre Hände dazu spielen, wie Blätter, die im Winde daher flattern.
»Und noch eine andere Geschichte sollen sie hören. Das ist aber schon länger her, hundert Jahre oder so, meine Urgroßmutter hat es mit angesehn. Da pilgerten die Frauen ihres Dorfes zum Kloster von Bussaco, wo der hl. Eusebius eine Wallfahrtskapelle hat. Als sie fast am Klosterwald waren, sahen sie einen Vagabunden im Straßengraben sitzen und . . . ja, also sie können sich denken, was er da machte. Aber er ließ sich nicht stören, und der Pfarrer, der mit der Prozession ging, trat vor und hub an ihm die Meinung zu sagen. Der Schmutzfink aber lachte nur zu den erzürnten Worten des hochwürdigen Herrn und blieb weiter hocken. Da rief der Geistliche: »Gottes Strafe treffe dich!« Und der andere hatte keine Zeit mehr sich auszulachen. Von einem Stein getroffen, der aus dem Himmel gefallen war, wahrhaftigen Gotts, so ganz allein . . . aus . . . dem . . . Himmel! . . . fiel er tot hinterrücks und in seinen eigenen Dreck.«
Die Wirkung ihrer Geschichten abprüfend, nahm mich Claudia aufs Korn. Leider hatten sie keine große Wirkung. Ich lächelte. Da wippte sie ein Bein über das andere und fragte schneidend:
»Ja, Senhor, sind sie denn vielleicht etwa ein Albigenser oder ein Neger und kein Katholik?«
»O, gewiß!« nickte ich leichthin, »so früher einmal schon!«
Das konnte Fräulein Claudia nun nicht verstehn: Früher katholisch gewesen sein.
»Ja, was sind sie denn heute?«
Aber sie hatte schon das Interesse an der Beantwortung dieser Frage verloren, und gleich anschließend erklärte sie mir die Schönheiten des Glaubens, die Milde und Güte Gottes. Aber mehr wie diese beiden Eigenschaften, imponierte ihr die unbegrenzte Macht, die die göttliche Persönlichkeit über Leben und Tod und noch über das Nachher, ja besonders über das Nachher hatte.
Ich warf ein: »Ja, schöne Dame, die Egypter beteten das Krokodil an, weil es sie fraß.«
Aber Claudia schnappte darauf nicht ein. Sie meinte bloß:
»Ach je, die alten Egypter, das waren wohl Heiden . . . Aber, lieber Freund, wir haben die Madonna! O, haben sie schon einer Madonna ins Gesicht geschaut,

wenn die Kerzen zu ihrer Seite brannten und Blumen unter ihren Füßen dufteten? Wie eine Blüte im Mondenschein der Nacht! So weiß, so schmelzend . . . Ich höre sie auch immer singen und ich glaube auch, daß ‚Nossa Senhora' mir gut gesinnt ist. So hundert viel Geschichten könnte ich ihnen erzählen, wo die Herrin mir geholfen hat, wo sie mild wie ein Schatten an meinem Wege stand und mir im Traume die Augen küßte. Schon als ganz kleines Mädchen. In Krankheiten und andern menschlichen Trübseligkeiten oder Freuden des Lebens. Und fast täglich. O, du süße Madonna. Ja, Freund, und wer so schön ist! So schön, wie die Senhora! O, wenn ich so schön wäre! Nein, nein, verzeih, Herrin, das wünsche ich gar nicht mehr, denn so schön kann ja kein Mensch sein, wie du. Alle Tugenden, lieber Herr, stehn in ihrer Heiligkeit und sie ist doch freiwillig nicht mehr und nicht anders gewesen, als wir Menschenfrauen, hat geliebt und geboren und gelitten . . . .«

Und so sprach Claudia weiter. Ihre Augen leuchteten kindlich nach Innen. Ihre Stimme vertiefte sich zu einem fließenden Tönen, ah, und erst die Melodie ihrer südlichen Hände, die klein und mollig wohlgeformt waren, weich wie ein Bett, und hin- und hergingen, tanzten, schwebten . . . wie alte Rondos in feinem, strengem Rhythmus die Reime, Verse und Strophen setzten . . . wie Lerchen, die auf der Luft lagen . . . wie ein Wind im Walde singt . . .

Da fiel ich der Kindlichkeit, der ganz rührenden Naivität, der schimmernden, blumenhaften Poesie ihres Madonnenkultes in die Arme. Ich selber hatte ja von früher her in dieser Beziehung kein ganz reines Gewissen. Und da es schon dunkelte, das Bett in der Dämmerung mir entgegenschwoll und Claudia im Erzählen so verführerisch geworden war, fing ich an eine alte Geschichte aufzuwärmen. Meine erste Liebesgeschichte, in der eine kleine, dunkle Frau in einem grauen, verregneten Ardennerstädtchen mein Herz nahm und mein junges Lieben in der erhitzten Schwüle ihrer überreifen Leidenschaftlichkeit wie eine Treibhauspflanze hoch trieb.

Ich schilderte Claudia, wie diese Frau und ich mit ängstlich gespannten, die Gasse überwachenden Augen in der Dämmerung aus einem der schwerfälligen, alten Patrizierhäuser huschten und um die Ecke zu dem gothischen Portale eilten. Dunkelwarm lag der Leib des Maienabends in der Gasse und wogte gegen die Kirchentür.

Und wie die Tür hinter uns Beiden mit einem kleinen Kreischen zuklappte und der wehsüße Duft des Weihrauchs aus den Steinen mir entgegenströmte, zersprang die Spannung meines Willens. Die übersatte Ermattung ausgenossener Leidenschaft peitschte auf mich nieder. Die Vorstellung des heimlich vergewaltigten, geweihten Zimmers griff in die Nerven, und Reue und Sehnsucht nach Besserung regneten aus den Hallen rundumher.

Da sank ich neben der Frau in einer dunkeln Ecke in die Kirchenbank nieder.

Über unsere Köpfe hinauf stiegen die schweren, grauen Säulen, wie nebelige Ungetüme, zu den Strömen der Dämmerung abendlicher Gewölbe. Die hohen

Fenster schwangen mit blinden, grauen Geberden an unserer Seite, und fern auf einem Altar stand ein kindliches, liebliches Marienbild und glänzte im frommen Schein von einer Reihe Kerzen. Und wir Erdengewürm beugten die Nacken vor der keuschen heiligen Mutter bis in den Staub. Die Orgel rauschte mit süß schmerzender Melodie in unsere Pein. Spröde Knabenstimmen sangen sehnsüchtig. Schallende Antworten kamen von unsichtbaren Altären. Schattenhaft weich glitt die Güte des verzeihenden kleinen Madonnenbildes über unser Leid. Mystisch klangen die Springbrunnen der katholischen Erotik in den fernen Kapellen und Gewölben Unsere Herzen badeten sich in ihrem lauen Wasser, die Rekonvaleszens wurde ein leises, weiches Neubegehren ... und wir hatten gesühnt, um weiterhin sündigen zu dürfen. Ach, Fräulein Claudia, war das eine wehe, schmerzzerrissene, verruchte und doch süße Liebe gewesen, die sich so den ganzen quellenden, feuchtwarmen Monat Mai der dunkeln Stadt hindurch Abend für Abend an einem Madonnenbilde weiter klammerte. Ich hab diese Liebe ja noch nicht ganz aus dem Blute verloren, und es sind schon über zehn Jahre, daß ich nichts mehr von der kleinen, braunen Frau und nichts mehr von irgend einem Madonnenbilde sah.

Vielleicht war über den Erinnerungen, die im Erzählen an mich anschlugen und in mich hineinliefen, wie Meeresbrandung, die an Molen entlang jagt, um sich dann weich den Strand hinauf zu verdehnen, eine größere Bewegung in meine Stimme gekommen. Sie mag wohl mal im Anstoß mit diesen alten, unvergessenen Dingen aufklingend vibriert haben, wie ein Glas, das unversehens von einem Teller angestoßen wird, den man drüber wegzuheben glaubte.

Denn Claudia kam zu mir ans Bett, legte ihre Arme um meinen Hals und meinte: »O, du armer Liebling!« indem sie ihre vollen Lippen auf meinen Mund drückte.

Diese Logik lag mir und ich antwortete in derselben Münze. Wir glitten um die Kante der Bettstelle herum, und Claudia wollte das Bein sehn, an dem mir ihr Katholizismus so weh getan hatte. Da mußte ich beichten, daß das mit dem Verband eine Lüge war. Aber wir fanden schließlich in der Dunkelheit etwas, das ein kleiner Fleck sein konnte. Den küßte Claudia. Dieser Fleck wurde für mich die Veranlassung festzustellen, daß Claudia eine Zierde ihres Berufes war.

Es war schon ganz finster im Zimmer. Auf dem Flur waren öfter verdächtige Schritte bis zu unseren Türen gelaufen. Aber Claudia wollte immer noch im Bette liegen bleiben und hielt mich mit aller Kraft zurück.

»Ach, bleib doch noch, liebes Schäfchen!« bat sie.

Ich aber überlistete sie, setzte über sie hinweg und jagte in meine Kleider.

»Wir wollen doch mal zur Stadt hinabgehn!« sagte ich.

Damit war auch sie einverstanden.

Sie suchte ihre Sachen zusammen.

»Was wird denn nun aber Frau Dioguina sagen? Denn man hat sicher gehört, daß wir hier zusammen sind?« fragte ich.

Claudia schien den Sinn meiner Frage nicht zu fassen. Ihre Stimme antwortete aus der Dunkelheit:

»Ja, was denn? Mach doch Licht!«
Aber es gefiel mir, so die Ahnungen ihrer weißen Wäsche in dem dunkeln Raum herumwischen zu sehn, dessen nackte getünchte Wände heimlich ein bischen leuchteten. Es sah aus, wie große Vögel, die sicher und geräuschlos umherschweben und auf deren mövenweißen Flügeln wie mit grauen Perlen die Dunkelheit gestickt ist. Deshalb zögerte ich und neckte Claudia. Sie zeigte für diese Art Scherze jedoch wenig Verständnis, sie wußte ja auch nicht, was für eine schöne perlgrauweiße Möve sie in der Dunkelheit war und sie begann energisch zu werden:
»Bei Nossa Senhora, mach Licht! Alle meine Haarnadeln liegen im Bett, und ich kann doch nicht mit einem Kopf, wie ein Palmitenbaum, zur Stadt hinuntergehn. Liebes Schäfchen, mach Licht!«
Da gehorchte ich.
Ich kletterte, als Claudia fertig war, zum Fenster hinaus, denn ich schämte mich, von Frau Dioguina oder noch eher, von Fräulein Izabel, mit deren Liebe es nun aus war, gesehen zu werden. Claudia lachte mir in den Garten nach.
»Ihr Hamburger habt so drollige Einfälle!«
Als wir den dunkeln Hohlweg, eng aneinandergedrückt hinuntergingen, verwahrte ich mich dagegen: Hamburger zu sein. Weshalb ausgerechnet Hamburger? Und ob sie das vielleicht an meinen Fingernägeln oder an den Ohrläppchen erkennen würde? Dann würde ich mir sie beschneiden lassen.
Aber es war nicht so bös gemeint von Claudia. Denn bei meiner Zuredestellung kam heraus, daß sie zwar das Wort Deutschland kannte, jedoch der Meinung war, als liege Deutschland in Hamburg und nicht etwa umgekehrt. Das ist eine geographische Auffassung, die man heute noch oft zwischen den fünfzig ersten nördlichen und südlichen Parallelgraden an den Küstengebieten antrifft, und es bereitete mir eine große Freude, ihr den ganzen Hohlweg und die Gasse des hl. Antonio hinab über das Dasein unseres illustren Deutschlands manch Belehrendes zu übermitteln.
Als wir aber aus dieser Gasse heraus waren und in der breiten Geschäftsstraße bergab gingen, von der wir auf die Nacht der Allee und die im Dunkeln helle Kirche hinab sahen, die ich vom Nachmittage kannte, war alles Interesse für Deutschland aus Claudia herausgeflossen, wie das Wasser aus einem Sieb.
»Liebes Schäfchen!« schmeichelte sie.
Ich sah in einem beleuchteten Fenster schwere, saftige Annanas und bereifte, dunkle Trauben auf Orangen getürmt. Seezungen lagen feist, rosig braun auf den Tischen und Enten und Tauben hingen an wagerechten Schnüren und sehnten sich nach dem Bratspieß. Ein unbestimmter Backgeruch, wie von Fischen, kam daher, und kitzelte Nase und Kehle. Ich glaubte Claudias Schmeichelei zu verstehen und fiel umso lieber darauf herein, als mich ein mächtiger Drang ins Kielwasser des Backgeruches zog.
»Ja, gewiß, Schatz,« versicherte ich sie, »ich weiß, wir haben Hunger und zwar wohlverdienten. Schau drüben, die Taverna scheint recht zu sein. Wollen wir?«

Aber Claudia antwortete:
»Ach nein, liebes Schäfchen, deine Claudia wünscht etwas ganz anderes von dir!«
»O!« tat ich enttäuscht und ermunterte sie aber zugleich, ihr Anliegen vorzubringen.
Dann kam es auch.
»Schau, wenn du jetzt bei der Madonna da in der Kirche ein Viertelstündchen Sühne tätest für dein schlechtes Benehmen von heute Morgen? Nur ein kleines Viertelstündchen!«
Schon zog ihr Arm nach links hinüber. Er wartete auf keinen Widerstand und fand auch keinen. Denn mir selber erschien es über den Backduft hinweg verlockend, so von der halbtoten Straße mit den heimlich erhellten Geschäftsfenstern einer kleinen Stadt auf einmal an einem Abend in diese dunkle, südliche Kirche einzutreten, wie in ein anderes Leben.
Das Gewölbe zog sich in breiter Spannung hell von Wand zu Wand über unsere Köpfe. Die flackernden Kerzen irrlichteten allenthalben mit gleißenden Streifen in goldenen Säulen von leichtfarbigen Altären. Bunte Farben von Heiligengewändern schimmerten umher. Auf den Steinfliesen vor einem Altar knieten eine Gruppe von Frauen in farbigen Röcken, nnd ein einzelner zerlumpter Mann lag zwischen ihnen und berührte mit der Stirne die unterste Holzstiege des Altarfußes, auf der eine hohe, schmale Klingel stand.
Auf dem Altar aber leuchtete das Bild »unserer Herrin« kindlich, naiv und in dem steifen, weißen Spitzengewand starr wie eine Calla.
Vor dem Altar angekommen beugte Claudia plötzlich die Kniee und, weil sie meinen Arm nicht losließ, zwang sie mich zu sich auf die Fliesen nieder. Sie machte ein umständliches, temperamentvolles Kreuzzeichen über ihren üppigen Busen, neigte die Stirn nieder und ihr schwarzer Lockenwust fiel in Kringeln über die hochgefalteten Hände. Da war sie so verführerisch, daß ich nicht widerstehn konnte. Ich legte mich zu ihr hinüber und küßte sie in den bloßen Nacken, auf dem der Schein der Kerzen glitt, wie eine heimlich aus dem Dunkel glühende, rosige Nacktheit.
Aber Claudia nahm mir diesen Ausbruch der Zärtlichkeit unter den Augen der »Herrin« nicht übel. Sie ergriff meine Hand, hob den Kopf hoch und schaute zärtlich zu dem Madonnenbilde auf, das im Kerzenlicht, leise bebend, unmerklich sich zu bewegen schien.
Noch ein Weilchen verharrte Claudia in dieser für mich ziemlich lächerlichen Stellung. Dann erhob sie sich.
»Komm, liebes Schäfchen!«
Wir schlichen auf den Fußspitzen hinaus, um die Andacht der zerlumpten Weiber nicht zu stören. Ein Geistlicher saß in einem offenen Beichtstuhl, nahe an der Türe, und sein weißes Gesicht, das er auf die rechte Hand stützte, schimmerte schreckhaft wächsern, starr und unbeweglich groß, während ein Strahl seines dunkeln Auges sich durch die dämmernde Finsternis hinter uns her bohrte.

Ich erschrak, aber Claudia reichte mir in diesem Augenblick das Weihwasser, die Bewegung meiner Hand konnte zwar so etwas, wie ein Kreuzzeichen sein, endigte jedoch in meiner Brusttasche, aus der ich das Schnupftuch herauszog.
»War sie nicht schön? fragte Claudia auf der Straße und hing sich zärtlich bei mir ein.
»Ja sehr!« antwortete ich trocken.
Aber das verdroß Claudia: »Och, ihr Hamburger!«
»Deutschen . . .« beeilte ich mich zu verbessern.
Da geriet sie in Wut: »Hamburger Deutsche oder Deutsche Hamburger . . . was ist mir so egal, wie das. Das sind mir Mispeln, und du weißt, daß ich die nicht mag!« schrie sie und sie fuhr fort, indem sie jedes Wort, wie ein Rutenschlag trotzig herunterhieb: »Ihr . . . Hamburger . . . habt . . . kein . . . Schönheitsgefühl!«
»Aber Hunger« fiel ich ein.
Das wurde ein Wort, das wie das Losungswort eines Prinzen erlösenden Märchenbannes in der Funchaler Straße fiel. Claudia schnappte darnach, wie ein Hund nach Fliegen, und sie führte mich in eine Taverna, wo sie Einkehr zu halten pflegte. Wir kamen in einen kleinen Raum, der nicht grade sauber war. Aber wir wurden nett empfangen. Besonders Claudia, die hier gut eingeführt war. Der Wirt zeigte uns mit lärmender, jovialer Liebenswürdigkeit gleich zu einem Tisch hin, der im Grunde des engen Raumes gegen eine offene Türe stand. In der Mitte des Gastraumes stehen bleibend, zählte er mit lauter Stimme auf, was es gäbe:
»Peixe, Figado assado, lebre guisado, ganso, pombo . . .«
»Ohi he!« unterbrach ihn Claudia, »sim, sim, pombo!«
Dann brüllte der Wirt seiner Frau zu: »Pombo!« Und wir sahen die dicke Alte in dem kleinen Küchenraum hinter unserm Tisch vier nackte, speckige Täubchen in einen Spieß stülpen und mit Würde, säuerlicher Feierlichkeit und Ausdauer über einem offenen Feuer drehn, immer rundum drehn. Der unruhige Schein des Feuers zuckte über die speckige Griesgrämigkeit ihres Gesichtes, wie Kobolde guten Humors. Der Wirt stellte neben den roten, tönernen Wasserkrug eine Glaskaraffe mit einem rötlich goldenen Wein.
Bald aßen und tranken wir und wie unser religiöser Zwist vom Nachmittage, der mit dem Stoß des roten Schirmes anfing und im dunkeln Zimmer so versöhnlich endigte, fand auch der abendliche Streit über die Schönheit der »Senhora« unter dem Wohlgeschmack gebratener Tauben von Madeira und mehr oder weniger heimlicher Liebkosungen seinen guten Ausgang. Ich war wieder das »liebe Schäfchen« (für meinen bürgerlichen Namen schien sich Claudia absolut nicht zu interessieren) . . . also daß wir in bester Laune uns den Heimweg durch die dunkeln Berggassen mit ausgelassenen und frivolen Scherzen verkürzten.
Claudia fand es nicht der Mühe wert, ein Wort der Verständigung mit mir zu wechseln und ging gleich in mein Zimmer mit. Aber schon war sie bis aufs Hemd ausgezogen, als sie mit den Zeichen heftigen Erschreckens laut aufschrie:
»O Senhora!«

Sie riß rasch die Kerze vom Tisch und stürmte mit ihr zur Tür hinaus, daß das Hemd sich wie ein Ballon bauschte und die Flamme wie ein blaues Pünktchen zischend durchs Dunkle flog. Ich arbeitete grade aus der Tiefe eines Koffers ein Nachthemd herauf und mußte im Finstern das Suchen einstellen. So, mit den beiden Händen in den Inhalt des Koffers gewühlt, hörte ich sie im Nebenzimmer einen Stuhl rücken, an der Wand herumarbeiten. Dann ging ihre Türe wieder, fiel lärmend ins Schloß, und Claudia kam zu mir herein. Sie trug ein umfangreiches Marienbild, an dessen Rahmen ein Arm steckte, der ein rotes Gläslein hielt. Sie behandelte das Bild, ein billiger, reizloser Öldruck mit einem pompösen Goldrahmen, mit großer Vorsicht und suchte an der getünchten Wand nach einem Nagel. Seitwärts vom Bett, in halber Manneshöhe fand sie einen und hing ihre Maria auf.
Ich kümmerte mich nicht um sie und legte mich ins Bett.
Claudia zündete ein Nachtlichtchen an der Kerze an, und hob es vorsichtig in das rote Glas. Dann kniete sie nieder und fing an zu beten. Als dieses Nachtgebet mir etwas zu lange schien, forderte ich sie ungeduldig auf:
»So komm doch endlich.«
Aber sie betete weiter, als wollte sie eine Heilige werden.
Endlich erhob sie sich von den Knieen. »So!« sagte sie. Sie knöpfte das Hemd auf den beiden Schultern los und ließ es wie ein Segel am Mastbaum an ihrem Leib herunter gleiten. Dann sprang sie nackt zu mir ins Bett, daß das alte Gestell wehmütig heftig aufschrie.
»Es ist meine Gewohnheit in dieser Jahreszeit so zu schlafen!« sagte sie.
»Ich billige diese Gewohnheit, liebe Claudia!« entgegnete ich.
Und etwas später schliefen wir ein.
Es war mir noch gar nicht darnach, in der frühen Stunde aufzustehen, in der Claudia mich aus dem Bett haben wollte.
»Weshalb denn?« setzte ich ihren Bemühungen entgegen.
»Ja, gehst du denn nicht in die Messe am Morgen?«
Da sprang ich auf. Claudia wusch sich grade:
»Claudia!?!?« rief ich.
»Liebes Schäfchen, o, liebes Schäfchen!« kam sie zu mir und sie war noch ganz naß und prustete mir ihre Frische ins Gesicht. »Gelt, du tust deiner Claudia den Liebesdienst. Sie ist ja des Nachts auch so nett zu dir. Und sieh, ein Leben ohne Glauben und ohne Senhora – das geht doch gar nicht. Das ist doch undenkbar!«
Ich überlegte: wenn du mitgehst, machst du ihr eine Freude und stehst gut zu ihr. Zweitens, was sollst du während der Zeit anders tun?! Drittens: vielleicht ist es hübsch in der Frühmesse von Funchal. Wohl kommen Leute in bunten, heimatlichen Trachten hin und du siehst ihre Eigenarten und studierst sie, um die Zeit zu vertreiben.
Da sagte ich: ja, und war erst ein recht liebes Schäfchen, das auf der Stelle belohnt werden mußte.

Während ich mich nach frischer Wäsche umschaute, klopfte es, aber in demselben Augenblick ging schon die Türe auf und die junge, diensttuende Negerin kam herein. In meiner unkompletten Toilette flüchtete ich hinter den aufgeschlagenen Deckel meines Mädlers. Als die Türe sich wieder hinter der Negerin schloß und ich hinter dem Koffer heraus tauchte, sah ich auf dem Tisch eine dampfende und duftende Kanne mit Kaffee und daneben — zwei Tassen stehn.
Eine solche Freiheit der Anschauungen füllte mein Herz mit Begeisterung für den tüchtigen Volksstamm von Madeira. Das verhehlte ich auch Claudia nicht. Aber sie tat, als verstünde sie die Ursache zu dieser Begeisterung nicht.
Da fing es erst an, daß mir gewisse Dinge aufdämmerten und ich war keineswegs so sehr geniert, als ich im Garten Claudia erwartend hin- und herging und mir Frau Dioguina und Fräulein Izabel guten Morgen, eine schön verbrachte Nacht und hoffnungsreiche Tage wünschen kamen.
»Sie haben es gut getroffen!« sagte Frau Dioguina lächelnd, »Sie sind ein Glückspilz. Wohl an einem Sonntag geboren?«
»Ja, Fräulein Claudia ist sehr nett!« ergänzte die Tochter.
Es kam mir vor, als täte ich fast gut daran, mir selber beglückwünschend die Hand zu drücken.
Dann kam Claudia und wir gingen Arm in Arm den feinen, stillen Hohlweg hinab, zwischen versteckt lugenden Häuschen, grünen Bäumen und Sträuchern, die über die Mauern quollen, zur Kirche.
Aber das Spiel des parfümierten portugiesischen Barocks mit den krassen, ländlich rohen Farbenflecken der später hinein gesetzten Kanzeln oder Altäre oder Statuen imponierten mir nicht. Die Frömmigkeit dieser bunten, zerlumpten Weiber und noch mehr die der Männer war mir zu devot.
Als ein Geistlicher kam und einen Klingelbeutel herumreichte, flüsterte mir Claudia rasch zu:
»Gib einen Milreis!«
Ich gab ein großes kupfernes 20 Reisstück.
Damit war Claudia nicht einverstanden, denn während wir nach der Messe nach Haus gingen, gab sie mir auf nichts Antwort.
Als wir in mein Zimmer kamen, sah ich, daß sich neben mein Bett ein zweites gesellt hatte. Ich war darüber nicht weiter erstaunt. Claudia ließ sich auf einen Stuhl fallen. Sie seufzte. Dann stürzte sie auf einmal auf mich los und schrie mir heftig ins Gesicht:
»Hamburger Geizhals!«
Sie war in diesem Augenblick so katzenhaft weich und schmiegsam, daß ich sie gerne in die Arme genommen hätte. Aber ich wagte nicht, weil ich glaubte, zugunsten der Gefühle, die mich umschlichen, diplomatisch vorgehn zu müssen.
»Jetzt geh ich gleich der Negerin sagen, daß mein Bett wieder hier heraus soll!«
Und schon schritt sie auf die Türe zu. Aber ich rief:
»Ach, Claudia, nein! Das tust du nicht! Morgen geb ich einen Milreis!«

Da drehte sie sich um, wie der Blitz. Ihre Augen funkelten in den schwarzen Locken. Ihre Lippen waren unbewußt auseinander gequollen, waren blumenhaft rot und schienen mir zu glühen und zu duften. Ich suchte sie mit meinem Munde. Aber sie waren unerbittlich und während Claudia ihre weiche, warme Hand gegen mein Gesicht drückte, fragten sie bestimmend:
»So, also morgen weigerst du dich nicht mehr, mit mir in die Messe zu gehn?«
Ich war ganz von ihr besiegt und sagte: »Nein, nein, nein!«
»Da!« tat sie, und ich hatte ihre Lippen und fühlte ihren Leib in meinen Armen und Händen mir entgegenquellen.
Aber noch einmal setzte sie ab:
»Weist du, liebes Schäfchen, sicherer wär es doch, wenn du mir den Milreis im Voraus gäbest!«
Ich beeilte mich es zu tun, und wir feierten den abgeschlossenen Vertrag.
Als wir am Abend wieder zur Stadt gingen, trat Claudia an eine der Höckerinnen vor der Kirche heran und kaufte eine dünne, stelzige Wachskerze. Mit der trat sie hinein. Es war schon selbstverständlich, daß ich folgte. Sie entzündete die Kerze an einem andern Licht und pickte sie in eine der Eisenspitzen am Altar von »Nossa Senhora«.
»Für dich, liebes Schäfchen!« flüsterte sie mir eifrig und beglückt zu, als sie fertig war, kniete nieder und zog mich mit.
Mir war nach diesen drei Kirchenbesuchen schon, als seien sie Glieder einer Folge von derartigen Handlungen, von denen die einzelne keine Rolle mehr spielte. Vielleicht hatten sie sich unbewußt an die zwei ersten Jahrzehnte meines Lebens angeknöpft. Ja, auch schon aus Langerweile mußte ich mich in den sonnendurchbrühten Tagen, die nun kamen und die uns beide regelmäßig in den Messen sahen, mit der Umgebung beschäftigen und glitt zunächst sachte in die Gewohnheiten hinein, die sich Claudia angeeignet hatte. Aber gerade in dem Katholizismus dieser südlichen Frauennaturen liegt etwas Pikantes, ein haut-goût!
Jedoch es ist nicht der haut-goût, der nur auf den Gaumen wirkt. Vielmehr eine Mischung, die zugleich sich in die Nerven auflösen und in abstrakte Absorbationskräfte fließen kann. Gleichsam: man schmeckt ihn und gibt ihn der Phantasie weiter in einem Zug.
Wenn ich mir diese »Religion« Claudias eindringlich vorstellte, so fand ich, daß sie ähnlicher Art war, wie die alten Bauernkulturen deutscher Gegenden. Daß diese Leute, die nur körperlich lebten, für die Erfolge dieser Arbeit sich früher die schönen Häuser, die feinen, musikalischen Stuben bauten, als vergeistigtes Bild dessen, was ihre Hände in der Arbeit ums Leben erreicht hatten, als Symbol, statt daß sie heute das Geld untätig auf der Sparkasse sich sammeln lassen... erschien mir einigermaßen von derselben Pikanterie, wie Claudias Glauben.
Oder ich dachte auch, wenn ich Claudia ihre »Religion« proklamieren sah, ganz unmittelbar an ein Schmuckstück, das sich eine Frau auf die nackende Brust hängt, nicht so eine Margeritte aus Email oder ein Herz aus Silber oder ein Lämmchen

aus Elfenbein. Eher vielleicht war mein Schmuckstück verwandt mit den Fibeln der alten Hetären, die in bedeutsamen Darstellungen und Anordnungen die Lebenstüchtigkeit ihrer Trägerinnen bekundeten und im Gesamten sozusagen eine Allegorie der Menschen malten, die sie sich ansteckten. Claudia selber hatte einmal gesagt, man müsse Religion haben, wie man Halsketten trägt und, um schön zu sein, sich dekolletiert.
Ich stellte auch fest, daß Claudias Extasen nach Akten des Glaubens von hingerissener, stolzer Heftigkeit waren, etwa wie der Sinn der Kurtisanen, die mit vielen Fibeln, Zeugen der Taten ihres Tages ausgestattet, satt und doch begehrlich im weichen Abend an der Hafenmauer Alexandriens lustwandelten. In der Folge kam ich dadurch in den besondern Zwiespalt, daß ich einerseits die Ursachen der größern Leidenschaftlichkeit mit bereiten Händen mitpflegen half, andererseits aber auf diesem Weg über die knapp gehaltenen Ansichten meines Willens hinaus in die abendlichen weichen Schattenstimmungen und die grelle Frömmigkeit der Frühmessen getrieben wurde.
Nicht nur Claudias und der Bequemlichkeit wegen, sondern eben in dem Duft des reellen Gehaltes an Poesie, vergewaltigt von der Erinnerungs-Sentimentalität, und bezwungen von der Wahrhaftigkeit, welche die heimliche, immer fließende Erotik dieses katholischen Kultes wirklich für mein drängliches Verhältnis zu dem sinnlichen Mädchen besaß.
So war ich dem Katholizismus jämmerlich unterlegen von dem Augenblick an, wo ich den knappen Kampf mit ihm einstellte und wo ich glaubte, mich als einfacher, untätiger Zuschauer einmal ohne Gefahr von ihm durchregnen lassen zu können.
Ich fand es nicht mehr lächerlich, daß Claudia knieend vor dem Oeldruck im Hemde zur Nacht betete, dann das Hemd fallen ließ und zu mir schlüpfte. Es störte mich nicht mehr, daß über alle Krämpfe, die die Leidenschaftlichkeit in ihrem Gesicht und ihren Gliedern zucken ließ, das rote Licht des Ämpleins flutete, wie eine zarte Morgenröte, die einen stürmischen See anlächelt.
Aber bald schien es mir, als ob ich die Zügel meiner Absichten nicht mehr so straff führen könnte, wie früher, ich überraschte mich oft dabei, wie mir die Muskeln schlaff wurden, wie ich die Zügel aus den Fingern gleiten ließ, und doch gewiß war, daß der Karren ans Ziel kommt.
Und da erst wurde ich aufmerksam. Holla, Gefahr naht! Fast hätte mich der Teufel schon am Hals gepackt. Ich wehrte mich, erst noch ein bißchen unter der Hand. Ich focht einige Gänge mit lächelndem Gesicht, ein wenig so wie sum Spaß. In Wirklichkeit aber um die Muskeln zu versuchen, das Florett zu prüfen . . . ich stieß nie zu und begnügte mich damit sicher zu sein, daß ich jetzt getroffen hätte. Ich exerzierte sozusagen das Bewußtsein meines Dranges zu der vollkommenen Freiheit des Geistes, die mir in den paar Jahren meines Heidentums wie ein Erbgut in die Adern geflossen war, und spottete:
Sollte die Gnade mir durch diese vortreffliche Tochter der Kirche zugeführt werden? Gott wählt seine Intsrumente vorsichtig und klug. Wahrhaftig er ist das

Prinzip der Schlauheit, und der Jesuitenorden ist der Kirche dieses Gottes eine Zierde.
Aber ich schleppte auch Claudia zu langen, strapazierenden Wanderungen mit ans Meer. Wir badeten in der Brandung und ließen uns totmüde beim Heimkommen am Abend von einem der Ochsenschlitten, die so feierlich und heimelig aussehn, den Berg hinan nach unserm Hause führen — an der Kirche vorbei. Wir kletterten auch einmal am Morgen bis zu den Hotels hinauf und sausten in einem der kleinen Schlitten den Hohlweg hinunter, daß Claudia in der pikanten Lust dieser wagehalsig aussehenden Fahrt die Messe vergaß.
Und ich fühlte doch im zögernden Hinausschieben geängstigt, wieweit ich schon infiziert war.
Da half mir so etwas wie ein Zufall!
Wenn die heidnischen Gottheiten, wie ihr katholischer Kollege, über den Strom der Gnade verfügen könnten, würde man sagen: die Gnade dieses oder jenen Gottes traf sein Herz.
Mein neues Leben schloß morgen seine erste Woche. Es war die Nacht von Samstag auf Sonntag. Claudia war unruhig und teilte mir ihre Nervosität mit. Wir sprachen ein wenig zusammen. Die Müdigkeit schloß dann auf ein Weilchen bleiern das Bewußtsein, aber die schlaflose Unrast weckte uns gleich wieder auf.
Es graute schon zu den Fenstern herein, und das erste junge Licht lag fein, zag und bebend auf der weichen, grade in dieser morgendlichen Stellung barocken Nacktheit Claudias, die ungeduldig alle Decken mit den Füßen zu Boden gestoßen hatte.
Da näherte ich mich in schnell aufflackerndem Begehren.
Aber sie stieß mich ab.
Dessen ungewohnt fragte ich:
»Was ist dir denn, Claudia?«
»Was mir ist? — Ich wünsche etwas von dir, Schäfchen!«
Ich sagte treu:
»Ich habe dir doch jeden Wunsch erfüllt, Claudia!«
»Wirst du mir aber auch diesen erfüllen?«
»Wenn ich ihn nicht kenne, Schatz!«
»O, du könntest ganz leicht.«
»So sag ihn!«
»Nein, erst mußt du versprechen!«
»Dann wird nichts daraus, ich verspreche nie etwas, das ich nicht kenne, weil ich drauf halte, meine Versprechen auch einzulösen«, entgegnete ich mit geheuchelter Festigkeit, denn ich war schon auf dem Punkte »ja« zu sagen.
»O je«, meinte sie, »ich kann es ja auch sagen. Ich weiß ja doch, daß du mir den Wunsch erfüllst. Also ich wünsche, liebes Schäfchen...« dabei machte sie eine Pause und räkelte ihre Nacktheit verführerisch an mich heran... »daß du heute beichten und komunizieren gehst. Es ist ja Nachoster-Sonntag, ein schöner, frommer, katholischer Tag!«

Einen ersten Augenblick beherrschte mich die Heiterkeit des Vorschlags, und die Psychologie des klerikalen Wahlglückes Baierns war mir niemals so klar, wie in dieser Minute auf Madeira.
Aber gleich erfaßte mich der Ärger, daß Claudia es wagte, die Erfüllung meines Begehrens so unzertrennlich mit ihren bigotten Wünschen zusammenzuschmieden, daß sie versuchte, mich gleichsam zu der Religion hinüber zu vergewaltigen, die mir in den letzten Tagen so wie so etwas zu scharf zugesetzt hatte. Ich fühlte, daß ihr Plan langerhand vorbereitet, gut durchsonnen war und hartnäckig in ihrem Kopfe saß.
Ich richtete mich im Bette auf und fuhr sie energisch an:
»Nun hör, ich sag es nur einmal, wenn du nicht sofort dieses Begehren zurückziehst und mir bedingungslos meinen Wunsch erfüllst, steh ich gleich auf und geh davon.«
Sie schwieg.
Ich forderte sie nochmals auf:
»Also, wie ists?«
Da brach sie in ein leidenschaftliches Toben aus, riß die Leintücher vom Bett, schlug nach mir und schrie:
»Nein, nein, nein!«
Aber ich ging zu meinen Kleidern. Gerade dieser Anfall von Wut zeigte mir die ganze Gefahr ihres Vorhabens, und in einem Augenblick war Claudias Einfluß wie eine Seifenblase zerplatzt und sie selber aus mir verschwunden. Als ob ich allein im Zimmer wäre, wusch ich mich, zog mich an. Äußerlich legte eine Ruhe sich wie ein eisernes Band um den Sturm meines Herzens. Aber unter dieser eisernen Form jauchzte es in mir. Hast du dich denn jemalz so nach Freiheit gesehnt, wie in diesem Augenblick? fragte ich mich, als ich die Krawatte knöpfte. Warst du dir jemals so gewiß, was für ein süßes Gut Freiheit ist? während ich im Rythmus des trunken einstürmenden Gedankens meine Stiefel schnürte.
Als ich das Fenster öffnete und hinauskletterte, flog ein Kissen dicht über meinen Kopf in den Garten. Eine Stimme rief, halb in Wut, halb in Tränen:
»Schäfchen! Schäfchen!«
Aber ich hob das Kissen einfach auf, warf es ruhig ins Zimmer zurück und ging behutsam über den Rasen zum Tor.
Als ich über die niedrige Holztür geklettert war und in dem Hohlweg stand, schöpfte ich tief einmal Luft. Dann griff mir der Sturm meines Innern in den Rücken, ich stemmte die Fäuste gegen die Weichen und fing an den Berg hinan zu eilen.
Ein langes Stück Wegs beachtete ich gar nicht.
Nur oben stand im Morgengrauen unberührt stark und blau wie Stahl die mächtige Flanke des Berges über mir. Zu der zog es mich hinauf, und in der Erinnerung, einmal in der Erfüllung desselben Wunsches behindert worden zu sein, begann ich voll Angst ein Stück zu laufen.

Es wurde auf einmal hell. Der Weg war von hohen Hecken bebordet und ostwärts schäumte das Gold der Sonne über die grüne Wand. Eine Glocke wimmerte armselig in dem Quellen der jungen Luft des Frühtags. Wenn sie nur ihr hungriges, verlogenes Maul hielte! Ob ich ihr nicht entlaufen kann? Und ich begann wieder, mit kleinen hitzigen Schritten bergan zu laufen. Mein Herz lärmte wie nahe Kanonenschläge.
Aber endlich hörte das Wimmern der Glocke auf. Nun lagen nur noch weiße, stille Häuschen langsam verstreut auf den Terrassen, in schwellende Vegetation gehüllt. Mit hohen Flammen brannten die Bäume der roten und weißen Kamelien über den Terrassen und waren mächtige, heilige Sommerkerzen.
Wenn ich mich umwende, geht in den Fensterfetzen der Hecke die Bergflanke hinab. Über der weißen Stadt tief drunten steht das Meer, von dem ich, wie von der Stadt, nur große Tupfen sehe und die ganze tieffarbig schimmernde Fläche erraten muß. Ich fange an zwischen Himmel und Erde zu schweben und sehe auf einem fernen Berggipfel einen Nebelkranz liegen. Er kann nicht in der Sonne und im Blauen des frühen Himmels vergehn. Wie könnte ich diesen Nebelballen im Sonntag um den Berggipfel Madeiras diesen Erdenkleber, tragisch mit eigenen Schicksalen vergleichen!
Aber hab ich denn eigentlich Zeit dazu? Ich gehe so schnell in der Sonne den glänzenden Berg hinauf! Meine Augen flimmern, treiben auseinander, wie ein Ballon, der von seinem Gas in den Himmel gestoßen wird.
Wie lange traf ich schon keinen Menschen mehr? Allerlei fällt mir erst nachträglich ein. Auch die Häuser bleiben zurück. Sie waren wie Sonnenträume. Ob ich mir nicht einmal eines von ihnen mieten könnte? Hier hausen! O Wonne! O Wonne! Ginsterblüten tropfen goldig in dem starren, dunkeln Strichwerk der hohen Besenbüschel, durch die meine Beine streichen. Der Boden ist braun und duftet nach Sonne.
Auf einmal jagt unter meinen Augen eine Talschlucht in kahler Fläche wild und tief hinab. Ein Bach springt drunten von einem Felsen, zerglüht in weißen Schaum und rauscht in ruhiger Heftigkeit herauf. Dann steigt die Schlucht jenseits wieder hoch, jäh und braun schärft sich der Rücken der Höhe zu einer schmalen, zerzackten Steinkante, und diese Sägeschärfe fährt, stählern dunkel im weißen Schaum des Himmelslichtes, sausend zum Meer hinab, stürzt heftig in die Wogen hinein, daß sie sprühend aufbranden. Der ganze Bergabhang liegt breit und frei unter mir. Was such ich noch!
Ich liege von der Sonne und der Erdenschönheit besiegt in der nackten Halde. Die trotzige Schlucht an meiner Seite! Die Kleider drücken und ich werf sie ab. Die Frühsonne umarmt mich so glühend! Und alle Kämpfe und Zwiste sind davon, bin ganz in Empfinden und Empfangen aufgelöst. Bin ganz gereinigt und voll Glücks.
Ich erlebe in meinen eigenen Adern die Kraft und den Rhythmus des gewaltigen Sturzes der Bergflanke, in der die Sonne gährt und die Erdenreichtümer um ein-

sam sonnige Menschensiedlungen quellen. Und über der weiß funkelnden Welle Funchals dort unten, so einsam fern von hier oben anzusehn, so eine verträumte, sonnengelöste Gischtstadt am Meer, geht der Ozean.

Er liegt in den Weltenraum hinein, von der Sonne berührt, wie von dem Lächeln eines Gottes, und träumt unter der farbigen Liebe der Erde. Er ist sanft, sehnsuchtsvoll und leidenschaftlich. Eine Schar Inseln vergeht in der Ferne mit schleiernden Augen, entzückt in der Sehnsüchtigkeit ihres nebligen Daseins. Das Meer umfaßt sie mit seiner unendlichen Liebe, hebt sie auf milden Händen voll Zärtlichkeit, voll Phantasie empor. Sacht quillt die Sonne über sie nieder. Das Meer geht weiter.

Ist es noch Bild oder nur mehr Phantasie? Ist es Erde oder Seele?

Fern liegt der Rand des Ozeans stählern klar unter dem Horizont. Aber er ist dennoch kein Damm vor der Unendlichkeit, sondern die Kante einer wunderbar zaubermächtigen, nie zu ergründenden Schlucht, aus deren Tiefen an heidnischen Sonntagen die schönen, ewigen Gottheiten über Erden und Menschen steigen.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN:

Von Lesern dieser Zeitschrift um eine Orientierung in der heutigen französischen Literatur ersucht, möge diesem Wunsche am kürzesten damit entsprochen sein, daß jene Namen hier genannt werden, deren Träger das Bedeutsamste im heutigen französischen Schrifttum uns zu schaffen scheinen. Die Dichter: Claudel, Gide, Barrès, Verhaeren. Die Denker: Remy de Gourmont, Lasserre, Suares, Bergson, Durkheim. Die Lyriker: Francis Jammes, Elskamp, Moréas, Vielé-Griffin, Régnier, Saint Pol-Roux. Der Roman: France, Régnier, Jules Renard, Elémir Bourges, Philippe, Aurel, Léautaud. Und die zu früh Gestorbenen, aber Lebenden: Mallarmé, Signoret, Laforgue, Rimbaud, Verlaine, Lorrain, Jean de Tinan, Jarry, Villier de l'Isle-Adam. Und Maëterlinck. Und nennen in ganz persönlicher Liebe noch einmal: Claudel, Gide, Suares, Gourmont, Jammes, Signoret, Aurel, Philippe, Léautaud und ein Buch des junggestorbenen Coulanghéon: »Lettres à deux femmes«. Den Herausgebern wurden diese Bücher geschickt: vom INSEL-VERLAG Clemens Brentano, Frühlingskranz. Vom Verlage A. R. MEYER-Berlin: Toni Schwabe, Tristan und Isolde. Heinrich Lautensack, Hahnenkampf. Mario Spiro, Schatten, Ein Band Verse. Vom Verlage OESTERHELD-Berlin: Benno Geiger, Lieblose Gesänge. André Gide, Ein Liebesversuch. Mechthild von Magdeburg, Das fließende Licht der Gottheit. Baudelaire, Die Blumen des Bösen. Vom Verlage H. SEEMANN Nachfolger-Leipzig: Ernst Schur, Das Buch der dreizehn Erzählungen. Vom Verlage E. BONSELS-München: Ernst Schur, Weltstimme. Hans Brandenburg, Ästhetische Aufsätze. Vom Verlage SANSOT ET CIE-Paris: G. Faure, Heures d'Ombrie. Henri Focillon, Le Demi-Dieu, Dialogues Philosophiques. Lélia Georgesco, Inassouvis. Paul Flamant, Isarina. R. Randau. Les Colons. Vom Verlage MERCURE DE FRANCE-Paris: Albert Mockel, Contes pour les Enfants d'Hier, illustré pur A. Donnay. Léonardo de Vinci, Textes Choisies. Emanuel Signoret, Poésies complètes. Coulanghéon, Lettres à deux femmes. Edm. Pilon, Muses et Bourgeoises de Jadis. Baudelaire, Oeuvres posthumes. Gaston Capon, Les Vestris. H. de Régnier, Les Scrupules de Spanarelle.

REDAKTIONELLE MITTEILUNGEN

Der Nachdruck von Stücken aus dieser Zeitschrift ist nicht gestattet. Unaufgefordert eingesandten Manuskripten oder Zeichnungen ist das Rückporto beizulegen. Sendungen sind an die Redaktion München, Hubertusstraße 13 zu richten. Einlaufende Bücher werden hier angezeigt, sie zu besprechen steht im Belieben der Herausgeber.

Das dritte Heft des Hyperion gelangt etwa acht Wochen nach diesem zweiten zur Ausgabe. Es wird Beiträge enthalten von: Heinse (Unveröffentlichtes), Mell, Meredith, Schloß, Sternheim, Ernst, Einstein, Carozza, Blei und Bilder von: Signac, Mailoll, Rodin, Ivo Hauptmann, Mathes

VERLAG HANS VON WEBER · MÜNCHEN

VERLAG VON ALBERT LANGEN IN MÜNCHEN

FÜR TEXT UND BILDER VERANTWORTLICH FRANZ BLEI, MÜNCHEN, HUBERTUSSTR. 13.
FÜR DIE ANZEIGEN HANS VON WEBER, MÜNCHEN, ADALBERTSTR. 76.

Es kommen Stunden ---

F. Hölderlin.

Otto Vrieslander.

Sehr langsam, äußerst tragisch.




mf breit jede Silbe
Es kom - men Stun - den,
mf sf
wo das er-schüt - ter - te,
sf
ge - preß - te Herz um - sonst
sf
in der Hoff - nung Land sich
ruhiger
mp rit.
mp rit.


flüch - - tet,
langsamer
sehr langsam
Schwer.
wo um - sonst die er - zenen
Schwer.
sehr kräftig
mf
sf
sf
sf



Stich u Druck v. Oscar Brandstetter, Leipzig.

HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM



MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER/VERLAG

HYPERION

EINE ZWEIMONATSSCHRIFT
HERAUSGEGEBEN VON FRANZ
BLEI & CARL STERNHEIM



MÜNCHEN 1908
HANS VON WEBER VERLAG

Date Due

WIENER
WERK
STÄTTE